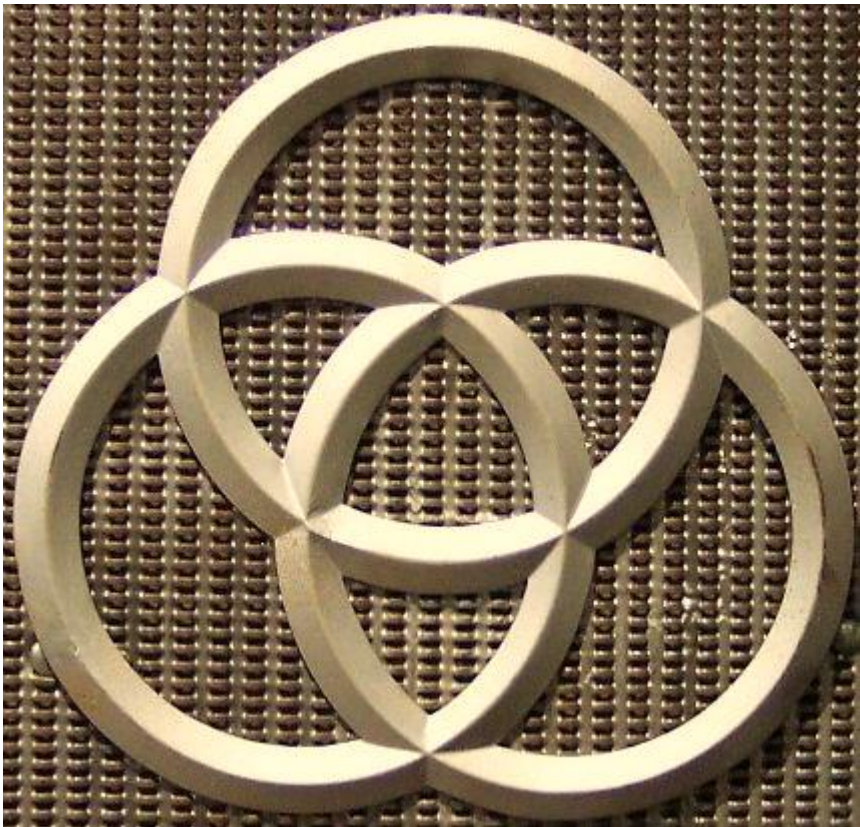


DIE DREI RINGE



...AUCH DER REICHE
TRÄUMT;
IHM ZEIGEN SCHÄTZE SICH,
DOCH OHNE FRIEDEN...

DAS LEBEN EIN TRAUM

CALDERON



DIE DREI RINGE

**LEBENSGESCHICHTE
EINES INDUSTRIEUNTERNEHMENS
VON
GERT VON KLASS**

ERSCHIENEN
IM RAINER WUNDERLICH VERLAG
HERMANN LEINS
TÜBINGEN UND STUTT GART



KRUPP

INHALT

ERSTES BUCH • DER GRÜNDER

1. <i>Kapitel</i> BAHN DURCH DREI MENSCHENALTER ...	13
2. <i>Kapitel</i> DIE KRUPP-SAGA	22
3. <i>Kapitel</i> GUSS-STAHLE UND SONSTGARNICHTS	36
4. <i>Kapitel</i> DIE RINGE	47
3. <i>Kapitel</i> DER KANONENKÖNIG	61
6. <i>Kapitel</i> DIE WENDEMARKE	72
7. <i>Kapitel</i> TRAGIKOMISCHES INTERMEZZO	90
8. <i>Kapitel</i> KRIEG UND FRIEDEN	99
9. <i>Kapitel</i> GRÜNDERKRISE	112
10. <i>Kapitel</i> DER INNERE AUFTRAG	124
11. <i>Kapitel</i> VATER UND SOHN	136
12. <i>Kapitel</i> DIE NEUEN ZWISTE	150
13. <i>Kapitel</i> DER JUNGE KRUPP	162
14. <i>Kapitel</i> MARGARETHE VON ENDE	178
13. <i>Kapitel</i> DAS ENDE EINER ZEIT	195

ZWEITES BUCH • DER ERBE

16. <i>Kapitel</i> DER ZWEITE HERR	219
17. <i>Kapitel</i> DER NEUE KURS	231
18. <i>Kapitel</i> DER PANZERSTAHLE	242
19. <i>Kapitel</i> DER WEG ZUR FLOTTE	253

20.	<i>Kapitel</i> DAS KESSELTREIBEN	261
21.	<i>Kapitel</i> DER FANGSCHUSS	277

DRITTES BUCH • DER TREUHÄNDER

22.	<i>Kapitel</i> DAS INTERREGNUM.....	297
23.	<i>Kapitel</i> DIE NEUE ROLLE	309
24.	<i>Kapitel</i> ZWISCHEN TRAUM UND WIRKLICHKEIT. . .	322
25.	<i>Kapitel</i> DIE ZERBROCHENEN SIEGEL.....	343
26.	<i>Kapitel</i> WEHE DEN BESIEGTEN.....	358
27.	<i>Kapitel</i> KLEINKRIEG FÜR DEN FRIEDEN.....	375
28.	<i>Kapitel</i> RATIONALISIERUNG UND INVESTITIONEN .	388
29.	<i>Kapitel</i> DER FALSCHER PROPHET.....	400
30.	<i>Kapitel</i> DIE FALLE	416
31.	<i>Kapitel</i> DIE ÜBERSTEIFERUNG DES UNRECHTS . .	429
32.	<i>Kapitel</i> DER FALL NR.10.....	441
33.	<i>Kapitel</i> DER PROZESS	450
34.	<i>Kapitel</i> DAS UNVERGÄNGLICHE.....	465
	NACHTRAG	481

VERZEICHNIS DER BILDER

	<i>bei Seite</i>
<i>Villa Hügel, Vorderfront</i>	16
<i>Alfred Krupp nach dem ältesten vorhandenen Bilde ...</i>	32
<i>Bertha Eichhoff als Braut</i>	48
<i>Der Krupp-Stand auf der Weltausstellung in London 1851</i>	64
<i>Entwurfsskizze von Alfred Krupp für die Villa Hügel</i>	80
<i>Alfred Krupp verpflanzt Alleien</i>	96
<i>Das «Stammhaus»</i>	128
<i>Villa Hügel vor dem Umbau, Gartenfront</i>	144
<i>Margarethe Krupp, geb. Freiin von Ende</i>	192
<i>Der alte Krupp</i>	208
<i>Bertha Krupp geb. Eichhof, in späteren Lebensjahren . .</i>	224
<i>Friedrich Alfred Krupp</i>	240
<i>Die Handschrift Friedrich Alfred Krupps</i>	288
<i>Bertha Krupp von Bohlen und Halbach 1909</i>	304
<i>Gustav Krupp von Bohlen und Halbach</i>	320
<i>Kaiser Wilhelm II. mit Gustav von Bohlen bei der Einweihung der «Margarethenhöhe» 1912</i>	336
<i>Haupttreppe in der unteren Halle der Villa Hügel . . .</i>	352
<i>Die Handschrift Gustav von Bohlens</i>	368
<i>Gustav von Bohlen – eine der letzten Aufnahmen</i>	416
<i>Alfried Krupp von Bohlen und Halbach</i>	432

*Die Bilder bei den Seiten 16 und 352 sind mit freundlicher Genehmigung
von Frau Solvejg Hennig dem Bildband «Villa Hügel» entnommen.*

ERSTES BUCH

DER GRÜNDER

BAHN DURCH DREI MENSCHENALTER

Auf der Höhe über dem Ruhrtal bei Werden, mit dem Blick zum Baldeneysee und ins Bergische Land, liegt die Villa Hügel, ihrer Erscheinung nach ein Schloss wie viele Adelsschlösser in Deutschland, in ihrem Wesen ein Bürgerhaus. Wer von Norden, von Essen her kommt, Wald und Park durchdringt, in denen der Bau verborgen liegt, steht plötzlich vor dem hohen Block eines Palastes, dessen Konturen dem Stil der Renaissance entlehnt sind. Ein grosser, rechteckiger Eingang sprengt die Fassade, ein schmuckloses Bogenfenster starrt wie ein Zyklopenauge vom hohen Stockwerk herab, ein Überbau wie der Schnürboden eines Theaters hockt arm und ungehörig auf dem Flachdach. In bemessenem Abstand vom Hauptgebäude und mit ihm durch eine Galerie im klassizistischen Stil verbunden, bescheidet sich das «Kleine Haus», karg und freudlos hingestellt wie ein preussischer Zweckbau.

Für die Repräsentation seines Werkes, in dem sich während eines einzigen Menschenalters Reichtum und Macht häuften, hat Alfred Krupp dieses Bürgerschloss geschaffen. Kaiser, Könige, Fürsten, Minister, Magnaten und Industriekapitäne, alles, was Rang und Ansehen hatte, ging hier ein und aus. Kaum ein Königsschloss hat je einen solchen Reigen erblickt. Dem war auch der Lebensstil der «Villa Hügel» angemessen. Das märchenhaft Ungewöhnliche wurde alltäglich und zu einer Last für ihre Bewohner.

Drunten im Westen von Essen am Limbeckerthor steht die Wiege des Unternehmens, dessen Name auch heute, wo das Haus von seiner Höhe gestürzt ist, jeden anderen in diesem Lebensraum überragt. Ihm wird Achtung gezollt vom Arbeiter wie vom Unternehmer, und am ehrlichsten von denen, die ihm dienten oder noch dienen. Sie gilt nicht dem einen oder anderen Manne, sondern dem Gesamtwerk, das, vom Willen der Besitzer sich lösend, ein selbständiges Leben, sein eigenes Gesetz und sogar eine eigene Legende gewann.

Nach schwerem Beginn wurde das Haus Krupp vom Glück begünstigt wie kein anderes. Es zog magisch Kräfte an sich, schmolz sie ein und um zum «Geist des Hauses» und erlangte eine Weltbedeutung, die dem heimischen Ansehen nicht nachstand. Dass gerade ihm dieser Aufstieg glückte und nicht den vielen verwandten Gründungen seiner Zeit, rührt daher, dass es sich wie kein anderes mit den grossen Bewegungen des 19. Jahrhunderts verband, dem es, wie sein Schöpfer, dem Wesen nach angehörte. Und so spiegelt sich in seiner Geschichte die Geschichte Deutschlands mit allen Lichtern und Schatten.

Der Neid, der das Haus Krupp umspült, ist seiner Grösse angemessen. Er, der natürliche Begleiter jedes Aufstiegs, versäumte hier keinen Erfolg. Er war immer zur Stelle, in vielen Formen, als steter Zeuge für die nie ausbleibende Eifersucht der Menschen. Kein Industrieunternehmen ist wie dieses dem Tadel ausgesetzt gewesen, und es wäre erstaunlich, wenn es in den hundertfünfzig Jahren seines Bestehens keinen Anlass zu Tadel gegeben hätte. Aber das hat nichts daran ändern können, dass dieses Haus, geachtet oder verfemt, seinen symbolhaften Rang in der Meinung der Welt behauptete, der es gelegentlich gefiel, ihn weit über das wahre Mass zu steigern.

In seinem Bereich gab es keine Anonymität. Immer stand *ein* Mann für das Werk, trat *eine* Gestalt hervor, die alles verantwortete, was geschah. Nicht die Manager entschieden, sondern die Besitzer, mochten sie grosse oder mittel-mässige Männer sein. Ein jeder von ihnen wurde überschüttet mit glückhaften Erfolgen. In drei Generationen verdreifachte sich das Werk. Das Glück verschwendete sich an die Firma, aber es versagte sich denen, die sie besaßen. Wo jeder menschliche Wunsch erfüllbar schien, verweigerte das Schicksal den Frieden, der sich in den Herzen ansiedelt. Wer so in der Nachbarschaft der Machtkämpfe lebt, verliert für sich den Anspruch auf Glück. Er gerät notwendig in das Geflecht von Schicksal und Schuld. Er muss Verschuldetes und Unverschuldetes büssen, weil für den in dieser Welt Schaffenden keine Möglichkeit besteht, sich aus dem grossen Schuldturm zu lösen. Die Geschichte des Hauses Krupp ist die Geschichte seiner leitenden Männer, und ihr Thema ist die Tragödie der Deutschen in der Neuzeit.

Alfred Krupp, der grosse Krupp (1812-1887), türmte sein Werk in eine Zukunft, die in seinen Bann zu zwingen er für möglich hielt. Dieses echte Kind des technischen Zeitalters glaubte an sich, an sein Werk und an die Richtigkeit der Welt, in der er lebte, mit der entwaffnenden Einfachheit seiner Generation. Er meinte den Schlüssel zum Geheimnis des Lebens zu besitzen, das Universalrezept, das alle Probleme löst, das Sesam-öffne-dich, das den Zugang zu den Schätzen der Welt vermittelt. Nur die eine Voraussetzung musste erfüllt werden: dass alle taten, was *er* wollte. Dann, meinte er, könne es an nichts fehlen. Er lief Sturm gegen jeden Widerstand, oft an seiner Mitwelt verzweifelnd, niemals aber an sich. Und da er allen in der Runde weit an Willenskraft überlegen war, schuf er aus nichts etwas, und aus diesem Etwas wurde das grösste Rüstungs-

unternehmen der Welt. Das Haus Krupp stand freilich schon, ehe noch das erste Gussstahl-Kanonenrohr in Essen gegossen wurde. Dann aber, als er längst der «Kanonenkönig» geworden war – für ihn ein Ehrenname ohne jeden Beigeschmack –, begann er mit Geduld und Zähigkeit daran zu arbeiten, sich selbst überflüssig zu machen. Dieses Werk sollte ohne ihn leben. Und eben dieses, was er lange vor seinem Tode erreicht hatte, vermochte er nicht zu ertragen. So wurde er der verbitterte, eigenbrödlische alte Herr auf dem Hügel, der seine Fabrik mied und zum Schluss nicht mehr betrat. Der reichste Industrielle Deutschlands irrte in seinem Schloss von Zimmer zu Zimmer, getrieben von der Angst, schon ein kurzer Aufenthalt in einem Raum könnte die Luft verdorben haben. Dann wieder brachte er, keineswegs krank, Wochen im Bett zu, bis ihn sein Arzt mit groben Worten hinausjagte. Verlassen von seiner Frau, von seinem Sohn mehr gefürchtet als geliebt, starb er den einsamen Tod derer, die sich selbst überlebt haben.

Liegt hier die Tragik noch ganz im Persönlichen, in einer Natur, der nichts Genüge tun konnte, so ist das Schicksal seines Sohnes Friedrich Alfred, des letzten Namensträgers (1854-1902), bereits ein allgemeineres, schon gezeichnet vom Geiste der sterbenden Epoche. Er hatte die Empfindsamkeit des gütigen Herzens, leugnete wie so viele und nicht die Unedelsten, dass es Gemeinheit, Bosheit, ja überhaupt das Schlechte gibt. Und eben darum fiel er diesen Mächten zum Opfer. Was an ihm begangen wurde, nannten seine Zeitgenossen intellektuellen Mord. Dieser Mord war nur möglich, weil Friedrich Alfred Krupp wehrlos gegen Niedertracht, weil er dem Zwiespältigen seiner Zeit nicht gewachsen war, die unter äusseren Zeichen kraftstrotzender Gesundheit schon die krebsartigen Metastasen ahnen liess, die den Leib der Menschheit durchzogen.



Im dritten Glied dieser Reihe durchdringen sich das persönliche und das allgemeine Schicksal so dicht, dass kaum noch eine Trennungslinie sichtbar ist. Gustav von Bohlen und Halbach wurde durch seine Heirat mit Bertha, der ältesten Tochter und Erbin Friedrich Alfred Krupps, zum Verwalter der unteilbaren Krupp'schen Werke. Der damals sechsunddreissigjährige Legationssekretär (1870-1950) begann seinen Weg mit einer dreifachen Last für sein Selbstbewusstsein. Die Heirat mit der reichsten Erbin Deutschlands verwies ihn, wenigstens in den Augen der anderen, in die Rolle eines Prinzgemahls. Er trat in die Reihe der grossen Männer an Rhein und Ruhr, der Kirdorf, Klöckner, Reusch, Stinnes, Thyssen. Das waren stärkere Naturen, aufgewachsen mit Kohle und Stahl, erdhaftere, vitale Gesellen. Der kleine zierliche «Taffy» – diesen Kindernamen behielt Gustav von Bohlen sein Leben lang – war zu klug, um sich nicht des Unterschiedes bewusst zu werden. Diese Männer brauchten nicht, wie Gustav von Bohlen es tun musste, ihre Direktoren zu fragen, was da an Rhein und Ruhr gespielt wurde, sie wussten es selbst am besten. Das war ihre Welt, ihr ureigenes Reich, war ihre Schöpfung, und in der lebendigen Gestaltung ihrer Industrien waren sie zugleich deren Geschöpfe geworden. Dem hatte Gustav von Bohlen nur seine diplomatische Schulung entgegensetzen, eine wohlgeschliffene Waffe, deren er sich kunstgerecht zu bedienen wusste, seinen nüchternen Verstand, ergänzt durch einen zähen Willen und unbeugsame Arbeitsenergie. Das war nicht wenig, aber doch nicht ausreichend, um ein inneres Gleichgewicht zu gewinnen. Wollte er im Rate dieser Potentaten bestehen, dann musste er sich noch eine Vollmacht schaffen, die ihn sicherer legitimierte als seine Heirat allein. So erklärte er sich zum Hüter der Tradition des Hauses und damit der Tradition

überhaupt. Seine Bibel wurde das Testament des grossen Alfred Krupp, das er nicht nur dem Wortlaut, sondern auch dem Sinn nach zu erfüllen strebte. In der treuhänderischen Pflege des Überkommenen hatte er das Leitseil gefunden, an dem er in allen Lagen Halt suchte und das er nie mehr aus den Händen liess. Indem er aber, ehrenhaft bis in den letzten Nerv, korrekt bis zur Verzweiflung, seinen Weg verfolgte, war es ihm bestimmt, den Fragwürdigkeiten eines Denkens zu erliegen, das nur beharrt und für neue schöpferische Antriebe keinen Platz hat. Gustav von Bohlen – das ist die Tragödie der Tradition, die noch heutigen Tages nicht ganz zu Ende gespielt ist.

Das vorläufige Schlussglied dieser Kette ist Alfried von Bohlen und Halbach, der älteste Sohn Gustav von Bohlen. Er war im Jahre 1933 Sechszwanzig Jahre alt und musste mit sechsjähriger Haft dafür büssen, dass er den Namen Krupp trägt.

Diese Männer haben mehr als hundert Jahre hindurch die Geschicke des grössten deutschen Industrieunternehmens bestimmt. Ihr Schicksal ist eng mit dem ihres Volkes verbunden, wie ihr Wesen, so grundverschieden es auch war, bezeichnende Züge des Charakters ihres Volkes trug. Ihre Taten und Nicht-Taten entsprangen in den letzten Antrieben dem Lebensgefühl ihres Jahrhunderts. Keine der grossen Zeitfragen blieb in ihnen unberührt. Die Tragik Deutschlands, seine Schuld und seine Unschuld – hier wird sie offenbar.

Die Geschichte des Hauses Krupp ist eng verweben mit der Entwicklung des deutschen Wehrgedankens in den letzten hundert Jahren. Als die Gussstahlfabrik Krupp in Essen Waffen zu schmieden begann, lagen die Freiheitskriege schon fünfzig Jahre zurück. Damals hatte die deutsche Ju-

gend den Wehrgedanken mit ihrer poetischen Kraft durchdrungen und den Tod auf dem Schlachtfeld als heiliges Opfer für Vaterland, Heimat und Familie gepriesen. Die Wirksamkeit dieses Mythos war so stark, dass nach einem halben Jahrhundert vergessen war, wie massenhaft, erbärmlich und poesielos schon in den napoleonischen Kriegen das Sterben war. Selbst der grauenvolle Untergang der Grande Armée wurde zu einer Saga, die behaupten durfte, dass es keinen schöneren Tod in der Welt gäbe, als vorm Feind erschlagen zu werden.

Als Alfred Krupp sein erstes Kanonenrohr goss, das er auf der Weltausstellung in London im Jahre 1851 zeigte, hatte der Mythos endgültig gesiegt, waren wehrlos und ehrlos gleichbedeutende Begriffe geworden. Der Krieg wurde unumstritten als Daseinserscheinung hingenommen, als eine höhere Wirklichkeit, die keiner menschlichen Einwirkung unterlag. Das Beispiel Napoleons war dem Abendland Beweis genug. Napoleon war ein Dämon gewesen. Das hatte Goethe gemeint, als er ihn einen Halbgott nannte. Gegen Dämonen halfen nur dämonische Kräfte. Wer sich gegen die unheimlichen Mächte wappnete, schuf keine «Mordwerkzeuge», sondern Waffen wie Wieland der Schmied, den schon in sagenhaften Zeiten die Helden umschmeichelten.

Gegen dieses Dogma begann im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der internationale Sozialismus Sturm zu laufen. Mit ihm kehrten die Ideen der französischen Revolution in das politische Kampffeld zurück. Sie setzten den Menschen zum Mass aller Dinge und sahen auch Krieg und Frieden in seine Hand gegeben; der ewige Frieden schien keine Utopie mehr zu sein.

Die herrschende Schicht nahm den Kampf auf. Wer den Wehrgedanken verdächtigte, wurde verfemt und aus «der

guten Gesellschaft» ausgestossen. Noch einmal errang sie einen Sieg, als beim Ausbruch des ersten Weltkrieges die deutsche Sozialdemokratie für den Krieg stimmen musste, wollte sie nicht «vom Zorn des Volkes» weggefegt werden. Der alte Mythos schien sich neu zu stärken. Der Name Langemarck erhielt durch den Opfertod der studentischen Jugend seinen hohen Klang. Bald aber verbreitete sich in den Schützengräben, die von der Kanalküste bis zur Schweiz reichten, die Ansicht, dass dieses Sterben ein Opfer gewesen sei, das bei besserer Führung und Ausbildung wohl hätte vermieden werden können. Die Stunde des Skeptizismus war gekommen. In den Trommelfeuerschlachten des ersten Weltkrieges wurde die Poesie und der Geist eines hochgemuten Opfers vernichtet; der moderne Nihilismus der Stahlgewitter trat auf den Plan.

In der Nie-wieder-Krieg-Parole des Jahres 1918 triumphtierte die Friedenssehnsucht der Menschen, aber auch jener Materialismus, der seinem Wesen nach das Leben als höchstes Gut ansehen muss. Doch wurde bald offenbar, dass der Vertrag von Versailles einen ewigen Frieden nicht bescherte. Auch die deutsche Republik musste sich mit dem Gedanken einer bewaffneten Verteidigung vertraut machen. Ehe sie aber die Zeit erhielt, für eine uralte Frage eine neue Lösung zu finden, riss Hitler die Macht an sich und «schmiedete das neue deutsche Schwert». Doch sein Versuch, einen neuen Mythos der Wehrhaftigkeit zu züchten, scheiterte. Die deutsche Jugend zog stumm in den zweiten Weltkrieg; sie starb heldenhaft. In ihrem Glauben missbraucht, stürzte sie in die grösste deutsche Niederlage.

Den Verlierenden blieb nichts –weder Besitz, noch Vaterland, noch Ehre, nicht einmal die Überzeugung von ihrem Recht. Und sie waren bereit, als unteilbare Wahrheit zu erkennen, dass das Waffenhandwerk, dem sie sich noch ein-

mal ausgeliefert hatten, das unheilvollste dieser Welt wäre. Aber sie werden belehrt, dass auch dieses Unheil ein vorbestimmtes ist, solange nur eine einzige Macht weniger auf das Recht als die Gewalt vertraut.

In diese Wandlungen und Wirungen war das Haus Krupp, obwohl seine Besitzer von Politik nichts wissen wollten, unlöslich verflochten. Sein Name blieb, in Ruhm und Schmach, im Brennpunkt des grossen Meinungsprozesses. Das letzte Urteil spricht die Geschichte, die das Zeitliche am Ewigen misst.

DIE KRUPP-SAGA

Am 19. Oktober des Jahres 1826 schreibt in Essen, einem Städtchen mit 5'000 Einwohnern, das zum Königreich Preussen gehört, Therese Krupp, die sechsunddreissigjährige Witwe Friedrich Krupps, an einen Geschäftsfreund ihres Mannes: *«Nach einem zweijährigen Kranksein entschlief am 8. dieses Monats mein geliebter Ehegatte an den Folgen der Brustwassersucht, wozu sein langes Kranksein endlich überging. Ich ermangele nicht, Ihnen diesen für mich und meinen Kindern so schmerzlichen Verlust bekannt zu geben, besonders da Sie sowohl in Freundschafts- als auch in Geschäftsverbindung mit dem Verstorbenen standen. Das Geschäft wird hierdurch keines Weges leiden, da mein Mann aus Vorsorge das Geheimnis der Zubereitung des Gusstahls meinem ältesten Sohn gelehrt hat, der bei seiner Krankheit seit der Verabschiedung des Herrn Grevel sowohl das Besichtigen als auch die ganze Geschäftsführung allein besorgt hat und ich dasselbe mit seiner Hilfe fortsetzen werde. Da der Vorrat von Osemund-Eisen und den übrigen Schmelzmaterialien zur Neige geht, so ersuche ich Sie, mich in Ihrer gütigen Antwort zu benachrichtigen, ob ich von Ihnen 5'000 Pfund Osemund von der besten Qualität, der keine Spur von Kaltbruch zeigt, unter der Bürgschaft meines Schwagers, des Herrn Major von Müller, dessen Bürgschaft Sie bei meinem folgenden Brief erhalten werden, auf sechs Monate Ziel erhalten kann. Da ich hiermit sehr eilig bin, so bitte ich, mich*

gütigst bald mit einer Antwort zu beehren und empfehle mich Ihnen freundschaftlichst.»

Dieser Brief ist der Ursprung der Krupp-Saga, jener fast mythischen Verbindung des Namens Krupp mit dem Begriff des Gussstahls, die von weltweiter Wirksamkeit werden sollte. Die Krupp-Saga ist eine Vermengung von Dichtung und Wahrheit wie alle wahren Sagen dieser Erde. In die Überlieferung ist Friedrich Krupp, der Gründer der Gussstahlfabrik Fried. Krupp, Essen, eingegangen als der Erfinder des Gussstahls und hat mit diesem Namen Ehren und Nachruhm erlangt. Aber wenn der Gussstahl je «erfunden» wurde, dann geschah dies nicht durch Friedrich Krupp, es gab in England Gussstahl vorzüglicher Qualität schon in einer Zeit, als Friedrich Krupp sich noch nicht mit seinem Geheimnis beschäftigte. Wohl aber hat er sich, ein von Hause aus wohlhabender Essener Kaufmann, viele Jahre seines Lebens hindurch um die Entwicklung des Gussstahls bemüht und dabei sein Vermögen verloren. Er hinterlässt seine Witwe in äusserst bedrängter Lage. Beim Tode des Vaters ist Alfred Krupp, sein ältester Sohn, vierzehn Jahre alt, also ein noch nicht geschäftsfähiger Knabe; allerdings ein sehr merkwürdiges Kind, das nicht nur das Geheimnis des Gussstahls begriffen hat, sondern auch die ganze Geschäftsführung allein besorgt, wie die Mutter schreibt.

Friedrich Krupp hat mit neununddreissig Jahren das Ende seines Weges erreicht. Er ist gestorben in dem kleinen Aufseherhäuschen, das er draussen vor den Toren der Stadt neben seine grosse neue Fabrik gesetzt hatte und in das er als todkranker und bankrotter Mann aus dem alten Krupp'schen Haus am Flachsmarkt in Essen geflohen war. Dort, am Flachsmarkt, war am 26. April 1812 sein ältester Sohn Alfred geboren worden, der später das Aufseherhäuschen und nicht das alte Patrizierhaus zum Stammhaus der Krupps

erklären wird, so die Legende nährend, die Krupps seien ganz «von unten» gekommen. In eben dem Jahr 1812 hatte Friedrich Krupp seine erste Gussstahlfabrik errichtet, mit der die bewegte Geschichte des Hauses begann. Das Jahr 1812 gilt daher als das Gründungsjahr der Firma Fried. Krupp.

Der Zeitpunkt der Firmengründung war kein zufälliger, er stand in engem Zusammenhang mit dem allgemeinen Geschehen. Napoleon, noch der Herr Europas, war der Gegenspieler Englands geworden und hoffte noch immer, mit der Kontinentalsperre das britische Inselreich niederzuringen. Die Sperre sollte die englische Einfuhr nach dem Festland lahmlegen. Wenn das auch nicht gelang, so verhinderte sie jedenfalls, dass der heiss begehrte englische Gussstahl, ein Monopolprodukt der Insel, in ausreichenden Mengen nach dem Kontinent gelangte. Diesem Mangel wollte Friedrich Krupp abhelfen; er witterte ein glänzendes Geschäft, wenn es ihm gelänge, einen Gussstahl, dem englischen gleichwertig, herzustellen. Und es wurde auch ein glänzendes Geschäft – fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode.

Als Friedrich Krupp an diese Aufgabe ging, an der ihm bestimmt war, sich zu verbluten, war er ein selbstbewusster junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der hinter sich ein Vermögen von hundertzwanzigtausend Talern wusste. Die Idee des besten Gussstahls der Welt war ihm, einem Romantiker von Geblüt, weit mehr als ein technisches Ziel. Es ging ihm nicht um den Gussstahl, sondern um seine Träume von Reichtum und Glück, um ein Leben, das den Rahmen des Alltags sprengte. Er war vernarrt in die «angenehmen Entwürfe», an denen er sich nach seinen eigenen Worten wie an dem Anblick einer schönen Gegend ergötzte, er liebte den Zauber, den Rausch des Ungehörten, die Überhöhung und äusserste Steigerung des

Lebensgefühls. Das war es, was ihn zu immer neuen Wagnissen trieb, zu rastloser Tätigkeit und zur Überspannung aller seiner Kräfte. Zweimal trennte er sich von Teilhabern, die behaupteten, das Geheimnis des Gussstahls zu kennen, und die ihn enttäuschten; jedesmal wieder stürzte er sich allein in kostspielige Versuche. Der Gedanke eines grossartigen technischen Fortschrittes übte seine Magie aus und trieb ihn über alle Rückschläge vorwärts, als längst die Kontinentalsperre zusammengebrochen war und England wieder seinen Gussstahl nach Europa lieferte wie in der alten Zeit.

Auch waren seine Versuche nicht ganz erfolglos. Es gelang ihm, mit den preussischen Münzämtern in Verbindung zu treten und erste Aufträge für seine Münzstempel aus Gussstahl zu erhalten. Auch auf Walzen aus Gussstahl erstreckte sich die Nachfrage der Münzen. Im Jahre 1817 wählte er sich nach vielen Versuchen und Rückschlägen am Ziel, da die Bestellungen seine Produktionsmittel zu übersteigen begannen. Die Fabrik auf der Walkmühle erschien ihm zu klein. Eine neue Fabrik musste erstehen, ausgestattet mit allen technischen Neuerungen der Zeit, gross genug, um möglichst gleich den ganzen Bedarf Europas an Gussstahl zu decken. Und so wagte er sich an einen Schmelzbau, der viel zu geräumig für seine Verhältnisse war. Das Aufseherhäuschen wurde lange vor der Fabrik fertig, da die Geldsorgen schneller wuchsen als die Mauern des Neubaus. Endlich, im August 1819, war die Fabrik vollendet, «schön und kostspielig», wie er selbst feststellte, und so gross, dass sie noch bis zum Ende des Jahrhunderts seinen Nachfolgern zu vielen Zwecken dienen konnte.

Niedergang und Zusammenbruch der Firma erstreckten sich über eine Spanne von sieben Jahren. Immer wach-

sende Geldnot und Krankheit, planloses Greifen nach Neuem und die Vernachlässigung notwendiger Alltagsarbeit spielten dabei ihre verhängnisvolle Rolle. Als Friedrich Krupp zum Sterben kam, da waren die stolzen Pläne begraben, da hatte er seine zahlreichen Ehrenämter in der Stadt Essen niedergelegt, da war er aus der Liste der Gewerbetreibenden gestrichen, da stand die grosse Halle des Schmelzbaus öde und verlassen, und das Hammerwerk schwieg. Sieben Arbeiter geisterten durch die toten Räume und wussten nicht, was sie tun sollten. An Stelle des Vermögens von 120'000 Talern waren 10'000 Taler Schulden getreten. Nichts war geblieben als «das Geheimnis des Gussstahls», das er seinem Sohn vermacht hat.

Das eigentliche Vermächtnis des Vaters an den Sohn ist viel weniger dieses sehr fragwürdige Geheimnis als der Vorsatz, den besten Gussstahl der Welt zu schaffen, und dieser Vorsatz hat eine mächtige Triebkraft. Der Sohn steht ein langes Leben hindurch in seinem Bann, wird wie der Vater ein Besessener – nur dass er im Gegensatz zu ihm über unbeirrbar Willenskräfte verfügt, mit denen er schliesslich nach wilden Kämpfen Idee und Wirklichkeit zusammenzwingt. Alfred Krupp, der Sohn, weicht nicht mehr vom Weg, bleibt beim Gussstahl, beim besten Stahl der Welt, koste es, was es wolle – selbst das eigene Glück oder sogar das Glück derer, die er liebt.

Für dieses bankrotte Unternehmen ist es wichtig, dass der Sohn neben dem Geheimnis des Gussstahls noch andere Kenntnisse besitzt. Er weiss zum Beispiel, dass der Mensch das Nächstliegende zuerst tun soll und muss. Diese Binsenweisheit, die sein Vater nie begriffen hatte, gehört dem Vierzehnjährigen von Natur. Da ist die tote Fabrik, da sind sieben lebendige Arbeiter, fünf für den Schmelzbau und zwei für die Schmiede. Das ergibt mit ihm zusammen acht

Mann, so rechnet der vor kurzem aus der Schule entlassene Quartaner Krupp. Mit ihnen gilt es an die Arbeit zu gehen.

In seinem entschiedenen Zupacken wird der Sohn ohne Vorbehalt von der Mutter unterstützt. Von ihr, der Tochter des Essener Kaufmanns Wilhelmi, berichtet die Überlieferung recht dürftig. Sie erzählt von einer ungewöhnlich willensstarken Frau, die sich durch keine Schicksalschläge beugen lässt, die schlicht und einfach ist, immer die Mittelstrasse liebt und «an alles, was mich angeht, die Eleganz hasst». Weit hinter ihr liegt jetzt der Tag ihrer Verlobung, wo sie mit der Puppe im Arm auf die Strasse tanzte und in schönstem Platt jubelte: «Ick sin Brut! Ick sin Brut!» – ein sechzehnjähriges Kind, das sie war. Die glänzende Partie hat sie vor Not und Sorge nicht bewahrt. Therese hat Friedrich Krupp vier Kinder geboren. Sie verfügt nur über ihren gesunden Verstand und den starken Willen, eine hoffnungslose Lage zu meistern. Wie es mit ihrer Bildung bestellt ist, schildert ihr Schwager, der Pastor Bohnstedt, in einem Brief an Friedrich Krupp: *«Unsere Frauen, Du weisst es ja, lieber Bruder, dass sie alle drei, so wie auch Louise, in häuslichen und sittlichen Tugenden gut erzogen worden sind; wir können unsern Schwiegereltern nicht genug dafür danken. Aber ihre Geistes-Bildung – die wissenschaftliche – blieb zurück; nicht einmal ihre Muttersprache, die deutsche, können sie richtig sprechen, noch weniger richtig schreiben-, ein Mangel, den meine Frau nun bald nicht mehr fühlt, welches mich gewiss innigst freut. Warum bemühst Du Dich in dieser Rücksicht nicht auch? Es ist ja keine Gelehrsamkeit, was ich hier meine; heut zu Tage gibt es nicht wenige Kinder geringeren Standes als unsere Frauen, sogar Bauernkinder, die richtig sprechen und schreiben.»* So der ehrenwerte Pastor im Jahr 1817. Nun, jetzt geht es nicht um die allgemeine Bildung, sondern um

ein verrottetes Erbe, um die Not des Tages, um die nackte Existenz. Es geht darum, ob sie mit ihrem vierzehnjährigen Sohn das Lebenswerk des Gatten und Vaters fortsetzen soll, eine Frage, die sie entschieden bejaht, unbekümmert um den entgegengesetzten Rat der Freunde und Verwandten. Mutter und Sohn sind offenbar aus einem Holz geschnitzt, der Sohn soll auch die Gesichtszüge von der Mutter geerbt haben. Wie sie sich gegenseitig stützen und tragen in diesen bösen Tagen des Anfangs, in den langen Jahren schwerer Kämpfe – darüber gibt es kein Zeugnis. Bald tritt die Mutter völlig hinter den weit über seine Jahre entwickelten Sohn zurück. Darin wird sie zur geistigen Stammutter der späteren Krupp'schen Frauengestalten, denen es ebenso eigentümlich war, ihre stille Lebenskraft im Schatten eigenwilliger Männer zielsicher zu entfalten. Therese erlebt noch den Aufstieg des Hauses, an dem sie nie zweifeln mochte.

So beginnt der Kampf mit dem Alltag, die Zeit der immerwährenden Sorgen, der unsäglichen Mühen, die mit jedem Fortschritt nur grösser werden. Später, als Alfred Krupp schon der grosse Krupp war, hat er auf seine Art diese Anfangszeit in die Krupp-Saga einbezogen, mit Recht stolz auf die ungewöhnlichen Erfolge, die er dem Schicksal abtrotzte. Klüger als seine Kritiker, verstand er etwas von der Zaubermacht der Legende, erfasste, dass die Menschen nichts heisser ersehnen als Erlebnisse, die über den Alltag hinausführen. Darum verklärte er die Tagesmühsal, die kennzeichnend ist für die ersten Jahre eines Industrieunternehmens in der vorindustriellen Zeit.

In diesen Anfängen geht es um die bescheidensten Aufträge, um den Bezug der allernotwendigsten Mengen Pulver und vor allem und Jahre hindurch um das Lohngeld für den gefürchteten Zahltag, das fast immer zusammen-

gebettelt werden muss. Daneben steht die Verbesserung des Gussstahls, da das übernommene Geheimnis sich als nicht ausreichend erweist. Es ist ein sehr unerquicklicher Alltag, durch nichts vergoldet, was erheben oder anfeuern könnte, mit mürrischen Verwandten, querköpfigen Ratgebern, dem Scheitern stets näher als dem Gelingen.

Im Mittelpunkt aller Sorgen steht das Geld. Für Alfred Krupp ist es vom ersten Tage seines Wirkens an nur Mittel zum Zweck. Sein Fehlen ist der grosse Hemmschuh für die weitausgreifenden Pläne. Er hasst es und wird es immer verachten, selbst wenn er es besitzt. Auch in dem verborgensten Winkel seines Wesens hat er kein Verständnis für Dispositionen und Finanzen. In dieser Anfangsperiode borgt er wahllos herum, damit Löhne und Wechsel bezahlt werden können. Er ist nicht liebenswürdig, nicht verbindlich, auch nicht, wenn er die andern braucht. Dieser Knabe, der das Jünglingsalter überspringt, weist die Zähne, besonders wenn er ausnahmsweise einmal berechtigt ist, etwas zu fordern. Aber er kennt auch seinen kleinen Betrieb bis in den letzten Winkel, niemand kann ihm etwas vormachen, selbst die alten Arbeiter nicht. Borgt er nicht, dann borgt die Mutter mit der gleichen Unbekümmertheit, wobei es mehr als einmal um «zehn Thaler Courant» geht. In dieser Art schlägt er sich sieben Jahre lang durch, um im achten Jahr die Welt mit der Kunde zu verblüffen, dass er überzeugt sei, nunmehr den Bedarf sämtlicher deutscher Staaten an Gussstahl decken zu können, den er auf eine Million Pfund jährlich schätze, und dass er deshalb zu bauen beabsichtige: ein Hammerwerk mit drei Hämmern, eine Drechslerei, eine Schleiferei, ein Pochwerk und ein Gebläse; das alles solle betrieben werden durch eine funkelnagelneue Dampfmaschine von 18-20 Pferdekraften. Dieser Entschluss erinnert die ewig in Anspruch genommene Verwandtschaft nur allzu

sehr an Alfreds Vater und dessen uferlose Pläne. Sie ist ehrlich entsetzt. Auch die Ursache dieses Entschlusses kann sie nicht beruhigen. Er ist gefasst worden auf Grund der Tatsache, dass es Alfred Krupp auf seiner letzten Geschäftsreise gelungen war, Aufträge für sechstausend Gulden hereinzubringen, Aufträge, die allerdings erst erfüllt werden müssen und deren Bezahlung in weiter Ferne liegt. Es sind handfeste Wirklichkeiten, in denen der Zweiundzwanzigjährige träumt.

Der Plan erfordert mindestens zehntausend Taler, besser noch fünfzehntausend Taler Kapital. Mag der Teufel wissen, woher es kommen soll. Wozu gibt es einen Staat, wenn er dem aufstrebenden Gewerbe nicht hilft? Schon der Vater hat Preussen um Geld angegangen, zäh und immer vergeblich, der Sohn tut es mit der gleichen Aufdringlichkeit. Der Instinkt für den Ansatzpunkt beim preussischen Staat, der einmal die Geschicke des Hauses wesentlich entscheiden wird, gehört zu den merkwürdigsten Tatbeständen in dieser an Merkwürdigkeiten wahrlich nicht armen Geschichte. Doch ist Preussen eine wohl verwahrte Festung, die sich Krupp erst nach Jahrzehnten ergeben wird. Vorläufig schreibt der zuständige preussische Minister in trockenem Amtsstil, dass Geldunterstützungen nach ministeriellen Erfahrungen kein Mittel seien, um die «Gewerbe-Betriebsamkeit» zu wecken. Aber das Geld erhält Krupp doch, zehntausend Taler von seinem Vetter Fritz von Müller, der damit sein Teilhaber wird. Müller setzt auf ihn wie auf ein Pferd, glaubt an seine Fähigkeiten und stösst sich auch nicht an seiner Jugend. Die «sämtlichen deutschen Staaten» müssen freilich noch lange auf den Kruppstahl warten.

Dem ersten Abschnitt von acht Jahren folgt ein zweiter von vierzehn, der zwar eine Erweiterung des Geschäftes

bringt, aber die Sorgen nur steigert. Den Lehrjahren Alfred Krupps folgen die Wanderjahre. Wohl nie ist so lange und in solcher Einseitigkeit gewandert worden. Da gibt es keine strahlende Gotteswelt, kein Abschweifen zu den goldenen Freuden der Jugend, kein Abenteuer, das der Wanderung Farbe verleiht. Einmal rührt eine Liebesgeschichte an die Geschäftsinteressen, blass und keineswegs herzerreissend. Von der Gefühlseligkeit des Biedermeier weiss das junge Herz nichts. Fremd ist ihm auch die Welt Goethes, fremder noch die der Romantik. Seine Romantik ist von ganz neuer Art, ohne geistige Beziehung. Dieser überschlank, hochaufgeschossene Mann, der «wie ein leibhaftiger Lord» aussieht, ist verbohrt in seinen Stahl und härter als dieser. In Paris nimmt er die Goldarbeiter aufs Korn, um seine Stahlwalzen an den Mann zu bringen, macht zwanzig bis dreissig Besuche den Tag, oft vier oder fünf Stockwerke erklimmend. Er sieht nichts von dem Raumwunder der Place de la Concorde, erlebt nichts von der Gloire des Arc de Triomphe, erzählt nichts von der stolzen Madeleine, wo es doch des Kunstsinns eines ganzen Volkes bedurfte, allein um diese Kirche an den Platz zu stellen, wo sie steht. Was geht ihn eine Welt an, die nicht gewillt ist, Kruppstahl zu kaufen? Seine Briefe aus allen diesen Jahren schwärmen von Walzen und von Verkaufserfolgen und kennen nur das Geschäft.

Reisen nach England folgen den Reisen nach Paris. In England treibt er unter falschem Namen in voller Gemütsruhe das, was man heute Werkspionage nennen würde. Eine posthume Kritik wird daraus die Bosheit und Verworfenheit des Krupp'schen Geistes herauslesen. Jene Zeit ist jedoch der Ansicht, dass es Sache jedes Unternehmens ist, sein Geheimnis zu hüten. Von hysterischen Ängsten ist man noch weit entfernt und sieht mit Gelassenheit dem Spiel

der Kräfte zu. Europäertum und Nationalismus schliessen sich noch nicht aus. Neben kleinstaatlicher Enge steht echte Internationalität als Erbgut einer Jahrtausende alten europäischen Gemeinsamkeit. In dieser selbstverständlichen Haltung reist Krupp nach Frankreich und nach England, nach Wien und nach Petersburg, nach Warschau und wieder nach Wien – ruhelos wie der ewige Jude, schreibt sein späterer Teilhaber Solling. Immer auf der Spur seiner Geschäfte, immer einen einzigen Gedanken im Kopf, die Firma, wahrhaft gross in der Beschränkung, mit der er sich keinen Blick vom Weg gestattet. Gewiss weitet sich auf diesen Reisen sein Horizont, verbessert er die zu Hause angelernten französischen und englischen Sprachkenntnisse, aber was er entdeckt, sind neue Absatzgebiete in Frankreich, die niederschmetternde Überlegenheit der englischen Industrie, märchenhafte Möglichkeiten in Russland, wo er sich darüber entrüstet, dass Geschäfte nur mit «Gaunereien» zu machen seien, nämlich mit Bestechungen. Dann ist es ihm bestimmt, im Wien Metternichs das glatteste Parkett der Welt kennenzulernen.

In Wien geht es um ein Münzstreckwerk, das er für sechsundzwanzigtausend Gulden an die dortige Münze verkauft hat, ein gewaltiges Geschäft für die kleine Firma und bald eine Angelegenheit auf Tod und Leben. Sie bringt ein Musterbeispiel für den am schärfsten hervortretenden Charakterzug dieses Mannes: sein Durchstehvermögen. In Wien wurde die Schikane um ihrer selbst willen betrieben, bereitete die Intrige um der Intrige willen Genuss. Dort fand der subalterne Geist Mittel und Wege, sich Monate und Jahre selbst gegen die höchsten Instanzen zu behaupten, bis dann nach Jahr und Tag Blitz und Donnerschlag von oben kam, der endlich den Widerstand zerschlug, übrigens ohne den Subalternen zu schaden. Anderthalb Jahre ver-



bringt Krupp in Wien, nur um solchen Blitz aus dem ministeriellen Gewölk auf jene untergeordnete Stelle herauszuzwingen, die ihm mit fadenscheinigen Gründen die Zahlung für eine ehrliche Lieferung verweigert. Anderthalb Jahre schwebt er zwischen Bestehen und Untergang. Der Kampf des auf diesem Parkett Unerfahrenen gegen Schliche, die in Jahrhunderten erlernt worden waren, bringt dem Dreissigjährigen neben den dringend benötigten Gulden die ersten grauen Haare ein.

So wie es bisher gewesen ist, bleibt es auch in der Ära der Löffelwalze, einer Konstruktion, auf die Krupp sein Jugendfreund Fritz Solling gebracht, der nun mit fünfzigtausend Talern für zehn Jahre sein stiller Teilhaber wird, während der Vetter Fritz von Müller aufatmend ausscheidet, um Krupp fortan aus der Ferne zu bewundern. Die Löffelwalze bedeutet einen der vielen Schläge, die die moderne Technik gegen das ehrbare Handwerk führt. Mit ihr kann man Löffel, aber auch Gabeln, als Massenartikel herstellen. Die Bestellung auf eine ganze Löffelfabrik aus Russland bewahrt die Firma im Revolutionsjahr 1848 vor dem Untergang. Kurz vor Abschluss dieses Geschäftes hatte Krupp wie weiland Friedrich der Grosse sein Tafelsilber einschmelzen lassen, um die Löhne bezahlen zu können. Mit der Revolution setzt sich Krupp inzwischen auf seine eigene Weise auseinander, indem er den letzten Arbeiter von den sieben des Anfangs fristlos entlässt, weil der alte Murrkopf aufsässig geworden war.

So endet die Lehr- und Wanderzeit. Sie hat genau fünf- undzwanzig Jahre gedauert. Die Meisterstücke werden auf der ersten Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 gezeigt, und sie bewegen die Welt.

Alfred Krupp ist nun ein Mann von neununddreissig Jahren, endlich Alleinherr in seiner Fabrik, unbeweibt und

von seiner Aufgabe mehr beherrscht denn je. Er hat nichts mit der Welt zu schaffen gehabt, die seine Jugend und sein junges Mannestum umschloss, mit jenen fünfundzwanzig Jahren von 1826 bis 1851. Er hat keine Zeit gehabt für «Lektüre, Politik und dergleichen», wie er sich ausdrückt, das heisst für diejenigen Betätigungen, für die damals die meiste Zeit aufgewendet wurde. Zur geistigen Welt besitzt er keine Beziehungen. Im Jahr 1832 war Goethe, der Repräsentant der grössten literarischen Epoche Europas, gestorben, ein Ereignis, dem Alfred Krupp kaum einen Gedanken geschenkt haben wird. Die hohe Politik, die Stürme der Revolution von 1848 lassen ihn unbewegt. Dass die Ära Metternich durch sie beendet wurde, jene grosse Reaktion gegen den dämonischen Geist Napoleons – er nimmt davon keine Kenntnis. Die alles bewegende Frage der deutschen Einheit interessiert ihn höchstens insofern, als unbequeme Zollgrenzen fallen könnten.

Seltsam beziehungslos ragt Alfred Krupp aus seiner Umwelt. Ohne Übergang, in allen charakteristischen Einzelzügen schon ausgebildet, entspringt dieser erste moderne Industrielle seiner Zeit, wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus, gepanzert und bewehrt mit der Rüstung des technischen Zeitalters. Es ist in ihm kein Fragen, Tasten und Suchen. Dem Nachtwandler gleich geht er auf dem schmalen Grat seines Weges, der zu Stahl und Kohle führt und nur dahin. Aber aus Stahl und Kohle wächst die kommende Welt.

Krupp unternimmt weder jetzt noch später jemals den Versuch, sich in seiner Zeit begreifen zu wollen. Er hat nun für hundert Arbeiter zu sorgen, bald werden es fünfhundert oder tausend sein. Das ist es, was ihn angeht. Fünf- undzwanzig Jahre eines unerhörten Kampfes haben ihn an die Tore des grossen Erfolges geführt. Er wird sie nie ver-

gessen, mag ihm die Zukunft auch höchste Triumphe spenden. Vierzig Jahre später erinnert er sich der Anfangszeit noch in den geringsten Einzelheiten: *«Wenn vor vierzig Jahren ein Tiegel entzwei ging, dann war das ein Bankerott. Wir füllten die Tiegel so viel wie möglich, die kleinsten Bäume, mit soliden Stückchen Stahl. Wir hatten damals einen sehr schweren Graphit, der wie Seife durch die Finger ging. Damals lebten wir von der Hand in den Murnf es musste alles gelingen, wir hatten nicht mehrere Waggons Tonerde vorrätig und nicht drei bis vier Fass Graphit. Ich habe damit angefangen, in Essen drei Zentner Graphit auf einmal zu kaufen und das war für mich damals ein ganz bedeutendes Unternehmen – was haben die Ladenschwengel stolz auf mich herabgesehen! Aber aus dem kleinen Keim der Fabrik, wo Rohmaterial en detail gekauft wurde, wo ich Prokurist, Korrespondent, Kassierer, Schmied, Schmelzer, Koksklopfer, Nachtwächter beim Zementofen und sonst noch viel dergleichen war, wo ein Gaul sämtliche Transporte gemütlich besorgte, wo zehn Jahre später das Wasser zur ersten errichteten Dampfmaschine in Ringeln aus dem Teich getragen wurde in den leer gepumpten Brunnen, weil Röhrenanlage zu teuer war, ist das jetzige Werk hervorgegangen.»*

Diese Darstellung ist mehr als nur blosser Erinnerung. Sie zeigt den an der Krupp-Parabel dichtenden Krupp, der immer wusste, was es mit diesen ersten fünfundzwanzig Jahren auf sich hatte. Sie haben seinem Unternehmen nicht nur die geschäftliche Grundlage gegeben, in ihnen ist schon die mythische Kraft enthalten, die vor aller Augen sichtbar darzustellen seine kommende Aufgabe sein wird. Aus ihr wird er die grosse, die wahre Krupp-Saga gestalten, die bestimmt ist, seinen Namen über die Welt zu tragen.

GUSS-STAHL UND SONST GAR NICHTS

Im Jahr 1851 findet in London im neu erbauten Kristallpalast die erste Weltausstellung statt. Eine ihrer Sensationen ist ein Feldgeschütz der Firma Fried. Krupp, dessen Rohr nicht, wie sonst üblich, aus Bronze, sondern aus Gussstahl besteht. Von den Technikern aller Nationen noch mehr bewundert wird ein Krupp'scher Gussstahlblock im Gewicht von viertausenddreihundert Pfund, wie man ihn noch nicht gesehen hat.

Von dem Stande der Firma Krupp mit dem Feldgeschütz gibt es ein aufschlussreiches Gemälde. Es zeigt das Geschütz unter einem erheiternden Baldachin, zierlich wie ein Spielzeug. Der Baldachin ist ein preussisches Kriegszelt. Zu Füßen des Geschützes sind ein halbes Dutzend hoch polierte Kürasse aufgebaut, zehn Pfund schwere Fabrikate der Firma Krupp, die auf zwölf Schritt Entfernung von der Kugel eines Infanteriegewehres nicht durchschlagen werden. Über dem Zelt prangt ein grosses Schild, auf dem zu lesen steht «Deutscher Zollverein». Das Geschütz aber ist garniert mit einem Flor von Damen in Krinolinen und mit grossen Schutenhüten. Der Maler wird wohl gewusst haben, weswegen er nur einen einzigen Militär in diesen duftigen Blütenkranz gemischt hat. Und die Damen, die den Kristallpalast durchstreifen, finden diese Kanone gewiss «reizend».

Die erste Weltausstellung ist eine repräsentative Geste des Britischen Weltreiches, das eben damit beschäftigt ist,

Indien zu unterwerfen. Dazu braucht es wohl oder übel Gewehre und Kanonen. Wenn die Engländer wollen, können sie sich die Krupp-Kanone in beliebigen Mengen bestellen. Aber sie wollen nicht. Die Kanonen, die in Indien schiessen, kommen nicht aus Essen.

Für das England dieses Jahres 1851 ist Deutschland, das es nur als geographischen Begriff gibt, und insbesondere das lächerlich sich aufblähende Preussen nichts als ein unbedeutender Konkurrent, der sich wichtig macht und durch einige besondere Anstrengungen unliebsam auffällt. Das Britische Weltreich durchlebt jetzt die «Victorianische Ära», die glänzendste Epoche seiner Geschichte. Der Katalog der Weltausstellung, ein gewichtiges Buch von über achthundert Seiten, trägt mit Recht Goldschnitt. Auf diesen Seiten ist im Nonpareille-Druck, also winzig klein, aufgeführt, was ausgestellt wird. Man kann nachlesen, wieviel davon Preussen und Deutschland produzierten.

Das Feldgeschütz gefällt den Damen trotzdem ausnehmend, ebenso wie die hochfeinen Kürasse, die dazu bestimmt sind, männliche Heldenbrüste zu decken. Die Damen leben offenbar ganz naiv in dem Glauben, dass ein Mann dazu da sei, Weib und Kind und Heim zu schützen. Für sie ist die Kanone kein Mordinstrument, sondern eine Waffe, ohne die sich nach dem Stande der gegenwärtigen Technik nicht in Ruhe und Sicherheit leben lässt. Darum gefällt ihnen auch, dass das Geschütz so hübsch ausgestattet ist. Nach einem zeitgenössischen Bericht war die Lafette aus Mahagoni, nach einem andern aus poliertem Eschenholz, aus dem die alten Germanen ihre Lanzen fertigten. Die Damen umdrängen das Geschütz wie einen schmucken Jüngling, dem sie, entgegen der gewöhnlichen Spielregel, den Hof machen, weil er, zu allem andern, so nett angezogen ist. Sie sehen nicht zerschmetterte Glieder

oder aus Wunden strömendes Blut, sondern schmutzige Offiziere, die in gar keiner Weise ans Sterben erinnern.

Aber Anstoss wird doch genommen, zum Beispiel von dem aus Preussen verbannten Demokraten Lothar Bucher, der später einmal Bismarcks vertrauter Rat werden sollte. Bucher ist begabt mit einer beweglichen und zugespitzten Feder. Er liebt die Amerikaner und Chinesen, denn er schreibt anno 1851:

«Die Krone der preussischen Industrie ist die vielbesprochene Krupp'sche Kanone von Gussstahl mit der Lafette von Mahagoni. In der amerikanischen Abteilung findet sich ein schönes Gegenstück dazu: ein mit dem äussersten Luxus ausgestatteter Pflug, das Gestell von kostbaren Hölzern, mit Gemälden verziert, die Pflugschar ein Meisterstück von Eisenarbeit. Weshalb hat man nicht dieses Prachtstück des Urwählers auf ein Lager von riesigen Maiskolben gebettet und mit Fruchtgewinden von Weizenähren bekränzt? Es ist merkwürdig, dass China und Amerika sich in diesem Kultus des Pfluges begegnen. Europäische Fürsten feiern ihre höchsten Feste damit, dass sie den Soldaten Schnurrbärte, Hosen und Lederzeug revidieren, ein Geschäft, das denn doch im Grunde jeder Unteroffizier noch besser versteht. Der Kaiser von Chùia zieht zur Feier des Frühlings die erste Furche durch den Acker.. .»

Bucher erwähnt nicht, dass kurz vor der Zeit, in der dieser Pflug geschmiedet wurde, die Staaten gegen Mexiko Krieg führten, was nach siegreicher Beendigung des blutigen Streites den Vereinigten Staaten von Amerika ausser Texas auch Kalifornien einbrachte, dazu die Gebiete von Nevada, Utah, Arizona und Neu-Mexiko. Diese Siege sind nicht mit dem Pflug, sondern mit Gewehren und Kanonen errungen worden. Seine Verherrlichung des «Urwählers» geht an der Zeitgeschichte vorbei.

Der deutsche Journalist beachtet auch nicht, dass Krupp sein Geschütz jedermann zum Verkauf anbietet. Niemand in der weiten Welt stösst sich an dieser bedenklichen Tatsache. Welch eine Welt, in der solches geschehen kann, in der es keine geheime Rüstung gibt, in der man Geschütze kaufen kann wie Giesskannen, in der niemand sich überlegt, dass, wenn dieses Geschütz nach Frankreich verkauft wird und wenn es zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich kommt, deutsche Soldaten mit einem deutschen Fabrikat totgeschossen werden, ein Problem, das eines Tages noch manches Kopfzerbrechen bereiten wird. Vorläufig – in dieser Epoche – huldigt man mit aller Selbstverständlichkeit der Ansicht, dass jeder mit allen nur denkbaren Artikeln internationalen Handel treiben darf, und seien es auch Feldgeschütze; darin liegt ohne Frage eine Weltanschauung beschlossen.

Das Geschütz ist die Sensation der Ausstellung, aber leider kein Geschäft. Es wird nicht begehrt, weil es zu teuer ist. Wäre die Firma auf das Stahlrohr angewiesen, so könnte Alfred Krupp seine stolzen Pläne begraben. Die Sensation der Weltausstellung bringt nicht einen einzigen Auftrag. Immerhin liegt hier der Anfang der Krupp'schen Waffenfabrikation, die später so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Ein Biograph des Hauses Krupp behauptet, das erste Geschütz aus Gussstahl sei nicht von Krupp, sondern vom Bochumer Verein hergestellt worden. Krupp hätte sich zu Unrecht als «Erfinder» des Gussstahlgeschützes bezeichnet. Wie das auch sein mag – so pflegt es in der Welt zuzugehen –, ein Gedanke liegt in der Luft, drängt nach Verwirklichung. Mehrere beschäftigen sich gleichzeitig und oft unabhängig voneinander mit seiner Durchführung. Zum Wesen der modernen Industrie gehört es ausserdem, nach immer neuen

Absatzgebieten Ausschau zu halten. Krupp ist jedenfalls etwas schneller als der Bochumer Verein und bringt bereits im September 1847 sein erstes Gussstahlrohr nach Spandau auf den Weg – Gebucht 237 Pfund, Seelenweite 6,5 cm; es soll auf Herz und Nieren geprüft werden. Leider erfüllt Preussen die Erwartungen nicht. Preussen lässt das Rohr zwei Jahre auf irgendeinem Speicher liegen. Man denkt nicht an Probeschüssen, lässt die Zeit vergehen – die recht unruhige Zeit der Jahre 1848 und 1849 –, die Spinnen weben ihre Netze in die Rohrseele, und es ist wirklich eine ernste Frage, was Preussen und seine Artillerie-Prüfungskommission zu dieser Zeit wohl planen mögen.

Nun, man will dort seine Ruhe haben, man denkt, dass Bronzekanonen schon seit mehreren hundert Jahren ausgezeichnet schießen und dass die ewigen Besserwisser und Nörgler in Gottes Namen der Teufel holen möge. Wenn man sich auch mit Kanonen von Amts wegen beschäftigen muss, die preussische Artillerie-Prüfungskommission ist jedenfalls über jeden Verdacht erhaben, der Kriegslüsterheit zu fröhnen. Sie lebt in der /Auffassung, dass Preussen ein Ordnungsstaat ist, dass jedes Amt allem seinen genau bestimmten Platz anweisen müsse und dass nichts notwendiger sei, als dem Neuen mit gründlicher Systematik zu Leib zu gehen.

Vielleicht spiegelt diese Artillerie-Prüfungskommission das Wesen Preussens viel richtiger wider als alle späteren Darstellungen des preussischen Militarismus: jenen Ordnungs- und fast pedantisch engen Pflichtenstaat, dem der kategorische Imperativ eines nüchtern durchschrittenen Alltags über jedes Kriegsabenteuer geht. Alfred Krupp jedenfalls bläst, nachdem zwei Jahre ins Land gegangen sind, Sturm, und es gelingt ihm tatsächlich, das amtliche Beharrungsvermögen zu überwinden und die Spinnen aus der Rohrseele zu jagen. Auf dem Tegeler Schiessplatz wird end-

lich das neue Rohr erprobt. Drei Monate später hält Krupp das Versuchsprotokoll in Händen. Da darf er dann nach einigem mageren Lob lesen, dass «das Bedürfnis einer Verbesserung unserer leichten Geschütze und namentlich unserer Feldgeschütze fast gar nicht vorhanden ist und nur schweren Rohren von Bronze eine längere Dauer, den eiserne aber eine zuverlässigere Haltbarkeit zu wünschen sein möchte». Diese krause, barocke Sprache mutet Alfred Krupp wie Hohn an. Was haben solche Bemerkungen mit seinem Gussstahlrohr zu tun, dessen Haltbarkeit sich am Ende so gross erweist, dass man es nur mit Überladungen in die Luft sprengen kann? Erst das Allgemeine Kriegsdepartement nennt die Sache beim Namen, indem es schreibt: «Wir können Sie daher nicht aufmuntern, die Versuche fortzusetzen, wenn Sie nicht im Voraus absehen, dass es Ihnen gelingen wird, das aus der grossen Kostbarkeit entspringende Hindernis für die Einführung derartiger Rohre zu beseitigen.»

Hier spricht das rechnerische Preussen, der Sparsamkeitsstaat, die von den Königen von Preussen gezüchtete Bürokratie, die über den Verdacht auch der kleinsten Verschwendung hoch erhaben ist. Hier spricht der unwirsche Soldatenkönig, der niemals einen Krieg geführt hat, aber im Spandauer Turm Taler auf Taler legte mit jenem verbissenen Geiz, der keine Lebensfreude kennt; das Preussen Friedrichs des Grossen, dessen Oberrechnungskammer auf jeden Pfennig Jagd machte und ein Streckbett für ihre Beamten war; das Preussen Friedrich Wilhelms III., der seine Offiziere nach Jena und Auerstedt auf Halb- und Viertelsold setzte und knauserig blieb, auch als es ihm besser ging. Da wirkt eine Tradition, die auch Friedrich Wilhelm IV. nicht aus den Angeln zu heben vermag, selbst wenn er es gewollt hätte, und sie wird noch tief in den ersten Welt-

krieg hineinreichen. Das Beamtentum, rechtlich, genau, sparsam, unbestechlich, sorgt dafür, dass nichts schwerer wird, als dem preussischen Adler Geld aus den Fängen zu reißen. Dass und wie es Krupp am Ende doch gelingt, zum Ziel zu kommen, kennzeichnet diesen Mann und Preussen. Seine Mühen werden, von diesem Versuch an, noch genau zehn Jahre dauern.

Ein Gussstahl-Kanonenrohr ist am Ende genau so «gut» oder «böse» – von der Moral her – wie ein Bronze-Kanonenrohr. Was Dupont in Amerika und Armstrong in England betreiben, ist ein ehrenwertes Gewerbe. Krupp will nichts anderes als sie, höchstens will er noch bessere Kanonen machen. Ein anderes Spezifikum kann auch das schärfste Auge nicht entdecken. Oder sollte Krupp eine geheime konspiratorische Tätigkeit ausüben, leidenschaftlich an der Politik seiner Zeit interessiert sein, beginnen, im Verborgenen die Fäden zu ziehen, um Preussen oder Deutschland listig in Kriege zu verstricken, um daran Geld zu verdienen? Es sind wildbewegte Zeiten, und solche Zeiten sind vorzüglich geeignet, im Trüben zu fischen.

Es ist die Zeit der deutschen Revolution und der Paulskirche, eine Epoche, die das leidenschaftliche Interesse eines jeden Deutschen wecken muss. Der deutsch-preussische Militarismus allerdings scheint sich in einer Art von Agonie zu befinden. Seit den Freiheitskriegen wurde im deutschen Raum kein Krieg mehr geführt. Während England Indien eroberte, die Vereinigten Staaten Mexiko bekriegten und sich in den langen und blutigen Sezessionskriegen zerfleischten, während Frankreich zusammen mit England gegen Russland den Krim-Krieg führte, liegt der deutsche Raum im tiefsten Frieden – genau ein halbes Jahrhundert lang.

Immerhin, um die Zeit von 1848 bis 1851 stehen auch Deutschland und Preussen mehr als einmal am Rande eines

Grossen Krieges; das preussische Kriegsdepartement hat nicht die geringste Ursache, «fast gar kein Bedürfnis einer Verbesserung seiner leichten Geschütze zu haben». In dem Ringen um die deutsche Einheit hat Preussen soeben im Jahr 1850 die «Schmach von Olmütz» hinnehmen müssen, das heisst, im Machtkampf der beiden Staaten ist es Österreich gelungen, Preussen zu demütigen; Preussen hat nicht an die Waffen appelliert, sondern klein beigegeben. Man hat in Preussen kaum mit dem Säbel gerasselt, während Österreich, nur zum kleineren Teil eine deutsche Macht, mobilisierte. Dieser Verzicht beendet die Konzeption der kleindeutschen Union.

Sie war ein Gedanke Joseph von Radowitz', eines Freundes Friedrich Wilhelms IV, einer der geistvollsten Erscheinungen der buntbewegten Epoche. Nachseinem Plan sollte ein neues «Deutsches Reich» unter Führung von Preussen als engerer Bundesstaat gegründet werden. Darüber sollte ein grösserer Bund stehen, der das alte Bundesgebiet von 1815 nebst Österreichs ausserdeutschem Bestand umfasste. Die «Deutsche Union» hätte Reich und Österreich für alle Ewigkeit unlösbar miteinander verbunden. Das wäre die Geburtsstunde einer beherrschenden mitteleuropäischen Grossmacht geworden. Es ging um alles, um Deutschland, um Preussen, um Österreich und vor allem um das berühmte europäische Gleichgewicht; wäre es gestört worden, hätte schon damals ein Weltkrieg entstehen können. Von diesem Gleichgewicht lebte vor allem England, das daraus die Freiheit zu seiner Weltreichpolitik gewann, davon lebten aber auch Frankreich und Russland. Hier im deutschen Raum überschnitten sich die Fäden der Weltpolitik – das war deutsches Schicksal seit tausend Jahren –, wenn sie verwirrt oder zerrissen wurden, blieb kein Europäer von weittragenden Folgen verschont.

In den Briefen Alfred Krupps aus den Jahren 1848 bis 1851 schlagen sich diese Weltbegebenheiten nicht mit einem einzigen Wort nieder. Da sind zu lesen genaue Anweisungen an seine Fabrik, erregte Klagen über einen Artikel der Vossischen Zeitung, die sich in unerwünschter Weise mit den Tegeler Schiessversuchen befasst hatte, die Meldung vom Tode seiner Mutter, eine Mitteilung an seinen Teilhaber Solling, dass er gern den Kontrakt mit ihm um zehn Jahre verlängern möchte – was nicht geschehen wird –, ein Ungewitter wegen des Zerspringens einer Gabelwalze; dann aus London, dass schleunigst ein «completter Offizier-Cuirass mit gelbem Orange-Seidenfutter» geschickt werden soll, dass die Engländer einen Guss von nur zweitausendvierhundert Pfund ausstellen und dass sich alles prächtig anlasse. Und nicht ein einziges Mal nur die winzigste politische Bemerkung, nicht eine Andeutung, dass es auf der Welt auch noch etwas anderes gibt als die Krupp'sche Gussstahlfabrik.

In der Tat, «wir haben keine Zeit für Lektüre, Politik und dergleichen». Da tagt vom Dezember 1850 bis Mai 1851 die «Dresdener Konferenz», wo Österreich seinen Sieg in Olmütz auskostet und Preussen die Gleichstellung in Deutschland verweigert. Es geht auch jetzt nicht um Kleinigkeiten. Der Gedanke eines österreichisch-deutschen Grossstaates ist auf die fast einmütige Ablehnung der übrigen europäischen Mächte gestossen. Und währenddessen verrinnt die deutsche Revolution von 1848. Wovon hatten nicht damals die grössten deutschen Geister geträumt! Fast ein halbes Jahrhundert geht nun das Ringen um ein neues deutsches Reich, um die Wiedergeburt der alten Reichsherrlichkeit, die kein «militaristisches», sondern ein geistiges Weltphänomen war. In sie sollten die Herzströme eines freien Volkes einfließen, in ihr sich alle Kräfte zu höchsten

Leistungen steigern. Alle diese hohen Ideale, diese herzerreissenden Bewegungen – so deutsch, romantisch, bei aller Verstiegenheit so unendlich liebenswert, weil reines und edles Wollen in ihnen wirkte, freilich auch ein erschütternd geringer Instinkt für das politisch Mögliche und Erreichbare – in Alfred Krupp, der dabei ist, ein Riesen-Industrieunternehmen aus dem Boden zu stampfen, lassen sie kein Echo laut werden.

Hier werden die Gesetze deutlich, unter denen die deutsche Industrie angetreten ist. Dieser nur auf sich gerichtete Blick der grossen Industriellen Deutschlands – auf sich, das heisst in diesem Fall auf ihr Werk – ist ein gemeinsames Charakteristikum aller «Industriekapitäne», mit verschwindenden Ausnahmen und geringfügigen Varianten. Dass diese Männer nicht den Anschluss fanden an die geistigen und politischen Strömungen ihrer Zeit, ist ihnen oft zum Vorwurf gemacht worden. Es gibt Gründe für ihr Versagen, keine Rechtfertigungen. Sie hatten keine Zeit für Politik, ihr Werk frass sie auf und tut dieses noch heutigen Tages. Mag sein, dass es anders gar nicht möglich ist, dass weitere Wirksamkeit Menschenkraft überstiege, mag sein, dass die grosspolitische und wirtschaftliche Sphäre sich ausschliessen, wie die wirtschaftliche und die künstlerische, zumal in einer Zeit, die aus ihrer Fülle heraus zum Spezialistentum zwingt, ein Verderben bleibt es doch. Denn der Augenblick ist nicht mehr fern, wo es gelten wird, auch die Technik und gerade sie geistig zu bewältigen, und wo die Unfähigkeit dazu viele geheime Krankheiten ausbrechen lässt. Die grossen Förderer der technischen Entwicklung schreiten zu immer grösseren Konstruktionen, schreiten in ein neues Gebiet, ohne zu ahnen, dass es ebenso wie das politische bevölkert ist von dämonischen Gewalten. Erst hundert Jahre später wird man von der «Perfektion der

Technik» sprechen, ohne ihren Mächten das letzte Geheimnis zu entreissen.

Alfred Krupp hat diese Mächte auch nicht ahnend gespürt. Und die Technik konnte ihm solche Probleme gewiss noch nicht aufgeben. Sie reckte ja erst die Glieder. Er lebt in einer ungebrochenen und unzerklügelten Welt, nicht *einmal* vom Geist der Paulskirche berührt. Der Gedanke, ihn als einen politischen Verschwörer hinzustellen, als einen Inszenator von Kriegen, als einen Giftkoch der Geschichte, der auf diese Weise Geld verdienen wollte, ist fern von der Wirklichkeit. Auch später, als Krupp in grössere Räume hineinwächst, bleibt er immer derselbe, der nüchterne Geschäftsmann und nur dieser. Für ihn ist das Gussstahl-Kanonenrohr eine neue Möglichkeit, seinen Gussstahl abzusetzen – nichts anderes. Wäre er nicht zäh, verbissen, unbeirrbar gewesen, so hätte er dieses Absatzgebiet nie erschlossen, wie es andere Firmen nicht taten, weil die Widerstände sie ermüdeten. Auch für Krupp gibt es vorläufig – das hatte die Weltausstellung von 1851 erwiesen – bessere Absatzgebiete als Feldgeschütze, und diesen wendet er sich nun folgerichtig und entschieden zu.

DIE RINGE

Zum Gross- und Weltunternehmen gelangt Alfred Krupp durch die Eisenbahnen. Es geschieht in einem Furioso von wenigen Jahren. Als Krupp Ende der vierziger Jahre diesem grössten technischen Wunder der Zeit seine Aufmerksamkeit zuwendet, hat die Eisenbahn die ersten Kinderkrankheiten schon hinter sich, aber nur diese. Achsbrüche und Brüche der Radreifen an der Stelle, wo sie zusammengeschweisst werden, sind an der Tagesordnung. Die Federn, auf denen die Wagen ruhen, sind noch dieselben langen englischen Bogenfedern, die unter den Postkutschen die Stösse mangelhaft auffangen und bei längerer Beanspruchung brechen. Das neue Verkehrsmittel, das im Jahr 1850 in Deutschland schon über ein Schienennetz von 6'000 km Länge verfügt, ist daher keineswegs betriebssicher, was der Reisefreudigkeit freilich keinen Abbruch tut. Achsbrüche sind die Ursache zahlreicher Unfälle. Wagenachsen aus seinem Gussstahl werden diesem Übel abhelfen, das ist Krupps Überzeugung, die leider von den Eisenbahnfachleuten nicht geteilt wird. Sie davon zu überzeugen, sieht Krupp jetzt als seine nächste Aufgabe an. Er weiss, was dieser Kampf für den Gussstahl bedeutet. Die Stahlwalzen durchzusetzen, hatte er Jahrzehnte benötigt, für die Gussstahlachsen- und -federn braucht er jedoch kaum ein paar Jahre.

Den ersten grossen Auftrag gibt ihm im Jahr 1849 die Cöln-Mindener Eisenbahn, damals die bedeutendste Eisen-

bahngesellschaft Deutschlands: Federn für fünfhundert Wagen und Achsen, die immerhin zwanzigtausend Taler einbringen werden. Dieser eine Auftrag ist Krupp Anlass genug, seine Fabrik wiederum zu vergrössern und seine Arbeiterzahl auf dreihundert zu erhöhen. Denn wenn ihm Borsig, der Lokomotivkönig, auch nicht wohlgesonnen ist, wenn die Eisenbahnverwaltungen Preussens ihm auch die kalte Schulter zeigen, diese Widerstände wird er nun, da der Anfang gemacht ist, überrennen.

Allerdings erfordert der Bau der neuen Federwerkstatt und anderer Neuanlagen Geld, was bei Krupp immer fehlt. Ein Bankkredit von dreissigtausend Talern mag das Loch zustopfen, ausreichen wird er kaum. Dieses bedenkenlose Hereinnehmen von Krediten löst bei seinem stillen Teilhaber Solling entsetzte Warnungen aus. Aber Krupp lässt sich nicht aufhalten. Das eben ist seine Art: sein Unternehmen ruckartig vorwärts zu stossen unter Missachtung aller Vorsicht. Manchmal schleift er es aber auch förmlich hinter sich her.

Mitten in dieser Entwicklung nimmt eine neue Idee von ihm Besitz: der Eisenbahnradreifen aus Gussstahl ohne Schweissnaht. Gelingt seine Herstellung, dann hat es mit allen Radbrüchen ein Ende. Radreifen versprechen das, wonach er begehrt: Ausdehnung der Fabrik, Steigerung, Wachstum. Radreifen sind längst ein Massenprodukt geworden und verheissen Grossabsatz. Die Lösung dieser Aufgabe ist für ihn im Grunde kein Problem mehr. Längst stehen ihm ausgezeichnete Techniker zur Verfügung, die er anzuregen und zu leiten versteht. Krupp hat später die Entwicklung des nahtlosen Gussstahlreifens als seine bedeutendste Erfindung bezeichnet. Auf jeden Fall sind diese Reifen für Jahre sein wichtigster Produktionszweig geworden. Aus ihm hat er daher auch seine Fabrikmarke genom-



men. Das weltbekannte Zeichen der drei Ringe stellt nichts anderes dar als drei Radreifen, die sich überschneiden. Während so der Bedarf für die Eisenbahnen bald alles beherrscht, hat er für sein Feldgeschütz noch immer keinen einzigen Auftrag. Geschütze sind für ihn fast zur Spielerei geworden, eine Liebhaberei und immer wieder ein Ärgernis.

Bevor er aber weitere Sprünge vorwärts tut, macht Krupp eine andere Entdeckung. Er selbst formuliert sie so: «Wo ich glaubte, ein Stück Gussstahl sitzen zu haben, ist ein Herz.» Gelegentlich besitzt er auch die Freiheit zur Selbstironisierung, freilich nur gelegentlich, und nie wird sie ganz zur Auflockerung seines Wesens führen. Jahrzehnte hat er von der Tatsache, dass er auch ein Mensch ist, keine Kenntnis genommen. Nun, umstrahlt von der Aureole des Erfolges, den er einem Gussstahlblock von viertausenddreihundert Pfund und einem Kanonenrohr aus Gussstahl verdankt, freit er um die eben zwanzigjährige Bertha Eichhoff und benötigt für Kennenlernen, Verlobung und Hochzeit rund dreissig Tage. Erfolg und Schönheit finden zueinander, wie es das oft nicht sehr tiefe Spiel der Liebe gerne will.

Bertha Eichhoff ist ein Kind des Rheinlandes, aus dem gesegneten Mischbecken des Erzbistums Köln. Der Grossvater war Mundkoch und Backmeister des Kölner Erzbischofs, gewiss das fröhlichste aller Handwerke! Sie ist blond und blauäugig und berückend schön. Gemälde und Zeichnungen aus jener Zeit stellen sie dar mit ein wenig sehnsüchtigen Augen – von der gefährlichen Sehnsucht, die nach Erfüllung verlangt –, um den Mund einen winzigen Zug vom Hochmut prangender Jugendschönheit, die dem eigenen Zauber erliegt, mit reichem Haar, schlankem Wuchs und zarten Händen. Sie soll zugleich feurig und sanftmütig gewesen sein, von Hause aus fröhlich, von na-

türlichem, gewinnendem Wesen. Mehr lässt sich über Zwanzigjährige selten sagen. Das ist das Mädchen, mit dem Krupp im Mai 1853 die Ringe tauscht. Damit betritt es die ermüdende Strasse der Kruppfrauen, wird umschlossen von dem Schicksal dieses Hauses, jetzt noch unbeschwert ausschreitend, wie es der Jugend eigen ist. Aber wie leicht sie auch ausschreitet, das Schicksal wird sie einholen.

Bei Krupp, dem einundvierzigjährigen, haben die achtundzwanzig Jahre seines Lebenskampfes ihre Spuren hinterlassen. Die Haare sind weit von der Stirn zurückgetreten, das Gesicht ist nicht ohne Falten. Trotzdem ist er nicht nur ein erfolgreicher, sondern nach den Begriffen seiner Zeit auch ein schöner Mann, mit gepflegtem Vollbart, schlank, aufrecht, und in den Augen wohnt jene kalte Verhaltenheit, die gerade, weil sie nicht ungefährlich zu sein scheint, auf das weibliche Geschlecht anziehend wirkt. Er ist sicherlich überzeugt, von der Liebe ebenso viel zu verstehen wie vom Gussstahl. Es wird ihm kaum der Gedanke gekommen sein, dass es auch da vieles zu lernen gilt. Die erste Verliebtheit hat eine kurz bemessene Zeit. Am 17. Februar 1854 wird der Erbe geboren. Er wird das einzige Kind bleiben und ein Sorgenkind dazu. Die Mutter kränkelt seit der Geburt und wird Zeit ihres Lebens von den Ärzten nicht freikommen. Bald beginnt sie, Genesung suchend, ihr Heim zu fliehen, dieses Wohnhaus, das eingeklemmt liegt zwischen dem Schmelzbau mit seinen Koksmeilern und dem Hammergebäude mit dem Titanenlärm der Hämmer, der noch übertönt wird von dem Bandagenwerk für die Eisenbahnen. Dieser Tag und Nacht nicht schweigende Lärm ist zwar für Krupps Ohren Musik, nicht aber für eine zarte Frau und ein früh kränkendes Kind.

Für Krupp bleibt die Firma die einzige wirkliche Lockung, die sein Herz je vernommen hat. Die Ehe, Weib und

Kind, sind, soviel sie ihn noch beschäftigen mögen, Erscheinungen am Rande seines Daseins. Die Zeit des Glücks ist eine Episode. Nichts kann den eigentlichen Mittelpunkt in ihm verrücken. Schon zeichnet sich ein anderer Krupp ab: der rechthaberische, unverträgliche, unverbindliche, nörgelnde. Erfolge sind die gefährlichsten Charakterproben, gefährlicher als Niederlagen. Ihn macht der Erfolg nicht milder, nachsichtiger, gütiger, er dämpft nicht die Unersättlichkeit dieser Natur. Krupp ist das ureigene Kind der Technik, nach immer Grösserem, Gewaltigerem begehrend wie sie, entzückt von der Kraft der Maschinen, hingerissen nur von sich steigender Bewegung.

Das ist im ersten Jahr der Ehe noch etwas überdeckt, findet aber auch da Ausdruck, wo es nicht um die Fabrik, sondern um die Welt seiner Frau geht. Noch ist das Rechthaberische durch die Form gemildert, der Starrsinn durch eine junge Neigung, aber es ist schon beides da, wie ein Brief vom Ende des Jahres 1853 zeigt.

Liebes Berth!

Eben kommt Dein zweites Briefchen. Mein Erstes wirst Du haben. Gottlob die Hälfte ist überstanden übermorgen bist Du wieder da. –

Ich finde Frau Bell's Idee dass rohe Seide Dir nicht steht ganz richtig aber Reisekleider sollen nicht kleiden, auf Reisen hat man die unscheinbarsten Stoffe die wie Staub aussehen weil sie voll Staub fortwährend sind was bei Taffet erst recht hässlich sein würde u. den Staub sich abschlagen das wäre sehr commun. Ärmel Chemisetten u. all der Tand den man in Toilette trägt lässt man gern auf Reisen weg so gut wie Gold u. Edelstein; man ist ganz u. einfach und hat das Bewusstsein ein reines Hemd darunter zu tragen.

Ich will Dir auf der Reise die deutschen Damen von fern

zeigen bunt u. auffallend, wie die Kammerkatzen die zur Kirmess gehen. Ah Bah! wirst Du denken.

Jetzt lieber Schatz mach es wie Du willst ich nehme Dich eben so gern mit wenn Du gelbe Strümpfe rothe Schuhe grünen Hut und karierte Jacke trägst.

Jetzt habe ich nichts weiter zu sagen als dass ich Dich eckelig entbehre und verlangend verbleibe

Dein Alfred.

So kündigt sich mit grundsätzlicher Verachtung der Satzzeichen der Pädagoge im häuslichen Kreis an. Sein Sohn wird eines Tages noch darunter zu leiden haben. Die schöpferische Kraft des Industriellen findet im Menschlichen kein Widerspiel. Sie ist es, die ihn schnell genug dem Idyll entreisst.

Dass es Aufträge regnet, ist für ihn nur ein Signal. Die Fabrik speit Radreifen, Scheibenräder, Achsen, Federn, Schiffsachsen und Kurbelwellen, Löffel- und Münzwalzen aus. Sie beschäftigt eintausendzweihundert Arbeiter, bald sollen es, wenn es nach seinem Willen geht, dreitausend sein. Solling, sein immer lauter stöhnender stiller Teilhaber, beginnt, die grossen Aufgaben zu fürchten. Sie sind für Krupp ja nur Anlass, die Fabrik zu erweitern, alles Geld, was da ist, in Neuanlagen zu verwandeln. Es ist nie genug Geld da, die Finanzen bleiben das grosse Leiden. Aber wenn Solling ihn lockt, sich die Geldsorgen durch Gründung einer Aktiengesellschaft vom Leibe zu schaffen, dann werden Krupps Augen misstrauisch. Gewiss, die Millionen würden ihm dann zufließen, mit denen sich Stahlwerke aus dem Boden stampfen liessen, aber da ist irgendwo eine Grenze, wo er seinen ins Masslose gehenden Plänen Schranken setzt. Eine Aktiengesellschaft? Das ist etwas Anonymes, ist Abhängigkeit von anderen, ist teuflische Versuchung.

Das ist nicht die einzige Unruhe, die diese schillernde, knisternde Zeit in sein Leben trägt. Da ist der Pfahl im Fleische Krupps: Preussen. Dieses Preussen, das weder Geschütze bestellt – was wenig zu bedeuten hat –, noch Aufträge für die Eisenbahn gibt – was sehr viel bedeutet. In Preussen thront der Handelsminister von der Heydt, thront wahr und wahrhaftig – nicht dass er da nur sitzt wie sein ewig schwankender König. Er ist sich seines Könnens und seiner Machtfülle wohl bewusst. Dieser altliberale Bankherr aus Elberfeld ist nun ein preussischer «Reaktionär» geworden, verliebt in seine Autorität und nachtragend wie ein eifersüchtiges Weib, was aber seine Bedeutung nicht mindert. Ein Konflikt zwischen August von der Heydt und Krupp, als der Minister noch Bankherr war, liegt jetzt zehn Jahre zurück; mit Bankherren hatte Krupp nie Glück. Der Handelsminister will so wenig wie damals etwas von den Krupp'schen Erzeugnissen wissen, ohne es je offen zugeben. Krupp benennt diese Festung mit der ganzen Zähigkeit seiner Natur, aber sie ergibt sich nicht. Das Ausland weiss seine Fabrikate zu schätzen – Russland, Österreich und selbst England geben Aufträge. Und Frankreich beginnt, um ihn zu werben. Dort soll ihm für die grössten Projekte alles zur Verfügung stehen, vor allem Geld, soviel er haben will. Es wird ihm deutlich gemacht, dass Preussen nicht die Welt ist, jetzt weniger denn je.

Europa blüht in berausenden Farben. Zum glänzendsten Gestirn an seinem Himmel gehört Napoleon III., der junge französische Kaiser, der entschlossen ist, Paris wieder zum Mittelpunkt der Welt zu machen, falls es jemals aufgehört hätte, dieser zu sein. Allein das Herkommen dieses Mannes ist eine Fanfare; dass er den Bruder des grossen Napoleon zum Vater hatte, dass seine Mutter Hortense, weiland Königin von Holland, die Tochter jener reizvollen

Josephine war, der ersten Gemahlin Napoleons I. Es schadet seinem Nimbus auch nichts, dass man zweifelt, ob wirklich das Blut der Bonapartes in seinen Adern rollt; die chronique scandaleuse der Zeit will wissen, er sei die Frucht eines Liebesverhältnisses seiner Mutter mit dem holländischen Admiral Verhuel. Noch lebt man in der Zeit der Romantik und fühlt sich angezogen von allem Abenteuerlichen. Zwar hat Victor Hugo, der ungekrönte König der Literatur, gegen den Kaiser den Blitz seines Geistes geschleudert und sich damit die Verbannung aus dem Herzen der Welt zugezogen. Das macht nichts. Neben dem Kaiser hat seine Gemahlin Eugenie einen zweiten Thron errichtet, auf dem sie die «Eleganz» erfunden hat, von dem aus sie die Mode der Welt beherrscht, worin sich ihr Ehrgeiz freilich nicht befriedigen wird.

So also hat Napoleon seinen Weg begonnen und muss ihn gehen nach dem Gesetz, nach dem er angetreten ist. Er muss fortschreiten von Erfolg zu Erfolg oder untergehen, darin dem grossen Korsen gleich, dass ihm die Stütze der Legitimität fehlt, wie sie Könige von Gottes Gnaden besitzen. Auf die demokratische Legitimität allerdings kann er sich berufen, weil er sich erst nach einer allgemeinen Volksabstimmung zum Kaiser hat ausrufen lassen. Aber demokratische Legitimitäten sind vergänglich.

Dieser Mann, der eine neue Zeit heraufführen möchte, versteht es jedenfalls, sich in Szene zu setzen, und benutzt dazu die Mittel seiner Zeit. Der Ruhm der Londoner Weltausstellung lässt ihn nicht ruhen. Schon im Jahr 1855 hat Paris seine Weltausstellung, auf der Krupp unmöglich fehlen kann. Wieder stellt er einen Gussstahlblock aus – dieses Mal wiegt er zehntausend Pfund – und wieder ein Feldgeschütz, dessen Rohr um 100 kg leichter ist als das entsprechende französische aus Bronze. Der Kaiser sieht das

Rohr und befiehlt seine Prüfung. Dieser Erfolg genügt der mächtigsten Bank Frankreichs, dem Crédit mobilier, um Krupp den Vorschlag zu machen, seine Gussstahlfabrik nach Frankreich zu verpflanzen. Man kennt dort seine Finanznöte, die grösser sind denn je. Man kennt auch seine Bauwut, die er nie eingesteht, und seine Rohstoffe kaufe, die jedes vernünftige Mass überschreiten. Die Verlockung ist gewaltig. Man winkt mit 30 Millionen Goldfrancs. Damit lässt sich aus dem Vollen schöpfen, organisch aufbauen, nicht gehemmt von Besserwissern und Angsthasen. Zugleich laufen grosse Aufträge. Er erhält sogar – sehr zum Unbehagen seiner Biographen – das Kreuz der Ehrenlegion. Krupp hebt witternd den Kopf, nimmt den Orden und mit verbindlichem Dank die grossen Geschäfte entgegen, bleibt aber in seinem armseligen Preussen.

Später hat Krupp seine Ablehnung als Patriotismus hingestellt. Aber im Jahr 1855 war der Patriotismus späterer Färbung noch nicht erfunden. Das war es ja eben: Napoleon I. hatte dieses Deutschland neu verteilt, die Einheit hatte es dabei nicht gewonnen. Über den aufbrausenden Nationalismus der Freiheitskriege hatte der Parlikularismus gesiegt. Nach wie vor gab es viele Vaterländer in Deutschland und bayerische, württembergische, sächsische und preussische Patrioten. Sie alle hatten ihre Enge, aber sie waren nicht nur Pfahlbürger. In ihnen allen lebte unbewusst noch die Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Krupp war zufällig als Preusse geboren. Warum sollte er preussischer sein als die Preussen, die nichts von ihm wissen wollten?

Dieses Europa ist, bei aller Eigenständigkeit seiner Völker, noch beneidenswert international. Es gibt keine grossen Rüstungsgeheimnisse. Jeder weiss, was der andere hat. Noch baut man keine unterirdischen Städte, wo Unheil auf

Flaschen gezogen wird. Noch fehlen die «weltanschaulichen» Barrieren, die bis in den Himmel oder in die Hölle reichen. Noch gibt es keine Staatspropaganda, dazu bestimmt, die Abgründe zwischen den Menschen zu vertiefen. Dafür lebt überall noch eine echte Urbanität mit weltweiten Gesten. Über diese Kultur im Verkehr miteinander verfügt ebenso Napoleon III. wie der preussische Junker Bismarck, sein grosser Gegenspieler, der schon auf der Bühne der Zeit steht, vorläufig noch in einer Nebenrolle beschäftigt. Gerade in diesen Jahren kreuzen sich ihre Wege zum ersten Mal. Es macht beiden keine Mühe, sich weltmännisch miteinander zu unterhalten.

Nach der Pariser Weltausstellung und nach der Ablehnung des französischen Angebots kann Krupp nun seine Bilanz ziehen. Sie ist, was Preussen angeht, vernichtend. Dass sein eigenes Land keine Geschütze bestellt, mag hingehen. Niemand bestellt Krupp'sche Geschütze. Aber dass Preussens Eisenbahnen sich ihm noch immer versagen, ist eine tödliche Kränkung. Die Gussstahlfabrik Essen beliefert alle europäischen Eisenbahnen, nur nicht die des Staates, in dem ihre Schloten rauchen.

Inzwischen wird die Geschichte des Gussstahl-Kanonensrohrs zur Komödie. Krupp verschenkt Feldgeschütze wie andere Leute Schnupftabakdosen. Das Geschütz der Londoner Weltausstellung hat der Preussenkönig erhalten, auf einer Prunklafette. Der König hat es im Marmorsaal des Potsdamer Stadtschlusses aufbauen lassen, wo es der Zar aller Preussen gebührend bewundert. Dann wandert es ins Berliner Zeughaus. Da steht es nun als Kuriosum und verträumt seine Jahre. Einige Zeit später erhält der König von Hannover einen Zwölfpfünder. Niemand weiss, ob er ihn je hat donnern hören. Hannover will die Kanone unter allen Umständen bezahlen, aber als Krupp auf dringende

Mahnung die Rechnung schickt, vergisst man die Bezahlung. Die braunschweigische Artillerie schiesst sogar mit dem Zwölfpfünder und ist begeistert wie Napoleon III., der dennoch seinen Fabriken Bronzekanonen in Auftrag gibt. Endlich, im Jahr 1857, kommt die erste Bestellung auf Gussstahlrohre: vom Vizekönig von Ägypten. Er bestellt zwölf Geschütze, die Krupp ohne Aufhebens nebenbei gessen lässt. Einzelne Rohre gehen nach der Schweiz, nach Österreich, nach Frankreich und nach Russland. In Russland werden viertausend Schuss aus einem einzigen Rohr gejagt, ohne dass es nennenswerte Veränderungen zeigt. Dann wandert es als Seltenheit in das Artilleriemuseum der Peter-Pauls-Festung.

Die Mischung von fast besinnungslos vorwärtsstürmendem Temperament und zäher Geduld ist vielleicht Krupps grösste Eigentümlichkeit. Aber eines Tages entlädt sich die in einem Jahrzehnt gegen Preussen aufgespeicherte Spannung doch und zwar in einem Brief an den Nestor der deutschen Wissenschaft, Alexander von Humboldt, der – Krupp selbst unbegreiflich – an ihm einen Narren gefressen hat. Der Brief besteht aus zwei gleichlangen Teilen. Der erste enthält fast devote Huldigungen, die kaum noch mit dem Zeitgeschmack zu entschuldigen sind, der zweite kommt zur Sache.

«Über die hiesige Tätigkeit will ich mir noch eine kurze Mitteilung erlauben. Dieselbe umfasst vorzugsweise die Fabrikation von Achsen und Rädern für Eisenbahnen und Dampfschiffe. Neben diesen Werkzeugen für den Verkehr des Friedens werden auch die des Krieges, Geschütze, bedacht. Eine grösstmögliche Unverwüstbarkeit ist die Aufgabe; bei Erstem zum Vortheile der Sicherheit von Gut und Menschenleben, bei Letzteren zur Erhöhung der Ter Störungsfähigkeit. Erstere nimmt den bedeutenderen Rang ein

und muss uns ernähren. Letztere cultivire ich für das Interesse des Fortschrittes mit grossen Opfern, und sie wird erst dann für mich einen Werth erlangen, wenn ich in Zeit der Noth dem Vaterlande damit dienen kann. Auf solche Gelegenheit zum Beweise, was eine vaterländische Industrie vermag und auf den Stolz verzichte ich jedoch gern für den Segen des Friedens.

Die böse Gegenwart für Industrie und Verkehr hat mein Etablissement nicht berührt. Eintausendzweihundert Arbeiter, mit den Familien zusammen dreitausend Consumenten, haben ihr tägliches Brot. Ich hoffe die Zahl zu verdoppeln. Die erreichte wirklich ausnahmsweise Vervollkommnung der hiesigen Gussstahl-Fabrikation findet die befriedigendste Anerkennung durch die Aufträge, welche von allen grösseren Verkehrsländern, Frankreich und England nicht ausgeschlossen, der Fabrik zufließen. Von dieser Anerkennung machen die Preussischen Staatsbahnen in unveränderter Beharrlichkeit in dem Masse eine Ausnahme, dass die gesamten Bestellungen derselben im verflossenen Jahr nicht dem nothwendigen Produktionsquantum eines Einzigen Tages gleich kamen. Die Mittel zur Ernährung und Beschäftigung meiner Leute musste ich zum grössten Theile im Auslande bei den natürlichen Gegnern meiner Industrie suchen und wie vergrössert muss nicht die Schwierigkeit dortigen Erfolges erscheinen, ohne das Recht der Berufung auf die erste Autorität des Inlandes! Dennoch ist der Muth nicht gebrochen! Die gute Sache hat gesiegt! Die Fabrik blüht selbständig, unabhängig!»

Hier wie im ganzen Leben Krupps ist kein Hauch einer Kriegsbegierde zu spüren, freilich auch keine Flucht vor dem, was er für die unabdingbaren Gesetze des Daseins ansieht.

Immerhin wird offenbar, dass sich ein gründlicher Wandel der Stellung Krupps in dieser Welt vollzogen hat. Er ist

nicht mehr der unbekannte, mehr lästige als erwünschte Fabrikant, sondern ein Faktor, mit dem gerechnet wird, ein Mann, der zum mindesten gehört werden muss, auch wenn man ihn nicht liebt. Mehr noch als die Londoner hat ihm die Pariser Weltausstellung die Tore aufgestossen. Seine «Kollegen» in der Wirtschaft mögen ihn so wenig wie die preussische Bürokratie. Er ist zu sehr von ihrem Schlag. Manchen mag er geradezu als Karikatur ihrer selbst erschienen sein. Einige halten ihn für verrückt, etwa wenn er inmitten einer allgemeinen Depression einen neuen Riesenhammer bestellt. Der alte Borsig insbesondere mochte ihn nicht leiden. Den cholерischen Lokomotivkönig hatte zwar ein Schlaganfall abberufen, aber es bleiben noch Feinde genug. Bald werden es mehr Feinde als Freunde sein. Und die Freunde haben es schwer mit ihm, vor allem Solling, der alte und mit der Zeit immer ängstlichere Kampfgefährte, der so gern in Ruhe und Gemächlichkeit sein Dasein geniessen möchte und nun an diesen Besessenen geschmiedet ist. Solling hat wie die anderen Wirtschaftskrisen auch die von 1857 vorausgesehen, hat Krupp gewarnt, beschworen. Es war umsonst. Nun sind die Aufträge dahingeschmolzen. Um keine Arbeiter entlassen zu müssen, wie alle anderen es längst getan haben, lässt Krupp in einer Weise auf Lager arbeiten, die Solling den Schlaf raubt. Andert-halb Jahre später stirbt er. «Binnen acht Tagen war er gesund und tot», formuliert Krupp das Ereignis. Das ist alles, was er zu bemerken hat. Gedanken an den Tod sind ihm unangenehm.

Krupp aber lächelt das Glück, vielleicht zum erstenmal, das wirklich unverdiente Glück. Die Brüder Waldthausen stellen ihm mitten in der Krise erhebliche Geldbeträge zur Verfügung. Die Finanzpolitik Krupps kann sie unmöglich dazu ermutigt haben. Das andere Glück, und fast das wich-

tigere, besteht darin, dass Krupps Londoner Vertreter und besonderer Vertrauter, Alfred Longsdon, der Bruder von Henry Bessemers bestem Freund Frédéric Longsdon ist, jenes Bessemer, dem es durch sein Verfahren, Roheisen mit hindurchgetriebener Luft aufzufrischen und in Stahl zu verwandeln, gelungen ist, die Welt des Eisens von Neuem zu bewegen. Mit Hilfe Longsdons gelingt es Krupp, sich nach vielen Wechselfällen des Verfahrens zu bemächtigen, was für ihn eine Frage auf Leben und Tod ist.

Krupp hat in dieser Periode seines Kampfes nach vielem gegriffen in einer fast krankhaften Unruhe, und seine Kritiker haben ihm auch dieses verargt. Die Unruhe wohnt aber nicht nur in Krupp, sondern auch in der Zeit. Es ist eine Epoche, die sich in tiefen, noch nicht zu Tage getretenen Wandlungen befindet. Dass Friedrich Wilhelm IV. jetzt von der Bühne abtreten muss, so zufällig der Zeitpunkt auch von seiner Krankheit bestimmt scheint, gibt einen sichtbaren Hinweis, selbst für die Zeitgenossen. Was dieser unpreussischste der Preussenkönige immer gewesen sein mag – sicher ist, dass er ein Kind der Romantik war, die nun mit ihm dahinsinkt. Der stolze Flug der « reinen zweckfreien Gedanken», die süsse Lust weitfliegender Träume gilt nichts mehr. Hölderlins Wort, dass die deutsche Nation gedankenvoll, aber tatenarm sei, verliert mit jedem Tag mehr seine Gültigkeit. Und das ist es, was Krupp genießt, gefangen von drei Ringen aus Stahl.

DER KANONENKÖNIG

Wie ein Unglück selten allein kommt, so pflegen sich auch Glück und Erfolg zu häufen. Eben zu der Zeit, als Krupp sich die Eisenbahn erobert, wirft ihm Preussen – im Mai 1859 – unerwartet den ersten grossen Auftrag in den Schooss. Er lautet auf dreihundert Gussstahlrohre für Feldgeschütze, das bedeutet für Krupp ein Objekt von zweihunderttausend Talern. Die Bestellung geht zurück auf die Initiative des Prinzregenten Wilhelm, der für den erkrankten König Friedrich Wilhelm IV., seinen Bruder, seit 1857 die Staatsgeschäfte führt. Der Auftrag erreicht Krupp wieder in kritischer Lage. Die Wirtschaft steht noch unter den Nachwehen der Krise von 1857; sie leidet unter den politischen Spannungen, die Europa den Atem anhalten lassen. Eben diese politischen Spannungen aber sind es, die Krupp zu diesem grossen Auftrag verhelfen.

Was ist Preussen, das nun das Schicksal des Hauses Krupp bestimmt, in diesem Jahr 1859? Es ist vor allem ein Staat, der durch seine wenig glückliche Politik in den europäischen Wirren ins Hintertreffen geraten ist. Die «Schmach von Olmütz», jenes Zurückweichen Preussens vor dem militanten Österreich, ist nicht vergessen. Das seit 1814 friedfertige Preussen ist offensichtlich schwach. Und schwache Staaten verdienen nichts anderes, als an die Wand gedrückt zu werden. Das ist die Ansicht dieses recht robusten Jahrhunderts.

Daher liegt dem Prinzregenten Wilhelm, neben den schon die Gestalt Bismarcks tritt, daran, Preussen wieder stärker zu machen. Will es in den Machtkämpfen Europas eine geachtete Stellung zurückgewinnen, dann muss es über ein tüchtiges Heer verfügen, das nur durch eine gründliche Heeresreform geschaffen werden kann – das ist die Logik des Prinzregenten. Darum bestellt er gleich zu Anfang dreihundert Krupp'sche Kanonenrohre aus Gussstahl, die er, ein hervorragender militärischer Fachmann, für die besten Rohre hält, die es augenblicklich zu kaufen gibt. Das preussische Kriegsdepartement ist nach wie vor anderer Ansicht und ungehalten über die königliche Entscheidung. Es kann leider seiner Missstimmung nur dadurch Ausdruck geben, dass es den Auftrag auf zweiundsiebzig Rohre zu beschränken versucht. Aber der Regent streicht die Zahl durch und schreibt dreihundert darüber. Dabei bleibt es denn, weil in Preussen der König noch immer das letzte Wort hat.

Die zähen Kämpfe mit der preussischen Bürokratie ermangeln nicht des Humors. Selbst Krupp empfindet das. Zwölf Jahre kämpft er nun für seine Gussstahlrohre gegen das Kriegsdepartement. Er glaubt an seinen Stahl wie an den lieben Gott, und es ist gar nicht so einfach, zwölf Jahre an diese Rohre zu glauben, für die kein Auftrag kommen will. Krupp hätte den Kampf auch zehn Jahre länger durchgestanden, die preussische Bürokratie wahrscheinlich hundert. Nun, wo sie unterlegen ist, spürt Krupp fast etwas wie heitere Rührung, er ist jedoch im Innersten überzeugt, dass sie ihm auch in Zukunft alle erreichbaren Steine in den Weg werfen wird – wie es denn auch geschieht.

Ogleich er den Auftrag der veränderten politischen Lage verdankt, stellt er für ihn nur ein Geschäft dar wie alle anderen auch. Krupp optiert damit nicht für den Krieg, er ist nach seiner Denkweise durchaus für den Frieden, kei-

neswegs auf andere Abenteuer erpicht, als Fabriken aus dem Boden zu stampfen. Aber er weiss auch, dass Kriege der Menschen Los sind, und kennt kein Mittel, sie aus der Welt zu schaffen. Begriffe wie Pazifismus und Militarismus sind ihm fremd.

Soll er etwa den Krieg, den Napoleon III. eben in diesem Jahr 1859 gegen Österreich führt, «ideologisch» betrachten? Was darüber zu sagen ist, sagen andere. Gerade haben Franzosen und Piemontesen Österreich bei Solferino aufs Haupt geschlagen. Krupps Zeitgenossen erinnern sich dabei an Napoleon I. und an seinen Sieg über die Österreicher bei Marengo, das in demselben Land Italien liegt. Für die deutsche Öffentlichkeit ist der neue Napoleon nach seinen Siegen bei Magenta und Solferino nichts anderes als die Wiedergeburt der französischen Welteroberungsgelüste vom Anfang des Jahrhunderts. Die Schauer jener Epoche jagen wieder durch die deutschen Gauen. Wenn der preussische Prinzregent Krupp'sche Kanonenrohre bestellt, dann ist das nicht zuletzt eine Vorsichtsmassnahme gegen eine mögliche französische «Aggression».

Krupp hält sich aus allen politischen Auseinandersetzungen heraus, nicht einmal wohlweislich und vorsorglich, vielmehr weil er ganz andere Dinge im Kopf hat. Er besitzt keinen politischen Ehrgeiz, noch weniger einen kriegerischen. Seine Ziele sind rein technische und höchstens menschliche insofern, als er es für lobenswert hält, Tausenden Arbeit und Brot zu geben. Was von beidem ihn stärker vorwärts treibt, ist schwer zu entscheiden.

Darum begnügt er sich auch nicht mit den Gussstahlrohren, sondern will nun, kaum dass er diesen Erfolg eingeheimst hat, auch Geschützkonstrukteur werden. Das ist ein ungewöhnlicher Übergriff in die ureigenste Domäne des Kriegsdepartements. Es weist die unerbetene Hilfe über-

lieblich und zugleich rachsüchtig zurück, was für Krupp nur ein Ansporn ist, sich erst recht auf dieses Feld zu wagen. Er handelt hier genau wie bei den Eisenbahnen. Wo er ein Feld der Technik betritt, da will er es ganz beherrschen. Schwierigkeiten oder gar Rückschläge entfesseln seinen Tätigkeitstrieb, Erfolge machen ihn zum Schwarzseher. In der tiefsten wirtschaftlichen Depression dieser Jahre hat Krupp mit dem Bau seines Riesenhammers «Fritz» begonnen, der nach seinem Wunsch so donnern soll, dass «selbst die Antipoden aus dem Schlaf schrecken». Seine Kollegen von der Industrie halten ihn nun ernstlich für verrückt. Der Hammer kostet ein Vermögen. Aber Krupp braucht ihn für das Schmieden der schweren Güsse, für die gewaltigen Kurbel- und Schraubenwellen und nun, da er den preussischen Auftrag hat, selbstverständlich auch für die schweren Geschütze, die er jetzt bauen will. Schwere Geschütze sind zu dieser Zeit noch englisches Monopol von Armstrong und Vickers. Er träumt davon, die alten englischen Rüstungsfirmen in ihrem eigenen Land aus dem Sattel zu heben. Das bleibt zwar nur ein verwegener Traum, dafür gelingt es ihm aber, sich in Russland durchzusetzen, das ihm den ersehnten Riesenauftrag auf 120 Geschütze mit einem Kaliber von 21 und 24 cm erteilt, ein Millionenobjekt, dem weitere grosse Bestellungen folgen. Das wirkt wie ein Dambruch. In einem Jahr fünf, gerechnet vom Auftrag des Jahres 1859, zählen zu Bestellern von leichten und schweren Krupp-Geschützen ausser Russland auch Holland, Schweden, Österreich, Ägypten, die Türkei, Argentinien und gelegentlich sogar England.

Und so wäre Krupp denn am Ziel, da auch Preussen endlich neue Bestellungen gibt – sofern er je ans Ziel gelangen kann. Vielleicht findet er einmal eine Stunde, um einen Blick zurückzuwerfen. Was er geworden ist, hat er ohne



Preussen und zum Teil auch ohne Deutschland erreicht. Im Ausland, besonders auf den Weltausstellungen, schlug er seine entscheidenden Schlachten. Das sind Erfahrungen, die er nie vergessen wird. Hier ist ihm die Lehre eingehämmert worden, dass sein Werk ohne das Ausland nicht bestehen kann, dass zumal Preussen es allein nicht zu tragen vermag. Diese Lehre erhebt er für den Geschützbau geradezu zum Axiom. Mit diesem federfuchsenden, rechnenden und knausernden Preussen lässt sich nicht ins Grosse wirken. Mit Preussen kann man auch nicht Erfahrungen sammeln, wie er sie benötigt, dazu braucht man grössere Massstäbe. Sein Lehrsatz lautet: «Der Geschützfabrikant muss ein Verschwender sein in den Augen der Welt.» Das sind Auffassungen, die noch ihre Wirkung zeitigen werden. Seine Nachfolger werden sie spüren in den erregten Angriffen des deutschen Reichstags gegen das Haus Krupp. Preussen wie dann auch Deutschland sind ihm nie auf diesem Weg gefolgt. Fünfzig Jahre später, beim Ausbruch des ersten Weltkrieges, wird sich zeigen, wer recht hatte, Krupp oder Preussen-Deutschland.

Auf jeden Fall zeigt sich in diesen Jahren der ganze Mann, der Souverän auf seinem Gebiet. Hier erfasst er die Wirklichkeit, sie nüchtern durchdenkend, baut sich seine eigene Gedankenwelt, verwandelt sie in Taten und wächst in ein weltmännisches Herrentum. Plötzlich ist der kleinliche Nörgler verschwunden, dem nichts recht zu machen ist, die grossen Gesichtspunkte überlagern alles. Seine Gedanken stürzen sich in die Zukunft, umfassen ferne Räume, und ihre Hellsicht ist verblüffend. Hier erweist sich wieder das Geheimnis dieser Persönlichkeit, die Beharrung, Geduld und wilden Impetus, Eigensinn, Enge und grandseigneurale Weitherzigkeit in sich vereinigt, im Einzelnen tausendmal irrend, im Ganzen das Wesentliche ergreifend.

Jetzt erst wächst er aus allen Massen. Das, was er in fünf Jahren auftürmt, gestaltend vorwärtszwingt, erweckt selbst seinen Feinden Bewunderung. Der alte Rahmen der Fabrik wird gesprengt. Beschäftigte sie 1861 zweitausend Arbeiter, so sind es 1863 viertausend und im nächsten Jahr werden es sechstausend sein. Das ist selbst in diesen Zeiten der industriellen Blüte einzigartig und bedeutet fast übergangslose Erweiterung der Werkanlagen – neue Hämmer, Pressen, neue Giessereien und Puddelwerke. Dazu die erste, die zweite Kanonenwerkstatt, neue Bandagen-, Blech- und Schienenwalzwerke und nicht zuletzt die Ausdehnung der Bessemeranlage. Die Begleitmusik ist das Grollen an allen Horizonten.

In diesem Rausch des Gestaltens zieht Krupp immer mehr die Zukunft in seine Brust, will vorsorgen möglichst für ewige Zeiten, auch darin ganz Kind seines Jahrhunderts. Denn dieses Jahrhundert ist gesonnen, sich ein festes Haus auf dieser Erde zu bauen, darinnen sich sicher wohnen lässt für Kinder und Kindeskinde. Jetzt ist es die zu schmale Rohstoffbasis, die Krupp den Schlaf raubt; die Grubenfelder im Lahnggebiet genügen längst nicht mehr. Nichts genügt. Die Art, wie er dem preussischen Fiskus die Sayner Hütte entreisst, ist grotesk. Er schwitzt Angst, ob er sie wohl bekommt oder nicht, er lässt sich von seiner Frau bestätigen, dass seine Haare um vieles weisser geworden sind – nur wegen dieser Hütte. Schliesslich schmettert er in wahrer Hysterie hunderttausend Taler mehr auf den Tisch als Preussen fordert. Da endlich sagt der sparsame Fiskus ja.

Für solche Exzesse der Expansion reichen weder die russischen Millionen noch die sonstigen Einkünfte aus den gewiss nicht kleinen Geschäften. Also begibt sich Krupp wiederum auf die Jagd nach Geld. Aber die Zeiten haben sich geändert. Der preussische Fiskus muss sich ergeben und sei-

nen Säckel um 1¼ Millionen Taler erleichtern. Das sind vier Millionen Goldmark. Und vier Millionen Goldfrancs borgt ihm eine französische Bank gegen zehn Prozent Zinsen. Das alles ist nicht ohne grimmigen Witz, im einzelnen oft lächerlich und absurd, im Ganzen immer wieder überwältigend. Selten ist Grösstes und Kleinstes so durcheinandergewürfelt worden. Auf jeden Fall ist Krupp jetzt der bedeutendste Industrielle Preussens, ja Deutschlands. Borsig, den Bochumer Verein und andere Grössen hat er weit hinter sich gelassen. Er erklärt, dass er seine Fabrik nicht für fünfzehn Millionen Taler hergeben würde, und jeder weiss, dass er es nicht für alle Schätze der Erde täte. In ihm ist kein Zweifel, kein Fragen; sein Reichtum bedrückt ihn nicht; ohne jeden Bruch steht er in seiner Zeit, ohne jede Zimperlichkeit, ohne Furcht vor dem Neid.

Mitten in diesem Trubel findet er aber auch Stunden, an Persönliches zu denken. Die Umgestaltung seiner eigenen Lebensverhältnisse ist längst eine gebieterische, immer wieder hinausgeschobene Forderung. Das neue Haus, das er vor wenigen Jahren mitten in die Fabrikanlagen gesetzt hat – das Dröhnen der Hämmer brachte die Gläser auf dem Buffet zum Springen –, erkennt er als Fehlinvestition. Zwar hatte er viel unternommen, die hässliche Umwelt zu verhüllen; es gab da verpflanzte Busch- und Baumgruppen, Teiche mit fliessendem Wasser unter zierlichen Brücken, niedliche Inselchen, einen Garten mit echten Schlackengrotten, Blumenkulturen, Treibhäuser für Ananas- und Weinzucht, Pfauen, die sich über den Lärm der Hämmer erbosten: eine grossbürgerliche Idylle im unaufhaltsam verfallenden Geschmack des Jahrhunderts. Nur Weib und Kind, beide kränkelnd, fehlen darin; sie sind meist auf Wanderschaft, auf der Flucht vor Lärm und Russ. Nun kauft er das Gelände am «Hügel», auch hier für späte Zeiten vor-

sorgend. In seinem Kopf sind die Pläne längst fertig für Haus, Stallung, Park, Springbrunnen und Fischteiche, wobei der Pferdestall allmählich an die erste Stelle rückt. Denn Pferde sind seine «grosse Passion», wie man sich damals ausdrückte. Und so baut er einen Marstall, dessen sich kein Fürst zu schämen brauchte, baut sich mitten in ihn hinein ein Arbeitszimmer, da ihm der Pferdegeruch bedeutet, was für Schiller die faulen Äpfel in der Schublade waren. Das Wohnhaus wird indessen in aller Eile aus Holz aufgeschlagen. Denn seine Frau kann die Übersiedlung in die Stille des Hügels kaum erwarten. Selbst in diesen Improvisationen liegen Schwung, grosse Geste und das Selbstbewusstsein des Mannes, der alles sich selbst verdankt.

Je schneller die Firma Krupp ins Gigantische wächst, desto schwieriger wird es für ihren Inhaber, von der Politik keine Kenntnis zu nehmen. Die Politik kommt zu ihm in Gestalt von hohen Besuchen, und Krieg hängt über Europa. Der Prinzregent ist inzwischen König geworden, ein anders garteter Herrscher als sein romantischer Bruder. Wo König Wilhelm I. ist, da ist Preussen. Das Bild des gütigen alten Herrn, das durch viele Erinnerungen geistert, trifft seinen Wesenskern nicht. Dieser Kern ist hart, der königliche Charakter kämpferisch, seine Sittlichkeit von jener ernsten Art, in der der Mensch unter Tränen und Gebeten mit seinem Gott ringt. Die Heeresreform hat zum Konflikt mit dem preussischen Landtag geführt. Das Parlament ist nicht gegen eine Heeresreform, aber es wünscht sie in einer andern Art. Im Grunde geht es um die Frage, ob die neue preussische Armee ein Heer des Parlaments, geführt von bürgerlichen Offizieren und aus Bürgern gebildet, sein soll oder ein königliches Heer, eine schlagkräftige Kasernenarmee. Der berühmte Streit ist in Wahrheit ein Machtkampf zwischen Krone und Parlament.

Der Konflikt ist darum so bewegend, weil auf der einen Seite nun Bismarck stellt und auf der andern Seite das geistige Deutschland; auf der einen Seite der Vertreter eines, wenn auch immer legitimen Machtanspruchs der Krone, auf der andern Seite die liberalen Kräfte, die das Staatsleben mit dem frischen Geist des jungen blühenden Bürgertums durchdringen möchten. Nichts deutet darauf hin, dass Krupp von den inneren Kräften dieses Ringens berührt wird. Er nimmt die Tatsachen zur Kenntnis, liefert Kanonen und schweigt. Eben dieses Schweigen macht ihn den Politikern aller Richtungen verdächtig. Sie sind der Meinung, dass ein Mann in Krupps Stellung eine politische Meinung haben müsse, dass es nicht angehe, in solchen Zeiten nur Gussstahl im Kopf zu haben.

Wenn Krupp auch der Politik aus dem Wege geht, dem grössten Mann seiner Zeit kann er nicht ausweichen und will es auch nicht. Bismarck und Krupp verstehen sich von der ersten Begegnung an, wie Männer der Tat sich immer verstehen werden. Bismarck, drei Jahre jünger als Krupp, steht jetzt auf der Höhe seiner männlichen Kraft, aber noch vor den entscheidenden politischen Erfolgen. Niemand weiss, ob er Heil oder Unheil in seiner Toga trägt. Sein Wort vom «Blut und Eisen», wodurch die grossen Fragen der Zeit entschieden würden, ist soeben gefallen. Noch weiss niemand, dass damit das Stichwort für eine ganze Epoche gegeben worden ist, ein sehr gefährliches, wie sich später herausstellen wird. Zu dieser Zeit ist Bismarck «der bestgehasste Mann» in Preussen, was ihn nicht vorsichtiger oder zurückhaltender macht. Er ist voll gespannter Kraft und bereit, jeden Zankapfel aufzunehmen. Auf dem langen diplomatischen Weg, der nun schon hinter ihm liegt, hat er sich zu der Überzeugung durchgerungen, dass ohne kriegerische Auseinandersetzung die deutsche Frage nicht zu

lösen ist. Er sieht, dass alles zu einem solchen Austrag drängt. Er muss diesen Kampf von vornherein als Zweifrontenkampf ausfechten, im Innern gegen den Landtag, der die Mittel zur Heeresreform verweigert, in der Aussenpolitik gegen die seinen Plänen nicht wohlgesonnenen Grossmächte, deren es mehrere gibt.

Am 28. Oktober 1864 ist er in Essen als letzter Gast im Fabrikhaus. Der Umzug nach dem Hügel steht unmittelbar bevor. Es ist das Jahr der preussisch-dänischen Auseinandersetzung, bei der Bismarck Österreich in die Rolle eines Trabanten hineinmanövriert hat. Im April waren die Düpeler Schanzen gestürmt worden. Jetzt, im Oktober, ist Bismarck eben aus Paris gekommen und an der Krupp'schen Tafelrunde in heiterster Stimmung. Er schildert seine Audienz bei Napoleon. Während des Empfangs habe die Kaiserin Eugenie hinter einem Wandschirm Toilette gemacht, und zuweilen sei ihr lachendes Gesicht über dem Rand des Schirmes aufgetaucht. Er gibt seinen Zuhörern zu verstehen, dass er mit Napoleon sehr gut fertig geworden sei, blickt nachdenklich vor sich hin und sagt dann halblaut, aber doch allen gut verständlich: «Eigentlich ist er dumm.»

So schildert ein Teilnehmer der Tafelrunde diesen Vorgang, um dann hinzuzufügen, dass der Eindruck von Bismarcks Persönlichkeit ungeheuer gewesen sei.

Bismarck hat alle Ursache, gut gelaunt zu sein. Am 30. Oktober dieses Jahres werden im Wiener Frieden die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preussen und Österreich abgetreten. Die Verhandlungen, die zu diesem Frieden führten, hat er später als sein diplomatisches Meisterstück bezeichnet.

Es sind auch die Reiter Bismarck und Krupp, die sich finden. An derselben Tafelrunde hat Bismarck die Krupp'schen Pferde gelobt, um dann zu dozieren: «In der Poli-

tik geht's wie beim Reiten. Komme ich an einen Graben, dann muss ich wissen, ob das Pferd ihn zu nehmen vermag. Wenn es dazu im Stande ist, dann die Sporen eingesetzt und es muss hinüber. Wenn ich etwas für richtig und zu erreichen für möglich halte, werde ich es durchzuführen suchen, wenn auch die gewiegtesten und gescheitesten Leute es für unmöglich halten. Erreiche ich den jenseitigen Rand des Grabens, so bin ich Sieger, falle ich hinein, so bin ich futsch.» Worte, ganz aus dem Herzen Krupps.

Bismarck ist der letzte deutsche Staatsmann gewesen, der sich gläubig einem höheren Weltprinzip verantwortlich fühlte. Dem göttlichen Willen im Weltgeschehen nachzuspüren und dann erst handelnd einzugreifen, wenn er ihn glaubte verstanden zu haben, war ihm Verpflichtung. Das machte ihn zum beherrschenden Staatsmann seiner Zeit. In der Macht sah er nichts anderes als den Auftrag zur Arbeit im Dienst der göttlichen und der wohlverstandenen menschlichen Gesetze. Um Krieg oder Frieden aber rang er auf seine Weise, nicht gefühlig, sondern nüchtern, nicht weichherzig, aber mit tiefem Ernst.

Es ist das grosse Glück Alfred Krupps gewesen, den man jetzt den «Kanonenkönig» nennt, dass ihm von diesem Mann eine moralische Stellung zugewiesen wurde, die keiner seiner Zeitgenossen angefochten hat; es war später das Unglück Gustav von Bohlens, eine solche Rückendeckung entbehren zu müssen.

DIE WENDEMARKE

Fast zwanzig Jahre sind vergangen vom ersten Guss eines Kanonenrohres an, bis Alfred Krupp die Früchte einbringen konnte. Er ist jetzt vierundfünfzig Jahre alt – schon im kritischen Alter des Mannes, das manche physische Belastungen mit sich bringt. Dem Daseinskampf hat die Natur ihren Zoll zahlen müssen, und Krupp war nie von kraftstrotzender Gesundheit. Sein reizbares Nervensystem neigte von jeher zu Krisen und Zusammenbrüchen. Fast jede ungewöhnliche seelische Belastung wirft ihn auch körperlich nieder. In den letzten fünf Jahren hat er sich übernommen, eigentlich hat er sich sein ganzes Leben hindurch zu viel zugemutet. Die Welt des Geistes kann ihm kein Gegengewicht bieten; sein Herz steht unablässig in Rotglut und verzehrt sich in seiner Aufgabe. Wohl besitzt er gute und getreue Mitarbeiter wie Longsdon in London, wie seinen Berliner Vertreter Carl Meyer, wie Albert Pieper, den jungen Vertrauten in Essen. Aber noch immer ist er allein das Werk, sein wahrer Repräsentant und seine Seele, noch ist es nicht von ihm losgelöst, noch trifft jedes Missgeschick, das dem «Etablisement» widerfährt, ihn unmittelbar. Unter solchen Voraussetzungen kommt das Jahr 1866 heran. Es wird ein hartes Krisenjahr werden und seine Schläge so wohlgezielt austeilen, als habe ein bewusster Wille es planmässig auf die Niederwerfung dieses ihm verhassten Mannes abgesehen.

Noch dunkler als bisher ist der politische Horizont verhangen. Es ist nicht eben Krupps Art, sich in der Betrachtung von Wolkengebilden zu verlieren, mögen sie noch so bedrohlich aufziehen. Wie sehr sein Werk schon im Brennpunkt des Geschehens steht, rückt ihm ein Brief des preussischen Kriegsministers von Roon vor Augen, datiert vom 26. März dieses Jahres, in dem ihm bedeutet wird, dass Geschützlieferungen an Bayern im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht erwünscht seien, womit ihm übrigens in keiner Weise Vorschriften gemacht sein sollten. Krupp antwortet: «Von den politischen Verhältnissen weiss ich sehr wenig; ich arbeite ruhig fort und kann ich das nicht ohne Störung der Harmonie zwischen Vaterlandsliebe und Ehrenhaftigkeit, so gebe ich die Arbeit ganz auf, so verkaufe ich meine Fabrik und bin ein reicher unabhängiger Mann.» Das ist eine kühne, ja sogar eine hochfahrende Sprache gegenüber dem Kriegsminister des eigenen Landes, der zudem ausgesprochen verbindlich geschrieben hatte. Krupp nimmt mit aller Selbstverständlichkeit das Recht in Anspruch, unabhängig von der politischen Lage des eigenen Landes Geschütze zu liefern, und zwar an jeden Besteller in der Welt, möge er morgen auch zu den Feinden Preussens gehören. Es geht nicht nur um die Verträge, die mit Bayern abgeschlossen wurden, sondern auch um die österreichischen Geschützbestellungen. Krupp hatte die Aufträge angenommen, als die beiden Länder noch in friedlichen Beziehungen miteinander standen. Die Heiligkeit der kaufmännischen Verträge erscheint ihm unantastbar, mag in der Welt geschehen, was da will. So gross ist Krupp geworden, dass er sich unbesorgt eine solche Sprache erlauben kann.

Die Stunde scheint nun reif zu sein für die grossen geschichtlichen Bewegungen, für die grossen Siege. Über Europa droht der Napoleonide, Erbe der Ansprüche Napo-

leons I., wenn auch nicht der Erbe seines Genies. Er kann keine Ruhe geben, denn er lebt vom Erfolg. Aber auch der Zar blickt aufmerksam auf die Entwicklung. Europäische Fragen sind für Russland Lebensfragen. Nicht zuletzt ist England hoch interessiert, was sich da zusammenbraut, stets besorgt um das Gleichgewicht des uralten Erdteils, das ihm gefährdet erscheinen muss.

Im Kessel aber sind Österreich und Preussen und der Deutsche Bund mit dem Gewimmel seiner Staaten; Österreich, das einen weiteren Aufstieg Preussens unter keinen Umständen dulden will, Preussen, das Olmütz nicht vergessen hat; dazu die deutschen Staaten mit ihren unzähligen Sonderintressen, geheimen und offenen Zu- und Abneigungen, ihren verborgenen und offenbaren Wünschen und ihrer allgemeinen inneren Ziellosigkeit.

Das ist der Raum, in dem Bismarck jetzt seine Einsätze zu wagen hat, hier, wo tausend Kräfte in- und gegeneinander wirken, noch in der rückschauenden Betrachtung unlösbar verfilzt. Mit dem Sieg über Dänemark hat Bismarck den ersten grossen Erfolg errungen, aber noch immer ist er «the wicked man», wie ihn die Gemahlin des Kronprinzen, Victoria, eine Tochter der «Queen», nennt, der böse, der bestgehasste Mann. Seine einzige Stütze ist sein König, aber dieser König ist keine Marionette; fast um jeden Schritt vorwärts muss er mit ihm ringen. Des Königs Gerechtigkeitssinn ist unbestechlich, sein Staatsgefühl ganz und gar preussisch. Jetzt aber geht es um Deutschland.

Der König will den Bruderkrieg mit Österreich nicht, die königliche Familie stemmt sich dagegen; auch die öffentliche Meinung Preussens lehnt ihn ab, ganz zu schweigen von dem übrigen Deutschland. Warum rückt dieser Krieg trotzdem näher, wenn ihn niemand will ausser diesem Bismarck? Aber will er ihn wirklich oder sieht er vielleicht

tiefer als alle die Hochgemuten und Edlen, die vor dem Äussersten zurückschrecken? Er ist der Meinung, dass dieser Krieg nicht mehr zu verhindern ist, dass *es* aus inneren Notwendigkeiten zu diesem Kriege drängt, weil ohne die Entscheidung zwischen Österreich und Preussen Europa nicht mehr leben kann und auch nicht Deutschland und am wenigsten Preussen. In dieser innersten Überzeugung fasst er seine Entschlüsse.

Das aber ist das Ergebnis: die drohende Wolke im Westen zieht ab, obgleich Österreich und Frankreich ein geheimes Bündnis eingegangen sind. Russland und England zeigen das Wohlwollen der Neutralität, Italien tritt an Preussens Seite. Kein Weltkrieg entsteht aus den Verwicklungen. In Deutschland geht es, wie es gehen muss: das Werben Bismarcks um Bayern bleibt vergeblich wie das um Sachsen, Kurhessen und Hannover. Am 14. Juni beschliesst der deutsche Bundestag die Mobilmachung seiner nichtpreussischen Korps gegen Preussen, womit die Entscheidung endgültig auf des Schwertes Spitze gestellt ist. Es sind höchste Einsätze, die Bismarck wagt. Für Preussen steht eine weite Zukunft auf dem Spiel, es geht um Sein oder Nichtsein.

Am 19. Mai 1866 dringt Krupp zu Bismarck vor, um inmitten dieses grossen Wirbels ihn, den Kriegsminister von Roon und selbst den preussischen König mit seinen Sorgen zu bestürmen, die nur zum kleineren Teil Preussens Sorgen sind. Wenn es auch wieder, fast schon ermüdend, das alte Lied ist, die ewige Geldnot, die vor Kriegen eine allgemeine Not zu sein pflegt, so ist doch in Krupps Forderung ein neuer Ton. Er pocht auf seine Rechte, auf Zahlungsverpflichtungen, die der preussische Staat zu erfüllen habe; in seinen Bitten liegt ein ungeduldiges Verlangen. Sein Anspruch beläuft sich auf zwei Millionen Taler als Darlehen oder Vorschuss, nur nicht als Bankgeld. Preussen aber bie-

tet durch die Seehandlung, das grosse preussische Bankinstitut, eine Million Taler gegen Verpfändung der Fabrikrohstoffe, was Krupp grenzenlos empört. In dieser Form will er das Geld nicht. In der Unterredung bei Bismarck wird viel über schwere Geschütze für Festungen, Küsten und Kriegsschiffe gesprochen, die nicht vorhanden seien, was alles naturgemäss auch die Geldfrage berührt. Und Bismarck findet Zeit, ihm aufmerksam zuzuhören. Aber am 27. Mai wird Krupp vom Kriegsminister von Roon verständigt, dass in den augenblicklichen Geldverhältnissen und Geldbedürfnissen des Staates sein Wunsch zu helfen unübersteigliche Schranken gefunden hätte; für Krupp ein Anlass zu neuer Empörung. Dann macht ein sehr ungnädiges Billett des Königs der Sache ein Ende: «Warum beharren Sie so steif auf Ihrer Ansicht, nicht eine zweite Million von der Bank zu nehmen, von der Sie schon eine Million haben? Ich veranlasse Sie also, diese Renitenz gegen die Bankaufnahme fallen zu lassen, und Sie können jede Stunde die Summe von der Bank haben. Besinnen Sie sich noch zur rechten Zeit! Wilhelm.» So muss er «schmählicher Weise» dieses verhasste Geld nehmen. Noch am 23. Mai hatte er an seine Gattin aus Berlin geschrieben, dass er frei sei von «Rheuma und Nervotismus». Dieses Billett wirft ihn erneut zu Boden.

Dann verdrängt der Krieg jede andere Sorge. Nach einigem Geplänkel wird am 3. Juli die Schlacht von Königgrätz geschlagen, die den Kampf der Rivalen zugunsten Preussens entscheidet. Diese Schlacht ist auch für das Haus Krupp die Probe aufs Exempel. Jetzt muss sich zeigen, ob richtig geplant, gesorgt und gearbeitet worden ist. Am 9. Juli schreibt ihm der General von Voigts-Rhetz aus dem Felde: «Lange heisse Stunden haben sich diese Ihre Kinder mit ihren österreichischen Cousinen unterhalten, es war

ein Tirailleurfeuer mit gezogenen Kanonen, höchst merkwürdig und interessant, aber auch sehr verderblich.» Das ist alles! Kein Wort von der Überlegenheit der Kruppgeschütze, allerdings auch keines von ihrer Unterlegenheit. Schnell verbreitet sich indessen der Ruhm des Zündnadelgewehrs, dem wesentlich der Sieg zugeschrieben wird, eine Waffe, mit der Krupp nicht das Geringste zu schaffen hat. Noch weiss man nicht in Essen, dass der Tag von Königgrätz zu einer schweren Niederlage für das Haus Krupp zu werden droht. Am 30. Juli aber sieht sich der «Kanonenkönig» gezwungen, an den Kriegsminister von Roon zu schreiben:

«*Ew. Exzellenz*

fühle ich mich gedrungen – mitten in der Freude über die wunderbaren Erfolge der unvergleichlichen Armee – meine tiefe Betrübnis zu bekennen, dass, wie ich soeben erfahre, an zwei vier Pfünder-Geschützen in der Action der Boden abgeflogen sein soll und dass ein Gleiches in Berlin mit einem vier Pfünder und einem sechs Pfünder geschehen ist. Wenn auch bei sämtlichen Unfällen mit den Feldgeschützen zum Theil die Veranlassung in dem vorhergehenden Zersprengen der aus ungeeignetem Materiale bestehenden Verschlussplatte gefunden werden mag (welches Material nicht von mir geliefert wurde) so müsste dennoch eine solche Ungehörigkeit nicht im Stande sein, das Rohr zu zerstören und die Bedienung zu gefährden-, – und der Wunsch, dieses Unheil ein für alle Male zu beseitigen, ist die Veranlassung zu diesem meinem gehorsamen Schreiben.» Und es folgt nach einigen technischen Erläuterungen das Anerbieten, viele hundert Rohre unentgeltlich umzutauschen.

Krupp ist aufs höchste beunruhigt, wozu auch alle Ursache vorhanden ist. Aus Russland kommt die Nachricht, dass ein Neunzöller gesprungen ist, aus England Hiobsbot-

schaft über das schlechte Verhalten der «Bandagen», der Radreifen, die Krupp geliefert hat. Krupp sieht schon den Ruf seiner Firma vernichtet. Und in der Tat – wie auf *ein* Zeichen erheben die Feinde ihr Haupt, selbst die Anhänger der Bronze-Kanonen wagen sich wieder hervor. Man möge gegen diese Geschütze sagen, was man wolle, sie sprängen jedenfalls nicht.

Krupp ist niedergeschmettert wie noch nie in der Geschichte seines Unternehmens. Die Aussicht, den Kampf um das Gusstahlrohr von vorn beginnen zu müssen, erscheint ihm unerträglich. In krankhafter Übersteigerung sieht er schon sein Lebenswerk Zusammenstürzen. Dann gibt ihm die Cholera den letzten Stoss. Vom Kriegsschauplatz her breitet sie sich blitzschnell aus, wahllos und sprunghaft um sich greifend. Sie fordert bald viel höhere Opfer als der Krieg. Krupp sieht sich schon unter ihnen. Einen Tag, nachdem er fluchtartig den Hügel verlassen hat, ist sie wirklich dort. Sein Stallmeister stirbt an der Seuche.

Es ist nicht nur der Hypochonder Krupp, der da flieht, es ist, genau betrachtet, auch der Unternehmer, der alles, was er heraufbeschworen hat, hinter sich lassen möchte. Dabei flieht er nicht in das eigene Innere, er wirft sich in eine Flucht nach aussen, die das Bild einer fast rührenden Hilflosigkeit bietet. Krupp weicht vor der Krankheit, gewiss, aber er reisst noch viel mehr vor seinem eigenen Werk aus mit den achttausend Arbeitern, mit den sich überstürzenden finanziellen, organisatorischen und technischen Schwierigkeiten. Dieses Werk ist nichts anderes mehr als eine drohende Faust über seinem Haupt, eine Riesenlast, die ihn zu erdrücken droht, ein Ruf von tausend fordernden Stimmen.

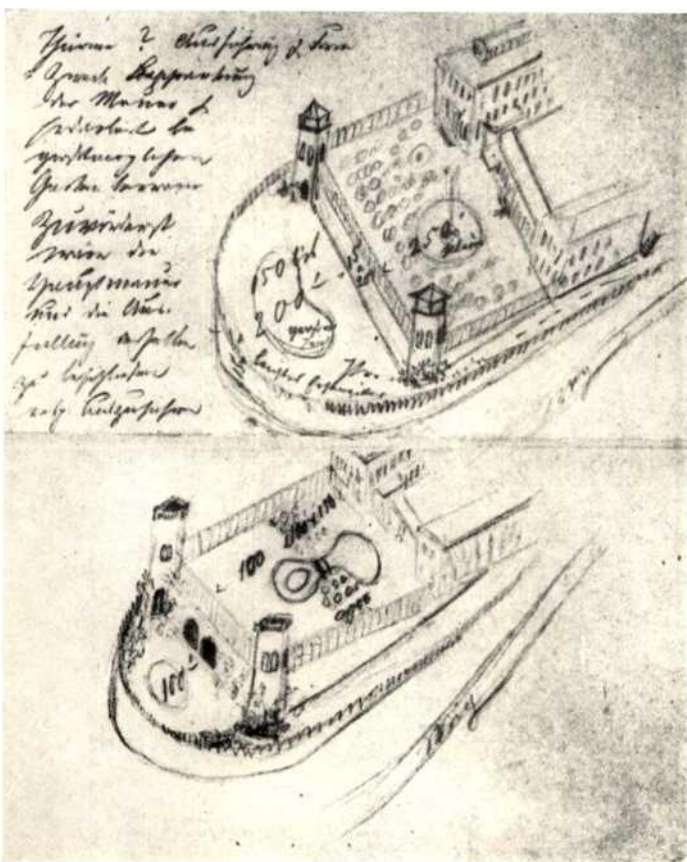
Er flieht aus allen alten Lebensverhältnissen. Mag er auch Weib und Kind mitnehmen, es ist trotzdem auch eine Flucht

aus dieser Ehe, aus dem gewohnten häuslichen Kreis hin zu einem Neuen, Unbekannten, das vielleicht leichter zu ertragen sein würde. Nur eines vergisst Krupp: dass die Sorgen in des Menschen Brust wohnen, dass sie an keiner Grenze zurückbleiben und dass sie unerbittlich und beharrlich sind, wenn man sie nicht ausräumt, woran er keinen Augenblick denkt.

Alfred Krupp steht an der Wendemarke seines Lebens. Er hatte sich von seinem Dämon fortreißen lassen, geschaffen und gebaut, was ihm eingegeben war. Er trug keinen inneren Gewinn davon. Im Reiche des Menschlichen waren ihm enge Grenzen gezogen. Er war nicht fähig, viel an Liebe zu geben noch Liebe zu empfangen. Das Ende ist die Einsamkeit in Bitternis und das schwerste aller Leiden: die Menschenverachtung. Das Werk freilich steht immer noch. Aber es spendet keinen Trost, es lässt kalt. Das ist die Tragik der Männer der Tat.

Der Weg bis zum Ende, das Krupp schon nahe sieht, ist freilich noch lang. Vorläufig flieht der Aufgeschreckte in dem besten Glauben, den Unheilmächten entkommen zu können. Die Flucht geht über Koblenz, Heidelberg, Karlsruhe, Basel und Bern zum Genfer See, wo er in Vevey Quartier nimmt, das bald mit Ouchy vertauscht wird. Niemand in Essen ahnt, dass ihn diese Reise länger als ein Jahr von der Fabrik fernhalten wird, dass sie der Beginn einer dreijährigen Irrfahrt ist, in der er nur flüchtig, für kurze Wochen oder Tage, die Heimat berührt. Er selbst gibt sich in dieser Periode kaum Rechenschaft über sein Tun. Die Entschlüsse sind spontan, vom Augenblick und von Launen eingegeben, denen er haltlos unterliegt. Immer mehr scheint ihm die Selbstkontrolle verloren zu gehen. Auch in Ouchy findet er keine Ruhe; so beginnt er eines Tages eine neue Wanderschaft, die über Lyon und Toulon nach Nizza führt.

Weib und Kind begleiten ihn auch dorthin, und da der zarte Friedrich Alfred fortwährend kränkelt, hat Bertha, die, wie sie selber sagt, so gerne «fidel» ist, nun zwei Patienten zu betreuen. In ihrer Begleitung befindet sich der «Leibarzt» der Familie, der junge Dr. Küster, der von dem Krupp dieses ersten Nizzaer Winters folgende Beschreibung liefert: *«Er war eine sonderbare, überall auffallende Erscheinung, von ungewöhnlicher Körperlänge, dabei von auffallender Magerkeit –, seine Züge, einst von grosser Regelmässigkeit und Schönheit, waren früh gealtert, das Gesicht matt, bleich, voller Runzeln, der Kopf mit einem schwachen Rest grauer Haare, die durch eine Perücke ergänzt wurden, bedeckt. Selten belebte ein Lächeln diese Züge, gewöhnlich waren sie steinern ohne jede Regung –, dass das Gesicht auch der Sitz einer freundlich lächelnden Heiterkeit sein konnte, habe ich später häufig genug erfahren. Krupp ist ohne Zweifel ein technisches Genie . . . aber im Übrigen war er ein durchaus einseitiger Mensch, ohne jedes Interesse für alles, was seinem Fachfernlag. So hielt er es für gänzlich verfehlt, dass ein Verwandter seiner Frau, der später berühmt gewordene Kapellmeister Max Bruch, sich der Musik gewidmet habe. Würde er Techniker geworden sein, erklärte Krupp allen Ernstes, so hätte er sich und der Menschheit nützen können, während er als Musiker ein durchaus inhaltloses Dasein führe. Diese Einseitigkeit wurde aber ausgeglichen durch seine bewunderungswürdige Energie. Nichts schien ihm unerreichbar, sobald er sich von dem Wert einer Sache überzeugt zu haben glaubte. Sein Entwicklungsgang hatte das Selbstbewusstsein in ihm bis zu einem Masse gesteigert, dass sein Wesen zuweilen an Grössenwahn streifte. Er war gewöhnt, wie ein Fürst aufzutreten, konnte aber daneben kleinliche Züge vertragen. Alles in allem aber überwog die Grossartigkeit seines Wesens in einem Masse, dass jeder, der ihn kennen lernte,*



von einer gewissen Ehrfurcht gegen die festgefügte Persönlichkeit erfüllt wurde.»

Die letzte Tiefe des Krupp'schen Wesens schöpft diese Darstellung nicht aus. Denn die scheinbar festgefügte Persönlichkeit ist keineswegs aus einem Guss, in keinem Sinn harmonisch, nicht einmal die Harmonie eines gleichmässigen, alles gewaltsam zusammenraffenden Willens ist ihr gegeben. Sie ist erfüllt von verschiedenen, einander geradezu entgegengesetzten Mächten, die über sie in schnellem Wechsel die Herrschaft gewinnen. Aus angespannter Tätigkeit verfällt Krupp in Lethargie. Angstzustände schaffen Reizbarkeiten, denen er sich zum Schrecken seiner Umgebung willenlos hingibt, um kurz darauf fast fröhlich und heiter zu erscheinen. Er hat nicht das geringste Gefühl dafür, dass dieses Schwanken, sich Herrisch-Geben und völlige Verzagen den mit ihm Lebenden jede Unbefangenheit rauben muss. Der junge Arzt ist der Ansicht, dass diese anfallartigen Hypochondrien an Geisteskrankheit grenzen, etwas unvorsichtig im Gebrauch dieses Wortes, das für schwer zu Deutendes einen gefährlichen Begriff setzt. Gewiss ist es sonderbar, wenn ein organisch gesunder Mann sich acht Tage ins Bett legt und daraus auf keine Weise vertreiben lässt. Doch gibt es seelische Lagen, in denen diese Form der Weltflucht die einzige Rettung bedeutet, wo eine animalische Geborgenheit am ehesten neue Kräfte schafft, denen plötzlich Entschlüsse und Handlungen von erstaunlicher Folgerichtigkeit entspringen. Zum nicht geringen Verwundern seiner Umgebung erhebt sich der lebendig Tote von seinem Lager und überrascht sie durch seine Urteilskraft und durch die Sicherheit seines Instinktes, mit der er gegenwärtigen und kommenden Übeln für sein Werk zu begegnen weiss. Sich selbst der schlechteste Gefährte, doch immer überzeugt, allein im Rechte zu wohnen,

erlöst er sich in der tätigen Sorge für sein Unternehmen – wenigstens vorläufig noch.

Seit er in Nizza weilt, sind die Schwierigkeiten noch erheblich gewachsen. Albert Pieper, sein Vertrauter, hat sie furcht- und schonungslos vor ihm ausgebreitet. Er hat ihm mit dünnen Worten gesagt, dass die Vormachtstellung Krupps auf dem Stahlmarkt vernichtet ist, dass die anderen gewaltig aufgeholt haben, dass zweifellos eine Überproduktion bestände, aus der sich die erbitterten Preiskämpfe erklärten.

So ist es in der Tat. Bei den Radreifen tobt ein hemmungsloser Konkurrenzkampf, der kaum noch einen Nutzen lässt. Der Bochumer Verein und andere Firmen greifen in Gebiete über, die bis vor kurzem noch Krupp'sches Reservat waren. Hinzu kommen die technischen Sorgen, vor allem in der Geschützfabrikation. Die «Canoniker», wie Krupp seine Fachkräfte auf diesem Gebiet nennt, werden ans Krankenlager zitiert. Frau Krupp hat alle Ursache, die Besucher aus Essen, die sie im Sammelbegriff als «Fabriker» bezeichnet, zu fürchten, da sie immer neue Krisen bei ihrem Gatten hervorrufen.

Je weniger Krupp nach aussen hin selbst in Erscheinung tritt, desto ungeduldiger und schroffer werden seine Forderungen an «die Procura», wie das Gremium der vier leitenden Herren in Essen jetzt heisst. Sie soll schier Unmögliches durchsetzen und die immer noch widerstrebenden preussischen Behörden zu Krupps Auffassungen bekehren. Und immer stehen im Hintergrund die zehntausend Arbeiter, die beschäftigt sein wollen. Die Schar zu verringern, bedeutet für ihn nach wie vor Schmach und Schande, sie durchzutragen ist eine Ehrensache. So sucht und sucht er in zerquälten Nächten nach Auswegen, wälzt die Probleme hin und her, sinnt und grübelt, bis er neue Ansatzpunkte gefunden zu haben glaubt. Jetzt kreisen seine Ge-

danken um die Tatsache, dass die Riesengüsse das einzige Gebiet sind, wo er noch eine Sonderstellung behauptet. Hier also muss der Hebel angesetzt werden. Es muss wieder werden, wie es in jenem köstlichen Jahr 1851 war, als der Gussstahlblock von viertausenddreihundert Pfund und das erste Gussstahlrohr den Namen Krupp in aller Mund gebracht hatten.

Es trifft sich gut, dass für das Jahr 1867, das soeben begonnen hat, die Weltausstellung in Paris winkt. Weltausstellungen sind für Krupp immer glückhafte Veranstaltungen gewesen. Sie sind der rechte Boden für seine hohe Kunst, «Propaganda» im Grossen zu treiben. Der Ausdruck gehört noch nicht zum gängigen Wortschatz der Zeit. Wahrscheinlich ist Krupp der erste grosse Propagandist der Welt gewesen. Seine Methoden, die Aufmerksamkeit auf sein Werk zu lenken, sind Meisterleistungen der Psychologie, so oft er sonst auch psychologisch versagt. Mit grundsätzlich Neuem hat er dieses Mal nicht aufzuwarten, aber er kennt genau das kinderfrohe Staunen der Zeit über gigantische technische Leistungen. Es kommt ihm nicht in den Sinn, dass sich in dieser Gigantomanie bereits eine Leere ausdrückt, dass die Rekordsucht bereits eine innere Armut verkündet. Er begeistert sich an einem Gussstahlblock von achtzigtausend Pfund. Und wie *er* sich an dieser zwanzigfachen Leistungssteigerung innerhalb von sechzehn Jahren erbaut, so werden es auch die Mitmenschen tun. Daneben wird er einen Tausendpfünder stellen – eine vierzehnzöllige Kanone, «ein Ungeheuer, wie es die Welt noch nicht sah». Das Rohr wiegt tausend Zentner mit den aufgezogenen Ringen, achthundert Zentner die Stahllafette mit ihrem Drehrahmen. Das Geschoss, getrieben von hundert Pfund Pulver, ist doppelt so schwer wie ein Vierpfündergeschütz.

An diesen Plänen erneuern sich seine Kräfte. Fast wird er wieder der Mann der grossen Aufbaujahre. Wenn die Eisenbahn die grossen Gewichte nicht befördern kann, so müssen Spezialwagen gebaut werden; wenn die Zeit bis zur Ausstellung nicht mehr reicht, dann muss auch nachts gearbeitet werden. Er wird wieder wie in früheren Zeiten der zornige, bohrende, lästige Antreiber zum nicht geringen Schrecken der leitenden, vielgeprüften und vielbewährten Männer der Procura.

Zuletzt aber, wenn der Tausendpfünder seinen hervorragenden Platz auf der Ausstellung gefunden hat, wenn der Preussenkönig bewundernd vor ihm steht, dann wird Krupp zur Stelle sein, um mit der Geste eines Souveräns von eigenen Gnaden dem Souverän von Gottes Gnaden diese Kanone im Wert von hundertfünfzigtausend Talern zum Geschenk anzubieten. Das ist freilich ein hohes Spiel. Denn Krupp weiss nur zu gut, dass Geschenke verpflichten und dass die Ablehnung eine schwere Niederlage in den Augen der Welt bedeuten würde. Aber er schätzt den König so ein, dass dieser sich für gross genug erachtet, um auch angesichts einer solchen Mammutgabe der König von Preussen zu bleiben. Und Krupp irrt nicht. Freundlich und gelassen nimmt der König die Schenkung an. Aber auch darin irrt Krupp nicht, dass diese hundertfünfzigtausend Taler gut angelegtes Geld sind. Wer wäre sonst auf der Welt noch solch einer Geste fähig!

Dann aber, nachdem die Pariser Episode vorüber ist, treibt ihn die Unruhe nach Scheveningen, nach Berlin und für kurze Zeit zurück nach Essen, wo er sich, von tausend neuen Zweifeln geplagt, umsieht wie ein Fremder. Es ist auch in Wahrheit ein anderer, der da durch die weiten Werkanlagen irrt und überall mit dem Blick des Meisters Mängel gewahrt – unbeaufsichtigte und unkontrollierte Arbeiter, Un-

pünktlichkeiten auch der leitenden Herren, Schlendrian in allen Ecken und Winkeln –, Dinge, die sich durch keinen Zornausbruch aus der Welt schaffen lassen, die im einzelnen geringfügig erscheinen, im Ganzen aber nach seiner Überzeugung eine grosse Gefahr bedeuten. Auf jeden Fall sind es Beobachtungen, die keinen Trost spenden, sondern neue Sorgen in das ruhelose Herz tragen und dort eigentümliche Wirkungen auslösen.

Der Fünfundfünfzigjährige fühlt sich alt und ist es auch. Das Mannesalter endet nach den Auffassungen jener Zeit mit fünfzig Jahren, Frauen von fünfundvierzig Jahren sind Matronen. Nicht die Lebensgenüsse haben ihn verzehrt, sondern die Kämpfe und die Masslosigkeit seiner Phantasie. Aber dem, was hinter ihm liegt, gönnt er noch immer keinen Blick, er gehört zu den Vorwärtsstürmenden, für die es keine Vergangenheit und kaum eine Gegenwart gibt, die ihre Sehnsüchte in fern aufdämmernde Zeiten werfen, um ihrem Werk und damit sich selbst eine Ewigkeit abzutrotzen. In den drei Jahren seiner Odyssee vollzieht er in seinem Innern die Selbstauslöschung, die Loslösung, die Weggabe des Werkes von sich selbst. Hat er diese Gedanken weit genug vorgetrieben, dann spielt er mit der Idee der «Abdankung». Nur von ferne will er noch die Entwicklung in Essen verfolgen, sich daran erbauend, dass die Fabrik ohne ihn lebt und wächst. Eines allein stört diese Spekulationen – der Erbe ist ein kränkelder Knabe. Wie sollen je so zarte Schultern eine derartige Riesenlast tragen, und wo sind die Männer, so fähig, so treu, so besessen, dass man sie ihm zur Seite geben könnte? So wälzen sich die Lasten wieder zurück auf ihn, der sich verbraucht fühlt, ausgelaugt; alle seine Befreiungsversuche enden mit verschärfter Knechtschaft. Der reichste Mann Deutschlands ist wahrlich einer der Elendsten. Er rüttelt an seinen Ketten,

aber ihr Klirren belehrt ihn nur deutlicher über ihre Unzerreissbarkeit. Dann zieht er sich wie ein weidwundes Tier zurück auf sein Lager, ist für niemanden zu sprechen, im Halbdunkel hindämmernd, bis doch irgendeine Kunde zu ihm dringt, ihn aufscheucht und vorwärts treibt, weil er überzeugt ist, dass nur *er* die Lage zu meistern vermag.

Eine dieser jähren Gesundungen und Aufbrüche, die Bertha Krupp zu dem Ausruf veranlasst, «was man alles erleben kann, ist wirklich fabelhaft», führt ihn im Frühjahr 1868 in hastigen Reisen von Nizza über Essen nach Berlin und schliesslich in neuer Flucht nach Petersburg.

In Berlin geht es um die junge preussische Marine und ihre Ausrüstung mit schweren Geschützen.

Ein neues Blatt in der Geschichte des Hauses Krupp und zugleich in der preussisch-deutschen Geschichte ist aufgeschlagen, ein neues Motiv klingt an und wird durch Jahrzehnte nicht verloren gehen. Zum ersten Mal soll Krupp jetzt seinem grossen englischen Gegenspieler, der Rüstungsfirma Armstrong – berühmt durch die Konstruktionen schwerer und schwerster Geschütze –, unmittelbar gegenüber treten, ein schier aussichtsloser Kampf, in dem alle Sympathien, auch die der preussischen Marineoffiziere, bei Armstrong sind. England ist für die winzige Flotte, die da entstehen soll, das leuchtende Beispiel. Ein preussisch-englischer Gegensatz liegt ausserhalb jeder Berechnung, die Waffenbrüderschaft von Waterloo ist noch in naher Erinnerung. Für die preussischen Marineoffiziere ist die Ausrüstung der drei neuen Panzerschiffe mit Armstrong-Geschützen fast eine Selbstverständlichkeit. Der Weltruf der englischen Firma ist noch immer unangetastet. So wirkt Krupp beinahe wie ein Störenfried. Zwar kann man es ihm nicht verwehren, sich mit seinem grossen Konkurrenten zu messen, nur soll ein jeder wissen, dass Krupp nicht mit Bevorzugung rech-

nen darf, mag er auch preussischer Untertan sein. Es geht allein darum, wer die besten Geschütze liefert. Der wird den Auftrag über einundvierzig Schiffsgeschütze erhalten.

Im Gegensatz zu seinen Beratern ist Krupp der Überzeugung, dass dieser erste Auftrag für alle Zeiten entscheidend sein wird. In den grossen Fragen ist sein Blick noch immer durchdringend. Er ist entschlossen, auch die letzten Kräfte in diesem Kampf einzusetzen. Als die erste schlechte Nachricht aus Berlin kommt – beim Probeschiessen in Tegel, in Gegenwart des Königs, Bismarcks und Moltkes, blieben die Kruppgeschosse im Panzer stecken –, erhebt sich Krupp von seinem Krankenlager, um selbst in die Auseinandersetzung einzugreifen. In Berlin haben sich die Dinge weiter zugespitzt. Dort ist man entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Ärgerlich hat der König von Preussen festgestellt, dass zwei Artilleristen stets zwei verschiedene Meinungen vertreten. Nichts scheint unberechenbarer als diese Welt der Rechenkunst. Zu den ballistischen Problemen und den Konstruktionsfragen des Rohraufbaus und des Verschlusses ist das nicht minder schwierige Problem der Pulversorten hinzugetreten. So fasst man den Entschluss, durch ein Vergleichsschiessen zwischen Krupp und Armstrong Klarheit zu schaffen.

Armstrong hat keinen Augenblick gezögert, seinen besten Neunzöller nach Tegel zu schicken, wo er sich mit dem Krupp'schen Sechsendneunzigpfünder messen soll. Noch ist die Zeit fern, wo ein solcher Wettstreit mit offenem Visier undenkbar sein wird, noch ist nirgends Hass zu spüren.

Das Vergleichsschiessen soll am 2. Juli stattfinden. Wenige Tage vorher verlässt Krupp Berlin, um nach Petersburg zu reisen. Diese Reise stellt sich dar als eine Instinkthandlung. Krupp ahnt, was kommen wird. Das Ergebnis ist vernichtend. Das Krupp'sche Vollgeschoss hat die Panzerplatte zwar

eben durchschlagen, ist aber in der Holzhinterlage stecken-
geblieben; das leichtere englische Geschoss ist glatt durch
Stahl- und Holzplatten hindurchgegangen. Krupps Gegner
triumphieren. Diese Schlacht kann als endgültig verloren
betrachtet werden. Das ist die Nachricht, die Krupp erreicht,
kaum dass er in Petersburg eingetroffen ist.

Nie war der Abdankungsbereite grösser als in dieser Nie-
derlage. Das Hoffnungslose übt auf ihn den schärfsten Reiz
aus. Aber sein grosses Dennoch wird nicht laut hinaus-
geschrien, sondern geschickt und zäh in einer Reihe zweck-
voller Handlungen verwirklicht. Wieder beginnt eines der
Krupp'schen Meisterspiele auf der Grundlage seines rich-
tigen Urteils. Nicht das Geschütz war die Ursache der Nie-
derlage, sondern die Pulversorte, die man ihm aufgezwun-
gen hatte. Sofort werden in Petersburg neue Versuchsschie-
ssen veranstaltet und die guten Resultate nach Berlin ge-
meldet, wo sie Verwirrung in die Reihen seiner Gegner
tragen. Inzwischen müssen seine Getreuen verhindern, dass
schnelle Entscheidungen fallen. Es gilt, ein zweites Ver-
gleichsschiessen durchzusetzen.

Krupp aber kann sich dem Petersburger Leben nicht ent-
ziehen. Noch immer ist Russland sein grösster Abnehmer,
und er erwartet wieder «ungeheure Bestellungen». Dabei
muss er den russischen Verhältnissen Rechnung tragen und
sieht sich genötigt, den Offizieren glänzende Feste zu ge-
ben, die so viel kosten, dass es seinem Kammerdiener die
Sprache verschlägt. Hier ist nicht Preussen, wo ein Be-
stechungsversuch undenkbar wäre, es müssen Schleich- und
Umwege eingeschlagen werden, was alles Krupp in tief-
ster Seele verhasst ist. Und so erhält seine Neigung neue
Nahrung, nicht selbst in Erscheinung zu treten, die Ver-
antwortung auf seine Begleiter abzuschieben, die tief in
den Strudel der Lebensfreude gezogen werden. Krupp aber

füllt sein Herz mit Menschenverachtung. Er schreibt nach Hause, dass diese Reise ihm nicht eine einzige Freude biete. Er verliert die Gewohnheit des frühen Schlafengehens. Fortan wird er die langen Abende benutzen, um sich in schriftlichen Ergüssen über die Sorgen auszulassen, die ihn immer heftiger plagen. Der Mann, der nach dreijähriger Wanderung in seine Heimatstadt zurückkehrt, ist ein vielfach Gewandelter. Das wird seine Umgebung bald und deutlich genug spüren.

Doch es finden zwei neue Vergleichsschiessen statt. Krupps Geschütze verwenden nun ein prismatisches Pulver, auch die Zündung ist verbessert worden. Das zweite Schiessen wird ein überwältigender Erfolg, die schwere Panzerplatte ist durch einen einzigen Schuss vernichtet. Angesichts dieses Ergebnisses streckt Armstrong vorläufig die Waffen. Ein wesentlicher Teil des Auftrags geht nach Essen. Noch in demselben Jahr baut Krupp das erste 28 cm-Geschütz, das für Jahrzehnte eine wichtige Rolle spielen wird. Davon aber, dass dieser Sieg, errungen in einer fast aussichtslosen Lage, Krupp mit Genugtuung und Freude erfüllt hätte, wird nirgends ein Wort bekannt.

TRAGIKOMISCHES INTERMEZZO

Gegen Ende der sechziger Jahre bietet sich den Spaziergängern im Walde bei Essen-Bredeney ein sonderbares Bild. Sie gewahren einen Holzturm, der auf Rädern steht und mit der Plattform über die Kronen der Bäume reicht. Ehe sie es sich versehen, setzt sich der Turm in Bewegung. Alfred Krupp überprüft das Hügelland mit einem Perspektiv, um den schönsten Platz für den grossen Neubau zu finden. Er kennt das Gelände, in dem er herumsucht, recht gut. Er weiss, dass unter der Erde die Eisensteingrube Phoenix und zwei Zechen ihre Stollen vorwärts treiben und dass die verträumte Anmut des Waldes dort unten im Dunkeln ein unheimliches Gegenstück hat.

So, wie er sich sein Bauwerk denkt, wird es äusserst festen Grundes bedürftig sein. Also wird mit Bodenuntersuchungen und Bohrungen begonnen. Die Hohlräume, die sich finden, werden mit allen bergmännischen Erfahrungen angegangen. Denn hier, bei diesem Haus, das für die Ewigkeit gedacht ist, darf nichts versäumt werden.

Der Hügelbau war alles andere als eine Marotte Krupps, vielmehr in einem tieferen Sinn zweckbezogen. Er war nicht die Laune eines reichen Mannes, sondern entsprang tiefen Einsichten. Neben der nüchternen Absicht, eine Repräsentationsstätte zu schaffen, die der Weltbedeutung des Unternehmens entsprach, verfolgte Krupp ein irrales Ziel. Der Hügelbau bedeutet im Grunde eine Fortdichtung der Krupp-

Saga und ist so bis in die Gegenwart wirksam geblieben. Er sollte ein Symbol der Macht sein, die sich in Essen zusammenballte, und Ausdruck des spezifischen Geistes des Hauses; ihn sollte er kommenden Geschlechtern bildhaft vor Augen rücken. Krupp baut da nicht einen Wohnsitz für sich und die Seinen, er baut sich auf der Höhe seines Daseins gleichsam noch einmal selbst. Dieses Haus ist darum seine persönliche Angelegenheit, was die Männer, die es erbauen, leidvoll genug erfahren müssen. Der Gedanke, dass es Neid erregen könnte, dass etwa seine Arbeiter ihm dieses Riesenschloss ankreiden würden, ist ihm nicht gekommen und brauchte ihm auch nicht zu kommen. Er empfindet sich als einer von ihnen, keinem aus ihrem Kreis war es verwehrt, zu seiner Höhe aufzusteigen.

Die Standesunterschiede, die durch Herkommen, Besitz und Rang bestimmt waren, wurden noch als natürlich, ja als gottgegeben hingenommen. Dem Herren war vieles erlaubt, was anderen versagt blieb. Jeder Stand – die Klassen wurden eben erst erfunden – hatte seine eigene Ehre, sein Selbstbewusstsein; der Handwerker etwa dünkte sich in seinem Rahmen nicht schlechter als der Adelige, auch wenn er vor ihm den Hut zog. Jeder hatte seinen eigentümlichen Standesstolz, der ihm Unterwürfigkeit verbot, nicht aber Unterordnung. Das Recht des Eigentums war noch nicht erschüttert. Mit seinem Besitz konnte jeder nach seinem Belieben schalten und walten, sofern er nicht gegen die Gesetze verstieß. Eingriffe des Staates waren undenkbar. Gefiel es jemandem, statt flacher Steinchen Goldstücke über den Wasserspiegel tanzen zu lassen, so mochte er es eben tun. Man lachte darüber, ohne sich zu entrüsten. Die Persönlichkeit, die grosse Leistung aufzuweisen hatte, war souverän. Ihr wurden Originalität in den Daseins- und Ausdrucksformen, Sonderbarkeiten und selbst Marotten zuge-

billigt. Auch Originale, Käuze und Narren gehörten in Gottes Garten.

Die Hauptentwürfe zur Villa Hügel stammen von Krupp selbst, und die Kritiker sagen: sie sind auch danach. Gewiss, hier spricht Krupp, der Autodidakt, der er in jedem Sinn gewesen ist als Techniker, als Kaufmann, als Organisator und als Kanonenkönig. Die Versuchung lag nahe, es nun auch als Architekt zu sein. Für Krupp ist die Architektur nicht ein künstlerisches, sondern ein technisches Metier. Und so sieht das Haus auch aus. Es gehört zu den bissigsten Ironien seines Lebens, dass gerade bei diesem Bau ihn die Technik auf jede Weise genarrt hat. Aber jenseits aller künstlerischen Massstäbe zeigen Bauten und Anlagen in ihrer Gesamtheit Anstand und Würde. Im letzten stellt sich das Werk dar als die Klage eines grossen Einsamen, dem seine Natur die harmlose Gemeinschaft mit den Menschen, die schlichte Lebensfreude versagt hat. Tatsächlich hat Krupp diese Stätte, die für seine gesellschaftlichen Verpflichtungen bestimmt war, mehr und mehr dazu benutzt, sich abzusondern und einzukapseln, umgeben von dem dreifachen Ring seiner Pfortner. Auch im Einzelnen muss der Hügel, so wie er ihn baute, ein getreues Spiegelbild seines Wesens gewesen sein – mit der Freudlosigkeit und Ungemütlichkeit der Räume, mit ihrer Nüchternheit, die durch keinen schönen Schein gemildert wurde. Hier ist nichts zum Vergnügen gelungen, auch das nicht, was dafür gedacht war.

Krupp hat für diesen Bau eine halbe Million Mark ausgeworfen, und schon das nicht mit gutem Gewissen, weil er das Geld der Fabrik entzog. Aber der Voranschlag wird, nicht zuletzt durch die Schuld seiner launischen Wünsche und Eingriffe, um ein Vielfaches überschritten.

Im Frühjahr 1870 findet er, jetzt sei keine Zeit mehr zu verlieren. Alles muss plötzlich schnell gehen, so schnell wie

nur möglich, alles muss «richtig» gehen, ohne Reibungen und Zwischenfälle, alles muss eigentlich schon fertig sein, kaum dass angefangen ist. Zwei Häuser sind zu bauen, ein grosses und ein kleines. Sie sind durch eine Galerie zu verbinden, dazu kommen riesige Terrassen und Einfriedungen. Das Kleine Haus wird durchaus nicht klein sein mit seinen drei Stockwerken. In die Häuser darf aus Gründen der Feuersicherheit kein Gas gelegt werden und kein Petroleum kommen. Es gehört zu den heitersten Paradoxien, dass der Gussstahlkönig, der Mann der Hochgluten, nichts mehr fürchtet als das Feuer. Die weiten Hallen und hohen Räume sollen mit Kerzen und Öl beleuchtet werden. Aus demselben Grunde darf nirgends Holz Verwendung finden. Diese Bauten gehören dem Stein und dem Eisen. Die grosse Halle erhält ein Eisengewölbe, so ist es geplant, so wird es ausgeführt.

Ausserdem aber sollen die Gebäude allen «Komfort der Neuzeit» haben. Krupp versteht darunter: in diesen Gebäuden soll kein Fenster geöffnet werden, trotzdem sollen die Räume wahre Horte des frischesten Ozons sein. Dafür sind gewaltige Ventilatoren zu konstruieren, die die frische Luft in die Räume saugen. Dem gleichen Ziel haben die Ventilationsschächte zu dienen, deren Enden bizarr über die Dächer ragen. Ferner soll in jedem Raum eine immer gleichmässige Temperatur herrschen, Sommer wie Winter, wofür ein unglaublich kompliziertes Heizungssystem bereits entworfen ist. Das wäre also die erste Klimaanlage der Welt. Und dann soll das Ganze so wenig wie möglich kosten. Kein Wunder, dass sich Architekten und Baumeistern die Haare sträuben.

Bald wird es lebendig auf dem Hügel, über den sich ein Heer von Arbeitern ergiesst. Französische Steinmetzen sind in grosser Zahl aufgeboden, denn die Häuser werden aus

französischem Kalkstein erbaut. Bis zu zweihundert Zentner wiegen die Blöcke, die ununterbrochen mit der Bahn anrollen. Dazu tritt der technische Apparat mit Laufkränen und Hebevorrichtungen aller Art, wie die Zeit ihn bietet.

Leider bricht in diese friedliche Betriebsamkeit der deutsch-französische Krieg; er ist nicht mitberechnet, obgleich die Zeichen schon lange auf Sturm stehen. Die beiden Gebäude, die bis zum Winter unter Dach und Fach sein sollen, haben eben Etagenhöhe erreicht. Wie sollen sie unter so veränderten Umständen fristgerecht fertig werden? Der Krieg ist für Krupp nur ein Signal zu unerhörten Anstrengungen, nicht nur für die Geschütz-Fabrikation, sondern auch für den Schlossbau. Der Mensch kann alles erreichen, was er will. Von dieser Überzeugung lässt er sich nichts abhandeln. Aber der Himmel ist anderer Ansicht. Er schickt zunächst einen Orkan, der die Baugerüste zerfetzt. Der Orkan ist begleitet von gewaltigen Regengüssen, die den Baugrund in Schlamm verwandeln. Und eines Tages zeigen sich in der Südwestecke des Hauptgebäudes Risse, die bis zum Weihnachtsfest bedenklich gross werden. Krupps Zorn überschlägt sich. Da ist nun der Baugrund durchforscht, angebohrt und, wo es notwendig war, ausgefüllt worden – mit diesem «skandalösen Ergebnis»! Krupp sucht nach Schuldigen und findet sie auch, nur schliessen sich davon die Risse nicht. Es bleibt nichts übrig, als die Fundamente durch tiefe Untermauerungen zu stützen.

So eben ist Krupp beschaffen – und darin ist er hochmodern im Sinn des 20. Jahrhunderts –, dass er höhere Gewalten nicht anerkennt. Gegen alles kann man sich schützen, sogar gegen Blitze durch Blitzableiter, erklärt er. Höhere Gewalten passen auch-genau besehen – nicht in die Welt der Technik, wo alles vorausberechnet werden kann, wenn die Konstrukteure und Kalkulatoren nur tüchtig sind. Es

gibt keine Entschuldigungsgründe wie etwa die, dass der Mensch schliesslich nicht im Baugrund stecke. Ein jeder hat für sein Tun und Lassen nach Krupps Ansicht die volle Verantwortung zu tragen.

In solchen Ärgernissen zieht der Krieg vorüber, und der Rohbau geht nun seiner Vollendung entgegen. Die Kosten freilich übertreffen schon jetzt die schlimmsten Erwartungen. Auch für dieses Debakel findet er Schuldige, wodurch die Kosten nicht um einen Taler verringert werden. Die Termine sind nicht eingehalten worden. Erst im Sommer 1872 ist die Inneneinrichtung fertig, erst im Januar 1873 übersiedelt die Familie in den Neubau.

Die Räume sind hoch wie kleine Kirchtürme, und es stellt sich heraus, dass sie durch nichts auf die gewünschte Temperatur zu bringen sind. Krupp muss in diesem Winter erbärmlich frieren. Im Sommer brütet eine solche Hitze auf dem Eisendach, dass die Ventilatoren machtlos sind. Angesichts der Unmöglichkeit, die Fenster zu öffnen, wodurch Zugluft entstehen könnte, die Krupp fast noch mehr hasst als das Feuer, gerät er aufs Neue ins Toben. Am Ende werden die Heizungs- und Ventilationsanlagen umgebaut und zehn Jahre später mit Stumpf und Stiel herausgerissen. Ein kleines Vermögen ist nutzlos vertan. Grollend irrt der reichste Mann Deutschlands durch seinen Riesenbau, der ihm vom ersten Tage an verleidet ist und von dem er nicht mehr loskommt.

Freundlicher als die Technik verhält sich die Natur, an die Krupp auch seine Forderungen zu stellen hat. Die Parkanlagen dürfen ganz als seine Schöpfung angesprochen werden. Krupp liebt wie Bismarck die Bäume, vor allem die altehrwürdigen, die in dem Waldbestand des Hügels bisher fehlen. Bis die jungen Bäume herangewachsen sind, mag er mit seinen achtundfünfzig Jahren nicht warten.

Und so beginnen jene Baumtransporte, die von den Zeitgenossen mit dem höchsten Vergnügen beobachtet werden. Krupp kauft ganze Alleen auf, um sie nach dem Hügel zu verpflanzen. Die besten Gärtner werden verpflichtet. Der Transport der Baumriesen schreckt ihn nicht. Er hat bei seinen Gussstahlblöcken und Riesengeschützen ganz andere Gewichte bewältigen müssen. Nur das Volumen ist hier ansehnlicher. Also gilt es, Baumtransportwagen zu bauen, für die er schon eine Skizze bereit hält. Zwischen gewaltigen Rädern werden die alten Recken mit ihren mächtigen Wurzelballen aufgehängt, und dann müssen sie wandern. Gleich ein halbes Dutzend solcher Wagen tritt in Tätigkeit. Dumas liess in seinem «Grafen von Monte Christo» einen Garten über Nacht entstehen. Krupp wird den Abenteuerroman kaum in der Hand gehabt haben. Phantasie und Wirklichkeit liegen oft miteinander im Wettbewerb, und mehr als einmal schlägt die Wirklichkeit die Phantasie.

Diese Exzesse der Einbildungskraft, die nun Gestalt gewinnen, sind grossbürgerlich und «kapitalistisch». Nirgends aber hört man etwas von Entrüstung. Im Februar des Kriegswinters 1870, der bitter kalt ist, wird von der Mühlheimer Allee der letzte Baum nach dem Hügel gebracht. Seine kahlen Äste sind mit lustigen Wimpeln geschmückt, und der Transport ist ein kleines Volksfest. Doch stehen noch viele Transporte aus, zum Beispiel einer Nussbaumallee aus der Kettwiger Gegend und von hundert Baumriesen aus der Umgebung von Gelsenkirchen.

Die Hügelhäuser bewahren trotz der Veränderung der Umgebung ihren gewichtigen, freudlosen Ernst. Nichts ist getan, ihn zu mildern. Krupp ist nicht für die Kunst, sie ist ihm im Grunde ärgerlich. Künstler sind nach seiner Auffassung Nichtstuer und Tagediebe, Schriftsteller, wenn er je einen Gedanken an sie verschwendet hat, «Skribifaxe».



Solche Auffassungen werden sich nach dem Kriege immer mehr ausbreiten. Eines Tages dann scheinen sie fast zum konservativen Weltbild zu gehören. Immer weitere Kreise des Bürgertums und des Adels werden einer geistigen Ein-ebnung verfallen und sich damit lösen von dem alten Deutschland, das, ehe es wieder ein Kaiserreich wurde, das Volk der Dichter und Denker wahrhaftig beherbergt hat. Hier wird auch Bismarcks Grenze deutlich, der bei allen hohen Gaben und umfassender Bildung zuletzt doch die eigentlich Geistigen der Nation nicht anzog. Bei Krupp ist diese Gesinnung an- und eingeboren, und er steht darin nicht mehr vereinzelt da. Selbst in der Blütezeit der deutschen Klassik war die Zahl der am geistigen Leben Teilnehmenden sicherlich nicht gross, aber die Dichter und Denker und die sie Tragenden standen doch im Blickfeld der Nation. Sie bestimmten den Zeitgeist. Nun verschieben sich die Gewichte. Angesichts der technischen Sensationen verhalten die stillen und tiefen Reden mehr und mehr. Das Verschwinden der Postkutsche wird zum Symbol. Mag sie noch so unbequem gewesen sein, noch so sehr als Knochenrüttler die Reisenden gerädert haben, sie war zuletzt doch «gemütlich». Auf ihrem Kutschbock hockte kein Dämon, die Achsenbrüche waren das Werk von Kobolden. Ohne die Annahme, dass die uralten, aus Weisheitstiefen fliessenden Quellen allmählich versickerten, ist nicht zu verstehen, was später geschah.

Die Weisheit findet in dieser Epoche immer weniger eine Stätte, wo sie Wurzeln schlagen kann. Als Kraft der Seele hat sie in der technischen Welt nicht viel zu suchen. Wissen und exaktes Forschen sind nicht Elemente der Weisheit. «Gelehrter ist unweise, Weiser ist ungelehrt», sagt Lao Tse. Krupp jedenfalls ist unweise in jedem Betracht. Er hält die menschlichen Unvollkommenheiten für aus-

tilgbar. Darum rennt er wütend gegen alle Widerstände an, auch da, wo es offenbar töricht ist. Es kommt ihm nicht in den Sinn, dass das Unvollkommene in den Dingen wohnt. Von der Tücke des Objekts will er nichts wissen. Und doch hätte auch er seine Brille zur Strafe zertreten können, weil sie sich lange nicht finden liess. Er grollt dem Hügelbau persönlich, er hat sich bis zu seinem Tode nicht mit ihm ausgesöhnt. Und doch ist er mit ihm aufs engste verwachsen. Er ist nicht wegzudenken aus diesen Räumen, in denen er zornig und eifernd umgegangen ist. Die gestaltende Kraft siegte auch hier über das Menschlich-Allzumenschliche. Es wird in Deutschland ein Hügel nicht wieder gebaut werden.

KRIEG UND FRIEDEN

Der Sieg von Königgrätz hatte zwar Preussens Macht gestärkt und ihm Hannover, Kurhessen, Nassau und die freie Reichsstadt Frankfurt eingebracht; auch sind die Staaten nördlich des Mains jetzt mit Preussen im «Norddeutschen Bund» zusammengefasst, aber die deutsche Einheit, die schon zum Greifen nahe war, ist am Einspruch Napoleons gescheitert. Die Folge ist ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit, unter dem vor allem die Wirtschaft leidet. Zum ersten Mal seit langer Zeit steigt in der Gussstahlfabrik die Zahl der Arbeiter vier Jahre hindurch nicht weiter an, vielmehr denkt die Procura an Entlassungen, wovor allerdings Krupp sie warnt. Ohne Gewinn und auf Lager zu arbeiten, mahnt er, sei besser, als den Ruf der Firma zu gefährden. Krisenverluste habe der Unternehmer zu tragen und nicht der Arbeiter, in seiner Firma gäbe es keine Aktionäre, die auf Dividende warteten.

In dieser gespannten Lage sieht sich die deutsche Wirtschaft unvermutet vor neue Aufgaben gestellt durch die grosse politische Schwenkung Bismarcks. Der preussische «Junker und Reaktionär» ist, wie die Konservativen klagen, liberal geworden. Er hat sich in den Nationalliberalen seine eigene Partei geschaffen. Vergeblich fordern die Konservativen von ihm, der aus ihren Reihen hervorgegangen ist, «Linientreue». Er ist entschlossen, Deutschland wenigstens wirtschaftlich zusammen zu schweissen, da eine poli-

tische Einigung noch nicht möglich ist. Unter seinem Zugriff wird der deutsche Zollverein zum Instrument des Freihandels. Gleichzeitig ergiesst sich ein Schwall neuer Freiheiten über den norddeutschen Raum: die Freizügigkeit, die Koalitionsfreiheit für Arbeitgeber und, was von grösserer Wichtigkeit ist, auch für die Arbeitnehmer. Dazu tritt die Gewerbefreiheit, die die alte Herrlichkeit der Zünfte und Innungen beendet. Hinzu kommt ein gemeinsames Handelsrecht, die Einheit von Münze und Gewicht und die Einheit des Postwesens.

Diese kleine Revolution von oben führt zunächst zu einer allgemeinen Verwirrung. Sie wird so gross, dass Krupps Berliner Vertreter, Carl Meyer, einen Kollektivschritt der aus ihrer Ruhe gescheuchten Industrie fordert. «Es wäre ja Landesverrat», so ruft er aus, «wenn die preussische Staatsbahn die englische Konkurrenz beschäftigte und unsere preussischen Arbeiter hungern lassen wollte.»

Das ist ein ganz neuer Ton, den dieser getreueste und erfolgreichste Mitarbeiter Alfred Krupps anschlägt. Ist es wirklich kaum zwanzig Jahre her, dass die Firma auf der Weltausstellung in London ihr neues Feldgeschütz jedem anbot, der es kaufen mochte, und erst fünf Jahre, seit Krupp sich die Eingriffe des Kriegsministers von Roon in seine Dispositionen verbat unter Berufung auf das Recht des freien Mannes, seine Geschäfte nach eigenem Ermessen zu betreiben? Der Wandel in den Auffassungen ist unverkennbar. In dem Augenblick, in dem Norddeutschland den Anschluss findet an die Wirtschaftspolitik der Epoche, beginnt ein neugearteter Patriotismus das Blickfeld zu verengen, nicht nur in Preussen, sondern überall in Europa.

So erregen sich die wirtschaftliche und die politische Unruhe wechselseitig, vergrössern die Schwierigkeiten der Industrie und mehr noch die Not der Arbeiterschaft. Der

Arbeiter hat aus dem industriellen Aufstieg der letzten Jahrzehnte kaum Nutzen gezogen. Jetzt, da ein jeder dort kaufen kann, wo die niedrigsten Preise geboten werden, verschärft sich seine Notlage. So wird das Feld bereitet für die Lehre von Karl Marx, der vor kurzem den ersten Band seines Lebenswerkes «Das Kapital» veröffentlicht und damit dem Arbeiter eine Waffe von dogmatischer Schärfe in die Hand gegeben hat. Eben in diesen Jahren vor dem neuen Krieg entsteht die «Sozialdemokratische Arbeiterpartei», die nicht nur demokratisch-republikanisch und «proletarisch», sondern vom ersten Tag an ausgesprochen «klassenkämpferisch» ist. Sie sagt dem Staate Bismarcks Feindschaft an, sie will keine Opposition im Staat, sondern gegen den Staat sein. Zwar hat die Bewegung noch kein Gewicht, nicht einmal das Gewicht der Zahl. Sie verfügt vielleicht über zehntausend Anhänger, aber sie wird doch bemerkt und ernst genommen, nicht am wenigsten von Krupp, dem alles verhasst ist, was sein Herrentum in der Fabrik einengen könnte.

Ehe aber diese Gegensätze sich verschärfen können, überschattet die Kriegsgefahr jede andere Sorge. Eben hat Krupp zu der ersten «Schienenkonvention» seine Zustimmung geben müssen, die den Eisenbahnminister ermächtigt, Aufträge nach einem bestimmten Schlüssel auf die verschiedenen Werke zu verteilen, damit dem überspitzten Konkurrenzkampf ein Ende gemacht würde. Jetzt, da der deutsch-französische Krieg ausgebrochen ist, beschäftigt ihn allein die Leistungsfähigkeit seiner Kanonenwerkstätten. Acht Tage nach der Mobilmachung schreibt er an die Firma:

«Endlich empfehle ich, auch für sämtliche Arbeiten andere Fabriken dienlicher Weise zu benutzen, ferner hier Tag und Nacht an jeder Stelle mit allen zu Gebote stehenden Leuten und Maschinen für die Vollendung die äussersten Anstren-

gungen aufzubieten, keine Kosten, keine Opfer zu scheuen, andere Arbeiten für Eisenbahnen, Räder, Achsen und der gl. zu Gunsten dieser Arbeiten zu vernachlässigen, damit wir zu jeder ersten Stunde, wo unsere Leistung zur Anwendung kommen kann, mit dem Product bereitstehen, damit wir vor Allen den ersten Dienst leisten könnten, wenn der Moment eintreten möchte, dass irgendwo Geschütze oder Laffeten fehlen und andere Aussichten und Versprechung sich nicht verwirklichen. Abgesehen davon, ob dieses Vorgehen bei den Behörden Wohlgefallen erweckt, ob es gut geheissen werden wird, ob man die Leistungen acceptieren wird und noch mehr davon abgesehen, ob man je eine Bezahlung dafür bewilligen wird, erwarte ich von dem Patriotismus eines Jeden, der hierbei seine Dienste widmen wird, dass Er nichts Anderes bedenke, als den möglichen Nothfall, wo unsere Arbeit zur Geltung kommen und dem Staate von unersetzlichem Werthe sein kann.»

Gleichzeitig schreibt er an den Kriegsminister von Roon: *«Ew. Exzellenz erlaube ich mir meine frühere Versicherung in Erinnerung zu bringen, im Falle eines Krieges mit Frankreich Gussstahlkanonen bis zum Werthe Einer Million Thaler als Beisteuer zu den Kriegskosten dem Vaterlande liefern zu wollen. Die beklagenswerthe gegenwärtige Veranlassung ergreife ich freudig obiges Versprechen zu lösen! Eine völlige Geheimhaltung dieses Anerbietens wird mich verpflichten! Gott schütze Preussen!«*

Aber Roon zeigt kein Verständnis für die grosse Geste und lehnt ebenso schlaue wie höflich ab. In dieser Komödie am Rande des grossen Geschehens sind Preussen und Krupp ganz enthalten. Solche Art von Wohltätigkeit passt Preussen nicht. Es hat seinen Etat, und es hat seine Kadres, die mit Geschützen versorgt sind, wie und soweit es vorgesehen ist. Wohin sollte man kommen, wenn jeder mit Geschen-

ken die heilige Ordnung stören dürfte! Krupp hat es hier freilich nicht auf «Propaganda» abgesehen, er sucht nach Betätigung für seine «patriotische Begeisterung», die so ehrlich ist, dass ihn nicht einmal die Ablehnung verdriesst. Er wird den ganzen Krieg hindurch Roon mit Geschenken bestürmen, die der knorrige Preusse niemals annimmt; Krupps Haltung wird weiter patriotisch ausgerichtet sein, wie denn auch seine Ausdrücke patriotisches Klischee sind, wenn er von den «unübertrefflichen Leistungen unseres tapferen Kriegsheeres» oder «dem Drang, dem Vaterland zu dienen» spricht. Hier ist er ohne jede Originalität, der Typus des Patrioten, der in Reih und Glied marschiert, erstaunlich farblos.

Krupp weiss genau, was für ihn in diesem Krieg auf dem Spiel steht. Dieser wird für seine Geschütze die grosse Probe bringen. Die zersprungenen Rohre in der Schlacht von Königgrätz sind noch nicht vergessen. Aber er kann um den Ruf seiner Waffen jetzt unbesorgt sein. Bei Sedan erweist sich die Überlegenheit der Gussstahl-Hinterlader über die Bronze-Vorderlader Napoleons ganz eindeutig. Die Krupp'sehen Geschütze sind ausserdem so gut wie unverwüstlich, sodass Preussen kaum um Ersatz besorgt sein muss. Krupp braucht nicht wie nach Königgrätz an Roon einen Abbittebrief zu schreiben.

Wenige Tage nach der Schlacht von Sedan schreibt ihm sein Freund Deichmann: *«Welch glückliche Wendung haben die Kriegereignisse genommen! Napoleon, dieser ruchlose Frevler, der unser friedliebendes Vaterland so ungereizt herausgefordert und Tränen und Jammer in tausend und abertausend Familien gebracht hat, wie ist er gestraft worden! Ich würde den Krieg für beendet halten, wenn die Pariser Katastrophe uns nicht neue Verlegenheiten bereitete. Hoffentlich wird Paris rasch von uns besetzt und dem Schwindel ein*

Ende gemacht werden.» In ähnlicher Art hätte sich auch Krupp auslassen können. Der neuzeitliche Patriotismus findet fast übergangslos seinen Stil. Selbst die Kriegsschuldfrage ist in diesem Brief in der oberflächlichsten Weise beantwortet. In Wahrheit hatte Napoleon die Politik fortgesetzt, die seit Richelieus Zeiten Deutschlands Zersplitterung für eine französische Lebensforderung hielt. Er handelte als guter französischer Patriot wie Bismarck als deutscher. Sein Unglück war es, dass er dabei mit der Tendenz der Zeit in Gegensatz geriet, die auf die deutsche Einheit gerichtet war und dazu die Grundkräfte eines ganzen Volkes freimachte. Hier fand kein roher Überfall statt, kein Ausbrechen aus ehrwürdigen Gehegen, hier standen Deutschland und Frankreich schicksalhaft auf demselben Feld. Für Preussen war die Gefahr bei weitem am grössten. Denn auf seine Zerschlagung war es abgesehen, darum hatte Frankreich mobil gemacht und den Krieg erklärt; um die Zurückweisung Preussens auf die Grenzen von 1814 ging es und um die Hegemonie Frankreichs in Europa. Aber auch Deutschland kämpfte um sein Recht, sich endlich nach eigenem Willen und eigenen Notwendigkeiten in Verfassung zu setzen. Das allein war Bismarcks Ziel.

Nach der Einschliessung von Paris beginnt das Ringen, ob die Stadt mit ihren Forts beschossen werden soll; Paris ist im Jahr 1870 noch Festung. Seltsam überkreuzen sich in diesem Streit politische, militärische und menschliche Gesichtspunkte. Die menschlichen liegen auf der Linie der Humanität, und die Idealisten haben schnell und leicht die Sympathien für sich. Nur kommt man dem Kriegsende damit nicht näher. Moltke ist nicht für den Festungskrieg. Er ist der Mann der Schlachten im freien Feld, wo allein die hohe Strategie zum Zuge kommt. Bismarck aber braucht den schnellen, weithin sichtbaren Erfolg, das heisst den

Fall von Paris, um so bald wie möglich zum Frieden zu gelangen. Denn wenn Europa auch tatenlos dem Kampf zusieht, es ist weder stumm noch untätig. Zum Beginn des Krieges hatte Napoleon damit gerechnet, dass Österreich und Italien sich auf seine Seite schlagen würden. Aber Sedan hat das in langen Vorverhandlungen angebaute Bündnis vereitelt. Österreich schwankt noch immer, begieriger auf französische als auf deutsche Siege. Italien verharrt in Reserve. Auch England freut sich nicht an den deutschen Siegen. Nur der Zar ist ganz «preussisch» dank Bismarcks Meisterschaft, die sich ausserdem auch in seiner Orientpolitik bewährt. Ein schneller Friede wird zur zwingenden Notwendigkeit.

Für Krupp ist die Beschiessung von Paris kein Problem; auch er ist davon überzeugt, dass sie kommen muss. Für Bismarck bedeutet sie das Endglied in der langen Reihe seiner Überlegungen, für Krupp das unmittelbar Einleuchtende; er gehört zu denen, die nur sehen, was vor Augen ist; ihm ist die Sache simpel. Darum alarmiert er Gross, seinen überragenden Geschützkonstrukteur, entwirft selbst einen 56 cm-Mörser für tausendpfündige Geschosse und bietet von diesen Ungeheuern sechs dem Kriegsminister zur schnellen Lieferung an. Aber Roon dankt wiederum und mit einem deutlichen Ton von Ungeduld. So bleiben die Mörser ungebaut.

Indessen steigt aus dem belagerten Paris Ballon um Ballon. Sie tragen Nachrichten aus der eingeschlossenen Hauptstadt der Welt, die Zeugnis bringen von ihrem Verteidigungswillen; und eines Tages fliegen mit ihnen auch Menschen, darunter ein Mann namens Gambetta, was einer gewonnenen Schlacht gleichkommt. Denn dieser Mann wird draussen in der französischen Provinz zur «Levée en masse» aufrufen, Hunderttausende von französischen Patrioten

werden zu den Fahnen eilen und den Deutschen noch manche Schwierigkeit bereiten. Als Krupp von diesen Ballonen hört, denkt er sogleich an Ballonabwehrkanonen. Allein er denkt nicht nur daran, sondern Gross konstruiert auf seine Anregung das erste derartige Geschütz. Es gerät auch eines Tages wirklich an die Front und soll sogar einmal geschossen haben, was die Franzosen veranlasst, ihre Ballone nur noch nachts aufsteigen zu lassen.

Weitere deutsche Siege und Bismarcks Staatskunst führen dann den Krieg doch zum schnellen Ende. Er hat sich der Generation, die zwei Weltkriege sah, als «Spaziergang» dargestellt. Das ist er wahrlich nicht gewesen. Auf beiden Seiten wurde mit grosser Erbitterung gekämpft. Die Franzosen allein mussten ihn in den wenigen Monaten mit hundertfünfzigtausend Toten bezahlen. Es war keine «frischfröhliche» Promenade, es hafteten ihm allerdings auch nicht die Schrecken der Weltkriege an.

Erst nach dem Waffenstillstand hebt der Terror sein Haupt in dem blutigen Aufstand der «Kommune» in Paris, in dem achtzigtausend Franzosen umkommen und zahlreiche öffentliche und private Gebäude durch Brandstiftung vernichtet werden. Der Aufstand leuchtet als blutiges Fanal in eine noch ferne Zukunft, aber er zeigt, dass die Gewalten schon da sind, die das innerste Gefüge der abendländischen Kultur eines Tages sprengen werden. Er steht im Zeichen des Mordes, der Brandstiftung, der Geiseler-schiesungen und aller gnadenlosen Grausamkeiten. Auf dem Père Lachaise, dem Friedhof von Paris, enden die Kämpfe. Eine Tafel an der Friedhofsmauer bezeichnet noch heute die Stelle der Niederlage, die den Kommunisten durch ihre eigenen Landsleute bereitet wurde.

Im Mai 1871, wenig mehr als drei Monate nach Abschluss des Waffenstillstandes, ist dann der Friede da, und Europa

hat nun Musse, sich auf die grosse Zeitenwende einzustellen. Denn eine solche ist es, das empfinden Sieger und Besiegte.

Der Friede von Frankfurt ist im grossen Druck der deutschen Reichsgesetzblätter einschliesslich der Präliminarien und der Zusatzartikel ein Instrument von elfeinhalb Seiten. Er verfügt die Abtretung von Elsass und Lothringen, eine Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Francs, legt die Fristen der Räumung fest und behandelt schon im Artikel VI die beschleunigte, unverzügliche Freilassung der Kriegsgefangenen, was alles bereits am 26. Februar 1871, knapp vier Wochen nach dem Waffenstillstand im Forst von Compiègne, geklärt ist und später nur in den eigentlichen Friedensvertrag übernommen zu werden braucht. In den Ausführungsbestimmungen wird gesagt, dass jeder Elsässer und jeder Lothringer das Recht habe, nach Frankreich überzusiedeln und französischer Bürger zu bleiben ohne irgend eine Schädigung seines Vermögens. Es steht in diesem Vertrag nichts von Gerechtigkeit und Ehre, und er enthält keine Betrachtungen über Schuldfragen.

Das im Kaiserreich geeinte Deutschland nimmt nun im veränderten Europa einen hegemonialen Platz ein. Noch sehen sich die Deutschen ein wenig verwirrt in ihrem neuen Haus um, dann wenden sie sich mit der grossen Energie, über die sie verfügen, dem tätigen Leben zu. Auch Krupp könnte nun seinen Blick von Paris und Frankreich lösen. Den Erfolgen seiner Waffen schenkt er kaum noch einen Gedanken, er ist aber der Ansicht, dass eine Verbesserung der deutschen Artillerie jetzt nach dem Sieg die Hauptaufgabe sei. Er glaubt, dass die Franzosen nicht eher ruhen werden, bis sie die Niederlage wettgemacht haben, und dass daher mit eifrigen Bemühungen Frankreichs zu rechnen sei, ihre Artillerie zu verbessern. Deshalb unterbreitet er sofort

nach dem Sieg dem Minister Roon, der unter den Lasten des Krieges fast zusammengebrochen ist, den Vorschlag, ein neues Feldgeschütz einzuführen, das in der Firma Krupp bereits entwickelt worden sei – eine 8 cm-Kanone mit kurzem Gussstahlmantel und Progressivdrall, dessen Überlegenheit über das Feldgeschütz, das bei Sedan schoss, durch Versuche erhärtet werden könne. Er erklärt sich bereit, tausend oder zweitausend Stück auf eigene Kosten herzustellen und solange auf Zahlung zu verzichten, bis durch die Abtragung der französischen Kriegsentschädigung Mittel dafür frei würden. Aus diesem Vorschlag entwickelt sich ein Kampf mit dem Allgemeinen Kriegsdepartement, der sich über mehrere Jahre erstreckt.

Vor dem Ärger über die Widerspenstigkeit des Kriegsministeriums und den Plagen, die ihm zu eben dieser Zeit der Hügelbau bereitet, flüchtet Krupp im September 1871 in das englische Seebad Torquay. Hier bannt er sich sofort an den Schreibtisch, um in einer ganz anders gearteten Aufgabe Ablenkung zu finden. Es ist das «General-Regulativ» oder «Reglement», das ihn jetzt beschäftigt, das heisst die «Gesetzessammlung» für den inneren Betrieb seines gewaltigen Unternehmens. Vom Grössten wendet er sich mit Feuereifer dem Kleinen und Kleinsten zu. In diesem Aufgreifen der kleinen Dinge wirkt bei ihm ein schlechtes Gewissen. Er weiss, dass in Betrieb und Verwaltung vieles nicht so ist, wie es sein sollte. Da ist die Unpünktlichkeit, der Mangel an Aufsicht, der «Schlendrian», diese verurtheilte Neigung der Menschen, nicht jede Winzigkeit genau zu nehmen, sich mitten in der Arbeit eine verbotene kleine Pause zu erlisten und an etwas anderes zu denken als an die Gussstahlfabrik. Da gibt es Eifersüchteleien unter den leitenden Beamten, unter den Aufsehern und Meistern, fruchtlose Ressortkämpfe und sinnloses Neben- oder sogar

Gegeneinander. Dazu kommen die Einwirkungen von außen, die Versuche, durch Debatten über politische oder religiöse Fragen von dem abzulenken, was allein wichtig ist – von der Tagesarbeit.

Krupp ist klug genug zu erkennen, dass dem stossweisen Wachsen der Fabrik ihr organisatorischer Aufbau nicht gefolgt war. Bei seinen kurzen Besuchen in den Werkstätten hat er tausend Unregelmässigkeiten erspäht. Besonders erzürnt es ihn, dass man ihm mit Ausreden zu kommen wagt. Als er feststellt, dass nicht einmal genug Tiegel für die Güsse vorrätig sind, antwortet ihm ein Meister, den Tiegeln bekomme es nicht, wenn sie bei schlechtem Wetter herangeschafft werden müssten. «Das zarteste, was es gibt», schreibt Krupp auf einen Zettel, «ein neugeborenes Kind, wird durch jedes Wetter zur Kirche getragen; ein schlagenderes Beispiel brauchen wir nicht.» Schon in den sechziger Jahren hat er gegrollt: «Wir haben zuviel selbständige Herren, die nach keinem fragen und sich bedienen lassen, wir haben zu viel Büros, zuviel Üppigkeit, viel zu viel Geld Vergeudung.» Jetzt, in Torquay, will er alle diese Übel ausrotten. Das General-Regulativ wird für ihn schnell zu einem Kardinalpunkt. In Tages- und Nachtarbeit füllt er Bogen um Bogen mit Bleistiftschrift. Er ist fest davon überzeugt, jeden Vorgang normativ erfassen zu können, wenn man das Reglement nur richtig aufstellt und richtig anwendet. Wird es zur Seele, zum Gewissen des Betriebes erhoben, dann wird kein Arbeiter mehr zu spät kommen oder je ohne Aufsicht bleiben, dann wird der Werkmeister ein wahrer Meister werden, der Abteilungsleiter wird nichts mehr übersehen und auch die Procura ein Instrument der Vollkommenheit sein. Dann werden die Zwölftausend, die da werken, ebenso sein wie er, Krupp, werden nichts mehr denken und träumen als diese Gussstahlfabrik. Ihre Fehler und

Schwächen werden nicht mehr zum Zuge kommen, kein Unglück mehr wird in der Fabrik geschehen, keine Missheiligkeiten, kein Kompetenzstreit werden den Werkfrieden stören. «Der nächtliche Einbruch ins Lohn-Comptoir», so schreibt der sechzigjährige Krupp um diese Zeit, «ist ein trauriger Beweis ungenügender Anordnung und schlechter Controlle. Wen trifft die Schuld? Wie der Hirsch nach frischem Wasser, so schreie ich Reglement! A.K.»

Die Procura ist nicht entzückt von diesem neuesten Produkt ihres Chefs. Sie hat, mit Arbeit seit Jahren überlastet, anderes zu denken. Es fehlt ihr wahrlich nicht an grösseren Sorgen, wie sich bald zeigen wird. Aber Krupp ist unerbittlich. Er wühlt sich in diese Aufgabe hinein, durchgrübelt Punkt für Punkt, durchdenkt jede Möglichkeit von Vorkommnissen, die erfasst werden müssen, und verlangt von der Procura, dass sie neben ihrer sonstigen Arbeit desgleichen tut. «Es soll gar kein Fall in Jahren oder einem Jahrhundert vorkommen», so erklärt er der verstockten Geschäftsleitung, «der in dieser Sammlung nicht vorgesehen ist, es soll keine Stelle vom Generaldirektor bis zum Arbeiter geben, über deren Obliegenheiten nicht diese Gesetzsammlung bündige Auskunft gibt.» Am Ende fasst er seine Lehren zusammen:

«Der Geist, der alle von oben bis zum Geringsten beseelt, muss vorzugsweise von Moralität und Rechtsgefühl durchdrungen sein. Sittlichkeit, verschwistert mit Ordnung und Treue, wirkt segensreich – ohne sie erstet Täuschung, Unordnung, Laster, Untreue mit dem Verderben im Gefolge. Klugheit ist kein Ausgleich, sondern ohne Moralität nur gefährlicher als mittelmässige Intelligenz. Daher sind nur moralische Menschen fähig und würdig unserm Verband anzugehören! nur sie haben Gefühl und Verständnis für das, was zum Heil des Ganzen als notwendig erkannt und be-

stimmt ist. – Unaufrichtigkeit ist ein Schritt zur Unehrllichkeit und zum Betrüge, verbietet Vertrauen. Scheingründe – nur aus Ehrgeiz oder Selbstsucht zur Behauptung einer Idee – auch Rechthaberei – verdächtigen den Charakter. Untreue und Verrat muss mit aller gesetzlichen Strenge verfolgt werden. Wer Niederträchtigkeit begeht, muss niemals sich in Sicherheit wiegen, niemals vom Pranger der öffentlichen Schmach befreit werden. Man betrachte das Gute wie das Böse durch ein Vergrößerungsglas, es liegt darin die Wahrheit! denn wie aus dem Samen die Frucht hervor geht und je nach seiner Art Nahrung oder Gift, so entspringt dem Geist die Tat – Gutes oder Böses ...»

Das General-Regulativ, das schliesslich mit Beihilfe erfahrener Juristen fertiggestellt wird, trägt das Datum vom 13. September 1872. Jeder Arbeiter erhält es. Es trägt die Unterschrift der fünf Prokuristen – denn Direktoren gibt es noch immer nicht bei Krupp – und von Alfred Krupp. Ein beachtliches Ergebnis hat es nicht erzielt. Menschen bleiben eben Menschen mit ihrer Abneigung, jeden Augenblick Muster an Pflichterfüllung zu sein, mit ihrer Lust an kleinen Sünden und ihrem Hang zu Nachlässigkeiten. Das Reglement, von der ersten bis zur letzten Zeile mit Krupp'schem Geist erfüllt, vermag die Schwächen und Mängel des zu schnell gewachsenen Unternehmens nicht auszumerken, was noch seine Folgen haben wird.

GRÜNDERKRISE

Der Siegesrausch von 1871 ist schnell zu Ende gegangen, nach der Gefühlssteigerung folgt allenthalben der sehr irdische Alltag, den es nun zu meistern gilt. In den Vordergrund tritt wieder die wirtschaftliche und technische Entwicklung, deren Aufstieg – das war inzwischen deutlich geworden – eben erst begonnen hat. 1868 hat Siemens Alfred Krupp als «dem an der Spitze der Industrie Stehenden» den neuen Siemensofen angeboten, von dem sich Krupp, der gegen das Bessemerverfahren allerlei Einwände hat, Fortschritt und Ersparnis verspricht. Nun kommt der «Martinprozess», ein neues, revolutionäres Stahlbereitungsverfahren, dazu. Im gleichen Jahr lenkt Gruson mit seinem Hartguss die Aufmerksamkeit auf sich. Mit Hilfe seines Verfahrens hat er soeben den ersten Panzerturm vollendet, über den Krupp seinen Hohn ergießt, überzeugt, dass seine Geschütze ihn spielend zu Brei zerschmettern würden. Als aber die Gruson'schen Panzerkuppeln seinen Granaten widerstehen, gibt ihm das den Anstoss, seine «Canoniker» zu gesteigerten Leistungen anzufeuern, womit der Kampf zwischen Angriffswaffen und Abwehrkonstruktionen in das akute Stadium tritt, das er bis heute behalten hat.

Es stellt sich allerdings schnell heraus, dass die alten Verfahren nicht überflüssig werden. In dieser Welt der Technik ist für vieles zu gleicher Zeit Platz. Der Fortschritt wird

sich unaufhaltsam ausdehnen, davon sind alle überzeugt, nicht zum wenigsten Krupp. Eine «ewige Konjunktur» steht zu erwarten, denn ungeahnte Möglichkeiten liegen offen vor diesem arbeitsfreudigen Deutschland. Politisch ist es befriedigt, und der grosse Staatsmann unterlässt nichts, um die Welt davon zu überzeugen, dass in der deutschen Einheit auch der deutsche Machtwille sein Genügen gefunden hat. So darf man sich mit ganzer Kraft dem Neuen zuwenden. Alle spüren, dass die altväterische Epoche zu Ende geht, in den grossen Städten naturgemäss zuerst; das flache Land wird noch lange in seiner biedereren Art beharren. Die umgestaltende Kraft der Technik beschränkt sich vorläufig auf engen Raum. Ihr weithin sichtbarer und für das allgemeine Leben wirksamer Ausdruck ist noch immer die Eisenbahn, und im Grunde nur diese. Sie hat die Städte und Länder miteinander verbunden und einander nahe gerückt, doch wie schnell auch das Schienennetz sich erweitert, die Weite seiner Maschen fällt gerade jetzt ins Auge. Alles, was bisher erreicht wurde, ist nur ein Anfang, selbst auf diesem Gebiet.

Der inneren Unruhe entsprechen die äusseren Veränderungen keineswegs, im Dasein des Einzelnen sind sie gering. Noch gibt es kaum einen brauchbaren Motor, die Landstrassen und das Feld gehören dem Pferd wie seit Urzeiten. Noch schmaucht in Stadt und Land die gemütliche, blakende Petroleumlampe mit ihrem zärtlichen Licht. An Flugzeuge oder gar an Radio denkt niemand, und von der Kraft des elektrischen Stroms haben vorläufig nur wenige Kenntnis. Die Hausfrauen kennen keine Konserven und keine Kühlschränke, in den Häusern ist der Ofen der einzige Wärmespender. Auch die Postkutsche ist nicht verschwunden, freilich auf die Nebenlinien verwiesen. Noch immer ist das Leben nach heutigen Begriffen einfach und

anspruchslos, wenn man aufs Ganze blickt – in Ernährung, Kleidung, Wohnen und auch in den Vergnügungen. Das Familienleben verläuft in der alten Weise. Die Autorität der Eltern ist absolut, das «Zeitalter des Kindes» ist noch nicht erfunden, die Frauenemanzipation ist noch in den Anfängen. Die Kirchen stehen nach aussen hin ungebrochen in ihrer Macht, das Jenseits ist aus dem Bewusstsein des Menschen noch nicht ausgeschaltet.

Aber das Volksleben ist in Bewegung geraten. Wenn Krupp in einem Jahrzehnt siebentausend Arbeiter nach Essen zieht, so bedeutet das eine Wanderung von nicht weniger als fünf- und zwanzig- bis dreissigtausend Menschen. Und Krupp ist ja nicht die einzige Fabrik, die wächst. Die Anziehungskraft der Städte ist allgemein. Dort winkt ein freies, ein reicheres Leben. Es sind gewiss nicht die Schlechtesten unter der Jugend, die lauschend den Kopf heben und sich in die Fremde aufmachen. Denn der heimatliche Kirchturm überragt eine gar enge Welt. Jetzt wird zum erstenmal seit Jahrhunderten die überkommene Daseinsform in ihrem Kern angegriffen, jetzt werden die Menschen aus uralten Bindungen gelöst, die sie durch viele Generationen an ihr Dorf, an ihre kleine Stadt fesselten. Tausenden und Aber-tausenden geht die Heimat verloren, und sie achten diesen Verlust für nichts, unberührt von der Furcht, dass sie und ihre Nachfahren eines Tages nichts anderes mehr sein könnten als Schwemmsand im Strom. Es ist ein grundlegender Wandel, man kann ihn sich kaum gross genug vorstellen, und dieses neue Deutschland ergibt sich ihm mit aller Inbrunst. Die französischen Milliarden der Kriegsentschädigung strömen ins Land. Das neue Reich, in der Finanzgebarung noch unerfahren und dem freien Spiel der Kräfte nicht gewachsen, benutzt sie dazu, um seine Anleihen zurückzuzahlen. So bekommt der Bürger unerwar-

tet Geld in die Hand, das nun angelegt sein will, so nutzbringend wie nur möglich. Damit löst das Reich selbst jenes Fieber aus, das diesem Abschnitt den Namen Gründerzeit gegeben hat. Vor allem die Eisenbahnen locken die Unternehmungslust heraus. Zahlreiche neue Linien werden angelegt, wobei es nicht gerade «reell» zugeht. Diese Gründungen zaubern ganze Reihen von Fabriken aus dem Nichts hervor, denn die alten können den plötzlich anschwellenden Bedarf unmöglich allein decken. Einen weiteren Auftrieb bringt der Wohnungsbedarf, vor allem in den Industrie- und Grossstädten. Da gilt es, binnen kurzem ganze Stadtviertel aus dem Boden zu stampfen – ein weites Betätigungsfeld für Terrain- und Baugesellschaften. Die Grundstückpreise schnellen empor; über Nacht werden die armen Bauern auf ihrem märkischen Sand vor den Toren Berlins Millionäre. Es ist eine herrliche, eine berauschende Zeit, gesättigt mit einem kindlichen Glauben an ewigen Fortschritt, eine Zeit wie keine zweite geeignet für Glücksritter, Charlatane und Schwindler. Jede Aktie, die da gedruckt wird, findet ihren Abnehmer und steigt und steigt, als ob die Herrlichkeit nie ein Ende hätte. In den Jahren von 1871 bis 1874 entstehen in Preussen ebensoviele Eisenhütten, Hochöfen und Maschinenfabriken wie in der Zeit von 1800 bis 1870. Allein in Norddeutschland werden im Jahr 1871 in Neugründungen 1,17 Milliarden Mark investiert und im folgenden sogar 1,5 Milliarden.

Mehr als diese wirtschaftlichen Vorgänge, die dann doch Episode bleiben, erregen die geistigen Hintergründe die Aufmerksamkeit. Ein krasser Materialismus bricht von oben in die Gesellschaft. Mühelos reich zu werden, erscheint als das höchste Glück, und Armut ist die grösste Plage. Die Wohnhäuser und Wohnkasernen, die aufschliessen, sind Scheusslichkeiten, wahre Kulturgreuel. Hier zeigt sich, wozu die

Architektur verdammt ist, wenn sie bloss noch die Renditen des Kapitals zu errechnen hat. Wo aber etwas an die «Ausstattung» gewendet wird, entsteht hohler, protziger Prunk.

Die Fabriken der alten Unternehmer sind überbeschäftigt. Krupp bleibt an der Spitze. In vier Jahren steigt die Arbeiterzahl fast um fünftausend, die Hütten und Zechen nicht eingerechnet. Die Geschützfabrikation steht dabei keineswegs im Vordergrund, obgleich der Kampf um die Einführung des neuen Feldgeschützes unvermindert heftig fortgesetzt wird. Bedrängend sind vor allem die Aufträge der Eisenbahnen: zehntausend Satzachsen in einem Jahr, Schienenbestellungen in nie geahnten Mengen und zu nie gekannten Preisen. Das sind Vorgänge, die Krupp unablässig umtreiben. Es zeigt sich, dass der Sechzigjährige noch ganz der Alte ist: er erweitert, und seine Erweiterungen schliessen schon künftige Konjunkturen ein.

Auch die Versorgung mit den Grundstoffen Erz und Kohle sichert er, nicht nur für jetzt, sondern für ferne Zeiten. Denn diese Fabrik ist seine Ewigkeit und die ist hier, eingelagert in diese Erde. So beginnen seine Riesenkäufe, dreihundert Grubenfelder in Deutschland gehen allein während des Jahres 1872 in den Besitz der Firma über. Für die Grube Eupel bezahlt er neunhunderttausend Taler, worüber den Bankiers der Verstand still steht. Die Zeche Hannover wird für vier Millionen Mark gekauft. Er streckt seine Hand nach den spanischen Erzlagern aus. In vier Jahren steigt das Immobilienkonto trotz drastischer Abschreibungen von sechsundfünfzig auf achtundachtzig Millionen Mark; es ist eine Lust zu leben.

Dann platzt die schillernde Seifenblase. Das geschieht während der Wiener Weltausstellung im Hochsommer 1873 an der Wiener Börse so dramatisch, wie man es sich nur

denken kann. Die Kurse stürzen, und es stürzt, was auf Schwindel gebaut ist, fast über Nacht zusammen. Tausende verlieren ihr Vermögen, grosse und auch sehr viele kleine Leute. In wenigen Monaten wird das Ungesunde und das Betrügerische, das nicht Fundierte, weggefegt.

Aber auch das grösste Industrierwerk Europas, das Haus Krupp, droht zu stürzen. Es ist der alte Feind Krupps, der ihn in diese unheilvolle Lage bringt – das Geld. Schon im Jahr 1872, inmitten der Hochkonjunktur, wird es in der Firma knapp. Um diese Zeit sind zwar Zahlungsmittel überall noch reichlich vorhanden. Denn der französische Goldstrom fliesst ununterbrochen. Es hätte für Krupp nur eines Wortes bedurft, um mit Hilfe einer Bankengruppe seine kurzfristigen Kredite, die er überreichlich in Anspruch nimmt, in langfristige zu verwandeln. Aber er will nicht, obgleich Meyer es ihm nahelegt. Seine alte Abneigung gegen die Banken ist da im Spiel und auch ein Verkennen seiner wahren Lage. Stattdessen wendet er sich an den Kaiser, um eine Staatshilfe für sein Unternehmen zu erhalten. So wie er in jungen Jahren von Preussen in aller Naivität Hilfe forderte, so tut er es auch jetzt wieder, durch nichts belehrt.

Für ihn ist der Kaiser und König noch immer absolut. Ein Wort vom Hohen Herrn, so meint er, müsse genügen, um ihm zu verschaffen, was er fordert. Den Einbau des Parlaments in die Verfassung, seine nicht geringe Macht, vor allem in Budgetfragen, hat Krupp nicht zur Kenntnis genommen. Bismarck erklärt sofort jede Staatshilfe für unmöglich; dafür seien im Etat keine Mittel vorhanden. Der Kaiser, etwas hilflos, hört sich Krupps Klagen wohlwollend an, verblüfft darüber, dass dieser wieder so viel Geld braucht, doch helfen kann auch er nicht. Krupp aber hält mit der ihm eigentümlichen Zähigkeit an seinem Plan fest in der

Hoffnung, Bismarck und durch ihn den Kaiser doch noch zu gewinnen. Ausserdem eilt es ihm ja nicht. Seiner Meinung nach sind die Käufe, die er für unbedingt notwendig gehalten hat, gemessen an den Umsätzen der Firma, keineswegs übermässig.

Aber nach dem Zusammenbruch der Weltbörsen ändert sich das Bild. Nun ist das Geld plötzlich wie weggeblasen, wenigstens das billige, das nur nach Anlage und nicht nach Einfluss strebt. Krupps Schwager Ernst Eichhoff und sein Berliner Bevollmächtigter Carl Meyer haben mit ihren Warnungen recht behalten. Carl Meyer insbesondere besitzt einen tiefen Einblick in die wirtschaftlichen Zusammenhänge. Er ist in den preussischen Ministerien ebenso zu Hause wie in der hohen Finanz. Berlin kennt er wie nur wenige. Tausend Wege, die Krupps Ungestüm verschüttete, hat er wieder aufgedeckt, immer ausgleichend, beschwichtigend, klug und bedacht. Seine Briefe in ihrer klaren, durchsichtigen Schrift, kleine Meisterwerke des kühlen kaufmännischen Denkens, lassen sich noch jetzt nach achtzig Jahren mit Vergnügen lesen. In ihnen ist kein Wort zu viel und keines zu wenig, gleich ob sie an Ernst Eichhoff oder an die Firma gerichtet sind. Im November 1873, als die Finanznot schon hochgestiegen ist, setzt er der Firma auseinander, wieviel an Vorschüssen auf Geschützlieferungen noch zu erwarten ist. Das wird der Finanznot nicht abhelfen. Ein paar Millionen tun es nicht mehr. Nur eine grosse Anleihe in Höhe von dreissig Millionen Mark kann noch helfen. Aber wer soll sie geben in einer Zeit, wo Hunderte von Unternehmungen fallieren, wo über sechsundzwanzig Eisenbahngesellschaften ein hochnotpeinliches Verfahren eröffnet wird und wo der französische Goldstrom versiegt? Ein Brief Meyers an Ernst Eichhoff vom März 1874 zerstört die letzten Illusionen, nur nicht die Krupps.

«Sie glauben, das Geld müsse sich jetzt billiger stellen als im vorigen Jahr! – Diese Auffassung entspricht den tatsächlichen Verhältnissen nicht. Die besten Papiere bleiben ohne Handel, ich rechne zu diesen beispielsweise die fünf Prozent steuerfreien in Gold zahlbaren Prioritäten der Osterreich. Franzos. Staatsbahn, sie stehen zweiundneunzig Prozent circa, und würden im vorigen Jahr verausgabt über pari stehen! – Eine grosse Zahl gewerblicher Etablissements hat Prioritätsanleihen auf genommen, z.B. Dortmunder Union sechs Millionen zu sechs Prozent, trotz des hohen Zinssatzes hat die Disconto Gesellschaft diese Anleihe nicht unterzubringen vermocht; sie hat sie selbst im Kasten!

Bleichröder ist nicht mächtig genug, solche Anleihe zu geben! auch Deichmann' s sind der Ansicht, dass nur die Gruppe Central Boden Crédit – Disconto Ges. – Rothschild solche Anleihe abschliessen kann! Dann aber auch will ich zehnmal lieber mit Hansemann als mit Bleichröder zu tun haben, denn die Arroganz ja Frechheit des Bleichroederschen Assosies ‚Schwabach‘ ist unerträglich! Ich habe schon genug gehabt, als ich wegen Erhöhung des Blancocredits im vorigen Sommer mit ihm verhandelte! –

So weit war ich gekommen, als Meyer Cohn mich aufsuchte (zehn Uhr morgens) um mir folgende bittere inhaltsschwere Mitteilung zu machen! –

Er war gestern in einer Abendgesellschaft, in welcher auch ein hervorragendes Mitglied des Hauptbank Directoriums war! Das Gespräch lenkte sich auf die Geschäftsbeziehung Meyer Cohn's zu Ihnen und sagte der betreffende Herr! ‚Ich rate Ihnen ernstlich, sich nicht weiter mit Herrn Krupp zu engagieren, es ist durchaus die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass p. Kr. in nächster Zeit in ernstliche Verlegenheiten gerät, und wenn solche auch endlich günstig reguliert würden, so hätten Sie doch schwere Verpflichtungen

zu erfüllen! Herr Krupp hat die Manie alles kaufen zu wollen. Die Kölner Banquiers sind sehr bedenklich geworden und wollen nicht mehr weiter gehen!' – Nun sehen Sie, wie Ihre Verlegenheiten bekannt sind! –

Nachdem mir Fürst Bismarck rund erklärte, dass er niemals eine Anleihe bewilligen könne und werde, dass er nur in Form von Vorschüssen helfen könne –ist es verlorene-Mühe, ihn nochmals anzugehen! – Vorschüsse können wir nicht weiter erhalten, da uns alles Bestellte bezahlt ist, – ausserdem gewähren sie keinen durchschlagenden Nutzen.

Belata refero! Aber es will mich, der ich den Verhältnissen allerdingsfernstehe bedünken, als wäre keine Zeit zu verlieren, um einer Katastrophe vorzubeugen.»

Und am nächsten Tag: *«Der Herr Chef kann ja vielleicht innerhalb vierundzwanzig Stunden durch Fürst Bismarck erfahren, dass es unmöglich ist, aus Staatsmitteln befriedigt zu werden! Hoffentlich gelingt es mir, ihn überhaupt von solchem Versuchen abzuhalten, der könnte mehr schaden wie nützen.»*

Im Grunde genommen steht Krupp nun an derselben Stelle wie damals, als er am Anfang seines Weges fünfundzwanzig oder hundert Taler zusammenborgte, um seine sieben Arbeiter lohnen zu können. Jetzt geht es freilich um zwölf Millionen Taler, aber das ist nur ein Grössenunterschied. Es ist ihm nicht wohl, wie immer, wenn es um Geldfragen geht. Zornmütig verteidigt er Ernst Eichhoff gegenüber seine Grubenkäufe, für die sich zweifellos die besten Gründe anführen lassen, wenn man über genug Mittel verfügt. Seine Bleistiftermäuser fegen jetzt in Riesenschrift über das Papier, lebendiger Ausdruck seiner inneren Erregung. Und immer noch denkt er an den Kaiser, an Bismarck, an die Staatshilfe und arbeitet ein neues «Mémoire» aus. Die Procura ist in höchster Bewegung, um alle

Unterlagen herbeizuschaffen für die Bewertung des Gesamtstatus' der Firma. Dann endlich – Ende März 1874 – enthüllt sich auch für Krupp die wahre Lage. Nun sieht auch er ein, dass die Rettung einzig von den verhassten Banken kommen kann gegen Verpfändung des Gesamtbesitzes des Unternehmens.

Es ist wohl der bitterste Tag in diesem an Bitternissen reichen Leben, als er erkennt, dass nur so die Katastrophe abzuwenden ist. Immer wieder bäumt sich sein Selbstbewusstsein auf, zäh kämpft er um die Positionen des Vertrages, der mit einem Bankenkonsortium unter Führung der preussischen Staatsbank, der Seehandlung, abzuschliessen ist. Aber am 4. April muss er seine Unterschrift unter diesen Vertrag setzen, der für ihn ein Dokument der Schmach ist – wohl gemerkt, nicht einer Schmach, die er verschuldet hat, sondern die ihm angetan wurde. Die Bedingungen sind hart. Eine Riesenlast von dreissig Millionen Mark ist fortan mitzuschleppen, aber schlimmer als dieses ist die Tatsache, dass nun die Freiheit der Firma dahin ist. Denn die Seehandlung als Sachwalterin des Konsortiums gewinnt das Recht, einen Vertrauensmann als Finanzkontrolleur einzusetzen, und wenn auch Carl Meyer als Treuhänder in diese Stellung berufen wird, es bleibt doch eine Kapitulation vor den Banken.

Und doch steht Krupp das niederschmetterndste Erlebnis noch bevor. Das Revisionsbüro – von ihm selbst gefordert und beschleunigt eingesetzt – nimmt seine Arbeit unter Carl Meyers Führung auf. Der Prüfungsbericht stellt fest, dass in den Bilanzen die Rohmaterialien, Halbfabrikate und Anlagen überbewertet worden seien, dass also die Aktiva nicht den in der Bilanz errechneten Zahlen entsprechen.

Krupp stürzt eine Welt ein. Was soll man noch glauben, wenn man dem nicht mehr trauen darf, was in den eige-

nen Bilanzen schwarz auf weiss zu lesen ist! Nach Ausbrüchen eines masslosen Zornes, die abgelöst werden von einer ebenso masslosen Niedergeschlagenheit, begibt er sich auf die Suche nach den Schuldigen. Nun gibt es nichts mehr im Bereich des Unternehmens, das er nicht in den Kreis seines Misstrauens zöge. Auch seine ältesten und getreuesten Mitarbeiter verfolgt er mit Argwohn. Er ist der Getäuschte, der Verratene, der Hintergangene. Er will nicht erkennen, dass «die Procura» – für ihn mehr ein Begriff als eine Gruppe von Menschen – überlastet war und ist, er stellt nicht in Rechnung, mit welcher Rücksichtslosigkeit er selbst vorwärts getrieben und Werk auf Werk getürmt hat. Und als sich endlich die erbitterte Procura zur Wehr setzt mit dem Hinweis, dass er doch selbst die riesigen Ankäufe veranlasst oder gutgeheissen habe, antwortet er schneidend: «Ich habe die Bilanzen nicht gemacht».

In seiner vierzigjährigen Laufbahn ist dieses nicht die erste Bilanz, die ihm vorgelegt wurde, und nicht die erste Finanzkrise, der er begegnete. Bewertungsfragen konnten ihm unmöglich fremd sein. Es handelte sich ja nicht um eine Bilanzverschleierung, die Procura war vielmehr nur der Gefahr erlegen, die in Zeiten der Hochkonjunktur immer besteht, nämlich die Werte höher einzusetzen, als im Hinblick auf eine mögliche Depression gerechtfertigt werden konnte.

Mit diesem Erlebnis tritt Krupp in seine Altersphase. In der unmittelbaren Initiative ist er nun lahmgelegt. Diese liegt jetzt beim Revisionsbüro. Wohl kann er Vorschläge machen und auf viele Weise auch jetzt noch einwirken, wenn es aber um wichtige Fragen geht, gibt nicht er mehr den Ausschlag. So drängen ihn die Umstände in die Rolle des abseits stehenden Mahners, der von fern den Gang des Werkes verfolgt. Er betritt fast nie mehr die Fabrik; er

wird der grollende Alte auf dem Hügel, der nur noch gelegentlich bei Aktionen in Erscheinung tritt, wo ihn die Procura nicht entbehren kann, bei Besuchen oder festlichen Anlässen etwa. Diese Entwicklung zieht sich durch Jahre, aus dieser Verbitterung findet Krupp keine Erlösung mehr.

Dreizehn Jahre hat die Firma benötigt, um der Last dieser Anleihe ledig zu werden. Ihre endgültige Tilgung fällt in das Todesjahr Alfred Krupps. Jetzt, im Frühjahr 1874, entlädt sich das Unwetter über die Firma in vielerlei Weise. Schmerzliche Folgerungen sind zu ziehen. Vorbei ist die Zeit der generösen Gesten, der hohen Gehälter und Löhne, der Dotationen und Zuwendungen aller Art. Das Kleine und Kleinste macht sich unbarmherzig geltend. Das General-Regulativ, das nie genug beachtete, soll endlich zur vollen Wirksamkeit kommen. Dem Schlendrian muss ein Ende gesetzt werden.

Eine neue Ära bricht für die Firma an, im Ganzen betrachtet nicht zu ihrem Schaden. Das Revisionsbüro wird zu einer bleibenden Einrichtung, unabhängig von der Procura. Zwar verzichtet Krupp nicht auf himmelstürmende Entwürfe. Darin ist er der Sohn seines Vaters – das Projektieren ist seine Leidenschaft. Nur steht ihm jetzt sein Werk als selbständiges Machtgefüge gegenüber, es hat sein eigenes Schwergewicht, sein Kraftzentrum in sich gewonnen, das auch Krupp nicht mehr verrücken kann.

DER INNERE AUFTRAG

Krupps Verhältnis zum Arbeiter ist durch seinen Werdegang bestimmt. Er hat nie vergessen, dass er, wie jeder seiner sieben Gefährten des Anfangs, im Schmelzbau, am Hammer, in der Schmiede gestanden hat. Die Werkstatt ist, als er noch ein Kind war, seine Heimat gewesen, und es hat dort nichts gegeben, was er nicht selbst versucht und erprobt hätte. Er unterschied sich von seinen Arbeitern nur dadurch, dass er weiter dachte als sie, belastet mit der Verantwortung für die Fabrik, die diesen Namen kaum verdiente, und dass er mit seiner hohen technischen Begabung stets auf Verbesserungen sann. Der vierzehnjährige Knabe, der unter der Obhut der Mutter seinen Weg antrat, hat zugegriffen, weil es notwendig war, aber auch weil es ihn dazu trieb. Schon seine ersten Arbeiter haben es gespürt, dass man diesem Bürschlein nichts vormachen konnte. Er verstand mit den Tiegeln gewandter umzugehen als sie, er beherrschte jede Einzelheit, wusste, welche Geschicklichkeit und körperliche Anstrengung zu diesem oder jenem Arbeitsgang gehörte, welche Arbeitszeit darauf verwendet werden musste, und sah mit einem Blick, ob etwas sauber und genau ausgeführt war. Und weil er das wahrhaft von Kindesbeinen auf verstand, darum haben diese ersten Arbeiter den eben Konfirmierten mit «Herr Krupp» angesprochen, nicht widerwillig, sondern aus Achtung vor seinem Können.

In diesem Weg liegt begründet, dass Krupps Denkweise über den Arbeiter ganz aus der Nähe gewonnen war, ohne jede Sentimentalität, bestimmt von der Einsicht in das Notwendige. Arbeiter waren für ihn Männer, in eine männlich harte Welt gestellt. Sie hatten ein zwölfstündiges Tagewerk zu leisten, weswegen man sie aber nicht zu beklagen brauchte, denn dazu waren sie da. Er, Krupp, hatte diese Welt nicht so eingerichtet, aber er hatte auch keine Ursache, an ihr Kritik zu üben. Er war gewiss kein Enakssohn mit seinem zartgliedrigen Körperbau, aber er wusste, was der Wille dem Körper abzurufen vermag.

Die Erfahrungen und Wege seiner Kindheit und Jugend sind immer sein besonderer Stolz gewesen. Durch sie unterschied er sich von den meisten Unternehmern, die nicht von der Pike auf gedient hatten. Deshalb durfte er, als der Erfolg gekommen war, sagen, dass er sich doppelt bewährt hatte, und sein Selbstbewusstsein hat sich auf diesen doppelten Grund berufen. Er brauchte sein Herkommen nicht zu verleugnen. Sein Herrentum ist zum guten Teil das der alten Patrizierfamilie, aus der er stammte, aber viel wichtiger war ihm sein Aufsteigen aus kleinen Anfängen. Dadurch überblickte er das Leben in seiner Breite und war nicht darauf angewiesen, sich von seinen Leuten etwas erzählen zu lassen. Durch das «Stammhaus», das sich wie eine alte Arbeiterwohnung inmitten der Werkstätten ausnahm, hat er bis in die Gegenwart hinein die Vorstellung erweckt, er sei selbst aus der Arbeiterschaft hervorgegangen. Auch seine bösartigsten Kritiker konnten nicht bestreiten, dass er seine ungewöhnlichen Erfolge einem bitterschweren Alltag abgerungen hatte. Niemand konnte behaupten, dass ihm etwas in den Schoss gefallen sei, dass dieser märchenhafte Aufstieg unverdient gewesen wäre. Es war eben kein märchenhafter Aufstieg, Krupp hat müh-

selig Stein auf Stein getürmt. Und da er das in vielen Eigenschaften, als Arbeiter, als Werkmeister, als Buchhalter, als Kassenbote, als Ein- und Verkäufer, selbst getan hat, ohne Scheu vor dem Zupacken, darum liess sich auch kaum einwenden, er verstünde nichts von der «sozialen Frage». Er hat denen, die sie dann in Erbpacht nahmen, grosse Ärgernisse bereitet, weil er sie auf seine patriarchalische, aber deshalb nicht weniger gerechte Art löste.

In Krupps Jugend gab es eine soziale Frage überhaupt noch nicht. Der Arbeiter lebte in gedrückter Enge und nahm sein Los als unabänderlich hin. Weit entfernt war ihm der Gedanke, sich zu organisieren oder durch Streiks seine Lage zu verbessern. Früher als die Arbeiter selbst hat Krupp ihre Lebensbedingungen bedacht. Als er die stillliegende Fabrik seines Vaters übernahm, standen sieben müssige Leute herum, die auf ihren Lohn warteten. Das sah er, und es war ihm Verpflichtung. Er wusste, dass sie hungern mussten, wenn er sie im Stich liess. In der langen Anfangszeit standen die Geldfragen fast ausschliesslich im Zusammenhang mit den Lohntagen. Hier gab es nichts zu markten, nicht die Möglichkeit, um Stundung zu bitten; es war ihm nur zu gut bekannt, dass der Arbeiter von der Hand in den Mund lebte. Weil er selbst in schweren Sorgen aufgewachsen war, darum nahm er die Sorgen der anderen auch nicht leicht. Als er sich damals auf die Suche nach einem Staatsdarlehen begab, begründete er seine Bitte unter anderem damit, dass er fünfundvierzig Arbeiter beschäftige, dass es bald einige hundert sein könnten und dass sein Streben, der Not leidenden Klasse Erwerb zu geben, nie erkalten solle. Das ist keine Phrase gewesen. Arbeit zu schaffen für viele, war ihm ein innerer Auftrag.

Die erste grundsätzliche Äusserung Krupps zur Arbeiterfrage ist enthalten in einem Brief an seinen Teilhaber und

Freund Sölling vom Oktober 1844. Es ist der zweiunddreisigjährige Krupp, der diesen Brief geschrieben hat:

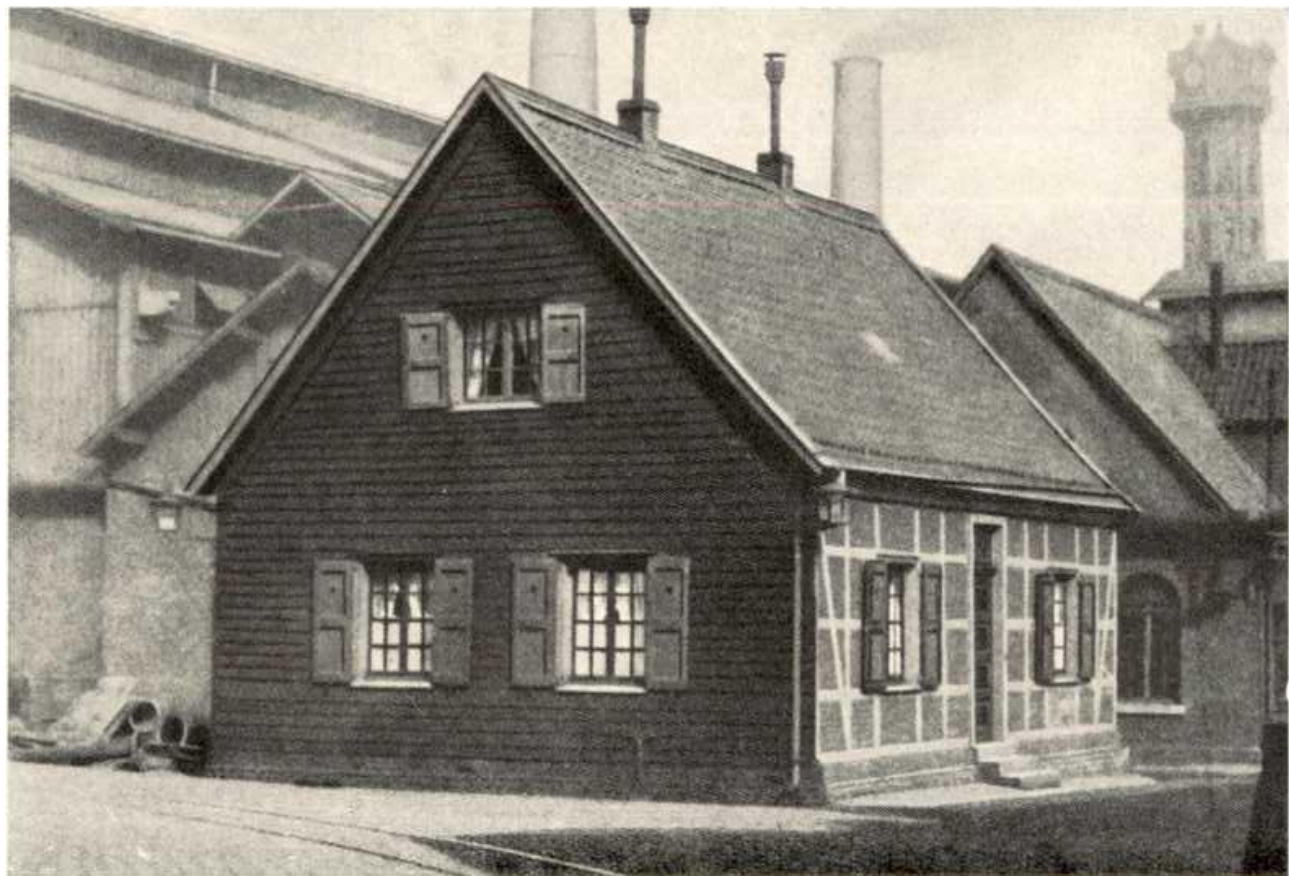
«Will man fragen, für welchen billigen Lohn man einen Menschen pro Tag haben kann, so bringe ich sie hier in Masse zu 7, 8 und 9 Silbergroschen pro Tag zusammen. 9 Sgr. ist hier der eigentliche Lohn, wir geben aber allen Leuten 1 Sgr. mehr, um sie sicher zu behalten. Zu Sterkerath haben sie eine Masse zu 8 Sgr. p. Tag, was ich noch vor ein paar Tagen erfahren habe. Über diesen Punkt nun konnten wir uns in Elberfeld (wo Solling wohnte) nicht einigen-, gegen meine höchsten Löhne brachte man die dortigen Geringsten auf, als wenn es sich um die Frage gehandelt hätte, zu welchem billigsten Preis man Gesindel haben kann? Die Frage aber ist, was muss ein Mann von gleichen Fähigkeiten dort verdienen, um so gut wie hier leben zu können und was muss er verdienen, um gut leben zu können, um der Fabrik, die ihm seinen Unterhalt gibt, treu zu bleiben und nicht bei irgend einer Veranlassung zu Mehrgewinn gleich davon zu laufen¹. So sind nun bei uns die Leute gestellt auf 10 Sgr. und es ist die Frage, ob ich diese Garantie dort habe mit 14 bis 11 Sgr. p. Tag. – Der Zweck dieser Aufstellung ist nicht zu verkennen-, – er ist nicht, billige Leute zu haben, nein! sie sollen einen aussergewöhnlichen guten Lohn im Vergleich gegen andere Arbeiter an demselben Orte verdienen, sie sollen dadurch, dass die Fabrik in der billigeren Gegend ist, mehr Genuss von ihrem Lohn haben und mehr an die Fabrik gekettet sein durch Neigung und Interesse. Die Fabrik bedarf der sich selbst herangezogenen Leute; aus Jungen werden Meister gebildet, jeder für sein Fach. Verdienen sie 1 bis 2 Sgr. mehr wie ein anderer Tagelöhner, so verlassen sie die Fabrik nie, indem sie ausser ihren hier erworbenen Kenntnissen, die speziell nur für diese Fabrikation Werth hat, nichts verstehen, was anderwärts ihnen Anspruch gäbe, über ge-

wöhnlichen Tagelöhnerverdienst. – So haben wir es hier in unserer Fabrik, und daher existiert keine, wo so viele brave, ausgesuchte Leute nach Verhältnis der Gesamtzahl beisammen sind. – Wie kann man damit die Klasse Arbeiter, die heute hier, morgen dort sind, die in Fabriken bei Mangel an Arbeit Entlassenen u. dergl. in Vergleich bringen.»

Dieser Brief stammt nicht aus dem Geist des neunzehnten Jahrhunderts. Die moderne Betriebsforschung in Amerika hat erst in den letzten Jahrzehnten die Pflege des Menschlichen im Arbeiter als werkfördernd betont.

Der Arbeiter soll im Werk nicht nur eine zufällige Arbeitsstätte haben, sondern sich ihm auch verbunden fühlen «durch Neigung und Interesse», er soll es als eine Sache ansehen, die seine eigene ist, die ihm Sicherheit und Lebenserfüllung bietet. Solche Einsicht besass der Zweiunddreissigjährige zu einer Zeit, als weite Kreise des Bürgertums nur an die Ausnutzung der Arbeiter dachten. Die Löhne regelten sich nach Angebot und Nachfrage, und nichts war billiger zu haben als menschliche Arbeitskraft. Hätten alle gehandelt wie Krupp, dann wären Weberaufstände und andere Unruhen unmöglich gewesen. Er nahm auch unbekümmert in Kauf, dass ihn sein Verhalten in Gegensatz zu anderen Unternehmern brachte. Jedenfalls sollte in seiner Fabrik eine Werkgemeinschaft entstehen, das war sein Wille von Anfang an. Er hat sein Ziel erreicht, bis heute empfinden es die Angehörigen der Firma als Ehre und Vorzug, ihr anzugehören.

Freilich hat Krupp dafür auch seine Forderungen an die Arbeiter gestellt. Sollte die Fabrik der sichere Hort für sie sein, dann mussten sie auch alle Kräfte zum Gedeihen des Werks einsetzen. Unpünktlichkeit war ihm von je her verhasst. In den Anfangsjahren, als er noch ganz in der Fabrik lebte, waren seine frühen Kontrollgänge gefürchtet. Schon



damals liebte er es, seine Monita auf Zettel zu schreiben, die der Nachlässige auf dem Arbeitsplatz fand. Aber er konnte den Leuten seine Meinung auch derb und deutlich ins Gesicht sagen. Eines seiner ersten Reglements aus dem Jahre 1841, ein Vorläufer des General-Regulativs, beschäftigt sich mit den Strafen für das Zuspätkommen, die drastisch genug waren – fünf Minuten kosteten den Arbeitslohn einer Stunde –, aber es enthält auch bereits die Verfügung, dass jeder Werkangehörige der Krankenkasse beizutreten habe, die Krupp Vorjahren ins Leben gerufen hatte. Gerechtigkeit und Fürsorge waren die unausgesprochenen Leitgedanken dieser Werksordnung.

Er forderte nicht nur Pünktlichkeit und einen Arbeits-eifer, der seinem eigenen entsprechen sollte, sondern auch Treue zum Werk. Wenn *er* alle seine Kräfte dafür einsetzte, dem Arbeiter in Zeiten der Not, der Krisen und Konjunkturunbrüche oft gegen jede wirtschaftliche Vernunft den Arbeitsplatz zu erhalten, so sollte dieser dafür auch anhänglich bleiben. Tatsächlich zeigen die Zahlen, wie selten Arbeiterentlassungen bei Krupp gewesen sind. In dem Zeitraum von 1851 bis 1874 steigen die Ziffern der Beschäftigten fast ununterbrochen. In der grössten Krise des Unternehmens zu Lebzeiten von Alfred Krupp, im Jahr 1874, geht die Zahl von elftausendfünfhundertdreiundvierzig um eintausendachthundert zurück, um dann nach einem Einbruch im Jahr 1879 bis zum Todesjahr Krupps, dem Jahr 1887, auf zwölftausendsechshundertvierundsiebzig zu steigen. Er wollte keine fluktuierende, sondern eine Stammarbeiterschaft, heute das selbstverständliche Ziel jedes Unternehmens, das etwas auf sich hält. Aber es sollte Treue um Treue gelten. Als nach dem Krieg von 1870 sich in der Arbeiterschaft politische Einflüsse geltend machten, setzte er sich, unter Berufung auf sein Verhalten im Revolutions-

jahr 1848, leidenschaftlich gegen sie zur Wehr: da habe er mit seinen Arbeitern das letzte Brot geteilt und, um die Löhne zahlen zu können, sein Silber zur Münze getragen. Darum könne er jetzt auch fordern, dass seine Arbeiter sich an den sozialistischen Unruhen und Streiks nicht beteiligten.

Es gab damals weder eine Betriebswissenschaft, noch Arbeiterorganisationen, ein jeder, Unternehmer wie Arbeiter, stand ganz auf sich. Jetzt, da ein achtzigjähriger sozialer Aufbau in Europa hinter uns liegt, lässt sich die Vereinzelnung des Menschen in jener Zeit schwer ermessen. Krankheit bedeutete für den Unbegüterten die nackte Not, Arbeitslosigkeit Hunger und frühes Sterben. Es gab nirgends Gemeinschaften, die den Einzelnen trugen. Staatliche Arbeitslosenunterstützung lag ausser jedem Betracht. Die Wohlfahrtseinrichtungen der Kirchen waren dünn gesät. Jeder musste zusehen, wie er mit dem Leben fertig wurde, es half ihm niemand. Das Bürgertum hat den Klassenkampf mit seinen schweren Folgen für das gesamte Volksleben selbst heraufbeschworen und für sein Versagen auf dem sozialen Gebiet teuer bezahlen müssen. Umso grösser erscheint die Leistung Krupps. Es ist vielleicht das Erstaunlichste an dieser Persönlichkeit, dass er auch hier ganz aus sich war.

Krupps Kampf auf diesem Felde ist nicht umsonst gewesen. Ihm allein unter Tausenden von Unternehmern ist es damals gelungen, eine spezifische Atmosphäre seines Hauses zu schaffen, etwas Einmaliges: die «Kruppianer». Das wäre nie möglich gewesen, wenn nicht die mit ihm Arbeitenden aus eigenem Willen am Geist des Hauses mitgewirkt hätten. Dieser herrische, höchst unbequeme und sonderbare Mann hat es erreicht, seine Arbeiter mit Stolz zu erfüllen. Ihre einmalige Stellung in der deutschen Industrie

verdankt die Firma Fried. Krupp nicht ihrer Grösse, sondern diesem «Hausgeist», der sich nicht zum wenigsten aus der Sicherheit entfaltete, die die Firma jedem Getreuen bot. Er ist vielen zum Stein des Anstosses geworden. Man hat ihn auf manche Weise verdächtigt, und er hat sich doch erhalten. Die Wirksamkeit Alfred Krupps geht über ein Jahrhundert hinaus. So viel «Ewigkeit» ist nur wenigen beschieden.

Im Einzelnen ist Krupp einen Weg gegangen, der nicht von Dogmen und Doktrinen bestimmt war, sondern aus den Impulsen des Augenblicks. Der Arbeiter soll sich ordentlich kleiden, ordentlich wohnen und sich ordentlich ernähren – das war es, was er nach Krupps Überzeugung brauchte, und bei ihm sollte er das Maximum verdienen, «was eine Industrie bieten kann, oder wir geben eine Industrie auf, bei der die Leute hungern müssen».

Krupp hat zuerst die Ernährungsfrage aufgegriffen. Dass sie so brennend geworden war, lag in erster Linie am Borgsystem des Kleinhandels. Es wurde bereitwillig «angeschrieben» und der Arbeiter dadurch zu Ausgaben verleitet, die seine Kräfte überstiegen. War das Konto hoch genug gewachsen, wurde weiterer Kredit verweigert. Wollte der Mann jetzt nicht hungern, musste er nehmen, was er bekam. Krupp beschäftigt sich mit der Frage der Konsumvereine, er lässt sich von Schultze-Delitzsch, der die erste Genossenschaft in Deutschland gegründet hatte, ein Gutachten ausarbeiten und ruft im Jahr 1868 den Krupp'schen Konsumverein ins Leben, und zwar als eine Einrichtung der Firma, nicht als Selbsthilfe der Arbeiterschaft. Ihm ist die Aufgabe gesetzt, die Arbeiter, die mit dem wenigsten auskommen müssen, billig zu versorgen. Kredit wird grundsätzlich nicht gewährt, es muss alles bar bezahlt werden. Hinter dieser Gründung, die, vielfach ausgebaut, sich bis

in die Gegenwart bewährt hat, stehen keine Weltverbesserungsideen, nicht der Wunsch, «zur sittlichen Hebung der Arbeiterklasse», wie man sich damals gern ausdrückte, beizutragen, sondern der nüchterne Wille zu helfen.

In ihren Folgen noch bedenklicher war die Wohnungsnot. Ihre Ursache lag in dem ständigen Einströmen neuer Volksmassen in die Stadt, verbunden mit einem ungewöhnlichen Anstieg der Geburtenzahl. Als Krupp im Jahr 1826 seinen Weg beginnt, zählt Essen rund fünftausend «Seelen». In seinem Todesjahr 1887 hat die Stadt fast siebzigtausend Einwohner. Dem Beginn mit sieben Arbeitern entspricht bei seinem Tod eine Belegschaft von zwölftausendsechshundertvierundsiebzig Arbeitern; einschliesslich der Unternehmungen ausserhalb Essens sind es fast einundzwanzigtausend Arbeiter, die die Firma zu betreuen hat. Mit den Familienangehörigen steigt die Zahl der «Kruppianer» in diesem Stichjahr auf dreiundsiebzigtausend, darunter fünfzehntausend schulpflichtige Kinder. Am stärksten sind die Bewegungen in den sechziger und siebziger Jahren. Von 1867 bis 1871 wächst die Bevölkerung Essens von vierzig- auf fünfzigtausend und die Zahl der Krupp'schen Arbeiter von sechstausendachthundert auf achttausendachthundert. Auf jedes Essener Wohnhaus kommen im Jahr 1826 sieben Einwohner, 1864 aber fünfzehn. Dabei wohnen grosse Teile der Arbeiterschaft in Baracken. Das sind die Tatsachen, mit denen sich Krupp auseinandersetzen hat.

Im Jahr 1865 schreibt er in einem Brief an die Procura: *«Ware es wohl geeignet, bei der notwendig wachsenden Zahl solider Handwerker darauf zu sinnen und durch befähigte Architekten, welche Zeit dazu haben, Entwürfe machen zu lassen für Familienwohnungen auf eigenem bestgelegenen Boden des Etablissements, da wo die Wohnungen bequem sind*

und niemals die Erweiterung der Anlagen genießen können. Wir werden künftig mehr Arbeiter als bisher, mehr Familien als nomadisierende einzelne Leute haben, während wir zu Bauten, Erdarbeiten, zum Handlangen u. dgl. Massen von einzelnen Zugvögeln bisher beschäftigten, die in Menagen untergebracht werden konnten. Nun ist die Frage, was geht vor? Die grosse Menage oder kleine Familienwohnungen? Ist es etwa nützlich die Menage durch Erweiterung der Räume billig zu vergrössern, ist es nützlicher sie sofort schnell auszuführen in grösstem Massstabe oder statt aller Eile, um nichts zu tun, was man nachher ungeeignet finden möchte, abwarten und gemäss den sich entwickelnden Ereignissen – das Angemessene mit der Überzeugung der getroffenen besten Wahl ausführen?» Die Procura ist der Ansicht, dass man sich vorläufig mit Menagen und Baracken behelfen müsse.

Die entscheidenden Entschlüsse fallen in die Zeit nach dem Krieg von 1870. Während des Hügelbaus errichtet Krupp in Essen für dreitausend Familien massive Wohnungen und für weitere dreitausend Baracken. Er rechnet, dass er in seiner Arbeiterstadt in zwei Jahren ein Dutzend Schulen braucht und ist bereit, notfalls die Lehrer selbst zu besolden, damit seine Arbeiter in unmittelbarer Nähe der Wohnungen ihre Kinder unentgeltlich unterrichten lassen können. Mit hellem Blick umfasst er den ganzen Fragenkreis und setzt die Procura durch die Grosszügigkeit seiner Pläne in Schrecken. Er versenkt sich in jede Einzelheit und überrennt wie gewöhnlich allen Widerstand. So entstehen die Kolonien Dreilinden, Schederhof und Cronenberg. Die Mieten betragen für eine zweiräumige Wohnung neunzig bis hundertacht Mark, für eine fünfräumige zweihundert-zehn bis dreihundertdreissig Mark im Jahr. In der Mitte der Höfe sollen Springbrunnen und Rasenflächen das Auge erfreuen. Selbst über die Verwertung der Abfälle macht er

sich praktische Gedanken. Und kurz nach dem Tode Alfred Krupps ergibt sich folgendes Bild: es wohnen von den Drei- undsiebzigtausend in eigenen Häusern zwölftausend, zur Miete in Krupp'schen Gebäuden vierundzwanzigtausend, der Rest in fremden Häusern.

Heute, wo jedes mittlere Industrierwerk Wohnungen für seine Belegschaft baut, ist es nicht leicht, sich das Revolutionäre der Krupp'schen Leistung, ihre Zeitfremdheit zu verdeutlichen. Nach der damals gängigen Auffassung wurde der Arbeiter «durch solche Fürsorge verdorben», es wurden Ansprüche gezüchtet, die ihm nicht zustanden, und Begehrlichkeiten geweckt. Der Geist der Selbstgerechtigkeit, oft puritanisch begründet, stand in voller Blüte. Im Bewusstsein der viktorianischen Epoche war Besitz eine Anerkennung Gottes für gerechten Lebenswandel, und Armut streifte sehr nah an Schuld und Sünde wie – konsequenterweise – auch Krankheit. So bot das Bürgertum bei all seiner Tüchtigkeit und Ehrbarkeit breite Angriffsflächen, sein Liberalismus liess sich kaum mit dem Begriff der Duldsamkeit und sozialen Gerechtigkeit in Verbindung bringen. Wer aus dem Gatter der herrschenden Anschauungen ausbrach, war schnell verfemt. Krupp stand inmitten dieser Welt und hat sich nicht um sie gekümmert.

In einer Hinsicht aber ist Krupp ganz Unternehmer des neunzehnten Jahrhunderts geblieben. Jeder Selbsthilfe, ja, jeder Organisation der Arbeiterschaft, sei es auf marxistischer oder auf christlich-sozialer Grundlage steht er feindselig gegenüber; alles, was von aussen auf den Betrieb einzuwirken versucht, ist ihm in innerster Seele verhasst.

Er besitzt die Fähigkeit, sich die Zukunft vorstellen zu können. Aus den Keimzellen sieht er vor seinem inneren Auge das ausgereifte Gebilde heranwachsen. Er selbst äussert sich einmal in einem Brief an seinen Sohn: «*Nach mei-*

ner alten Regel habe ich meist zehn Jahre im Voraus alle Möglichkeiten erwogen, bin deshalb nie ratlos gewesen, habe deshalb immer gleich die Entscheidung bereit gehabt. Das mögen viele in ihrem Witz einen Luxus nennen – und alle geistig Faulen werden es immer tun – ich habe aber immer meinen Nutzen ebenso davon gezogen als der Chef des Generalstabs für Sieg oder Schlappe im Voraus sein ferneres Verhalten in allen denkbaren Fällen bei sich erwogen und vorzeichnet hat.»

Was man heute Arbeitsfrieden nennt, ist für ihn aller Weisheit Anfang und Ende. Eine grundsätzliche Feindschaft zwischen Unternehmer und Arbeiter ist in seinen Augen das grösste Unglück für beide. Krupp erlebt noch, wie der Riss tiefer und tiefer wird und treibt darum die sozialen Massnahmen mit aller Energie vorwärts. Wenigstens vom Bereich seiner Firma soll das Unglück des Arbeitskampfes ferngehalten werden. Bis zu einem gewissen Grade erreicht er sein Ziel. Aber den grossen Entwicklungen gegenüber ist selbst er zur Ohnmacht verurteilt. Als im Juni 1872 im Kohlenbergbau der erste grosse Massenstreik ausbricht, nimmt auch die Zeche Graf Beust, die Krupp gehört, daran teil. Krupp empfindet das als einen Schlag gegen sich persönlich. Er will sich von der Zeche trennen, sie wie ein missratenes Kind von sich stossen. Aber sein Zorn fruchtet nichts. Es werden nur die Grenzen deutlich, die einem Mann, mag er noch so hochgestellt sein, gezogen sind, wenn er zu den Zeitströmungen in Gegensatz gerät.

VATER UND SOHN

Als Alfred Krupp erkennen musste, dass ihm durch die Krankheit seiner Frau mehrere Kinder versagt waren, und dass der einzige Sohn, von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, vieler Rücksicht bedurfte, hat er sich auf seine Weise abgefunden. Hier war seinem Wollen ein Hindernis entgegengestellt, das auch sein ärgerlichstes Aufbegehren nicht überwinden konnte. Doch unerfüllte Wünsche passen schlecht in seine Welt, eine Welt des Willens, der Berge zu versetzen suchte, welche der Glaube nicht mehr bewegte. Demut vor Gott war sicherlich geboten, aber sie gehörte in die Kirche. Wenn das Hindernis wirklich unüberwindlich war, dann konnte man es vielleicht umgehen. In der Erziehung seines Sohnes wollte Alfred Krupp sich auf Umwegen erlisten, was ihm das Schicksal verwehrt zu haben schien, nämlich den Erben, der ihm gleich sei, das Ideal der Väter des neunzehnten Jahrhunderts.

Was Alfred Krupp so menschlich macht, sind die Widersprüche, die er in sich vereint. In der eigentümlichen Enge seines Blickfeldes sieht er nicht, dass er hier etwas erstrebt, was ihm sonst verhasst ist: die Kreatur, ein Wesen, nicht aus sich wachsend, sondern durch ein vorgesetztes Schema bestimmt, den Abklatsch. Er sieht es nicht, weil er von der Richtigkeit seiner Welt fest überzeugt ist. Es gibt nur eine Façon selig zu werden, das ist die seine. Seine Pädagogik ist im vierten Gebot zusammengefasst: Du sollst Vater und

Mutter ehren, auf dass es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden. Unter ehren wird verstanden: keine eigenen Gedanken entwickeln, nicht klüger sein wollen als die Eltern, aufmerksam ihrem Worte lauschen und gehorchen. Damit hat ein Kind oder Jüngling ausreichend zu tun, vor allem, wenn er einen Vater besitzt, dem es gegeben ist, pädagogische Maximen in unerschöpflicher Fülle zu Papier zu bringen. Seine Lehrsätze sind im Einzelnen ausgezeichnet und beherzigenswert, zusammengestellt richten sie ein moralisches Exerzierhaus auf, in dem ein empfindsamer junger Geist zur Verzweiflung getrieben werden könnte.

Alfred Krupp schafft so alle Voraussetzungen für einen Vater-Sohn-Konflikt nach dem Sinne Sudermanns. Aber ihm ist das Glück beschieden, einen Sohn zu besitzen, der den Zusammenprall unmöglich macht.

Friedrich Alfred Krupp, von seinen Eltern Fritz genannt, ist äusserlich und innerlich vom Vater grundverschieden. Er hat nichts von des Vaters Überschlankheit oder von seinem scharf geprägten Gesicht, nichts von der Leidenschaftlichkeit, von der verzehrenden Lust, die Welt nach eigenem Willen einzurichten, nicht der leiseste Hang zur Rechtshaberei ist zu spüren, auch nicht die Begierde, in grossen Würfeln an einem Tage zu gestalten, was eigentlich Monate beanspruchte. Des Sohnes Wesen strebt mit grosser Gelassenheit nach dem Mass, dem Ausgleich, nach der Verständigung im Guten. In seiner jungen Seele ist kein Misstrauen. Im Gegensatz zum Vater neigt er von Natur dazu, die Menschen für gut zu halten. Seine Krankheiten haben diesen Zug noch verstärkt. Er ist voll Dank für alle, die ihm bei seinen schweren Asthmaanfällen nahe sind oder ihn während der langen Wochen pflegen, in denen ihn der Gelenkrheumatismus auf ein schmerzhaftes Krankengericht wirft. Zu diesem stillen, ernsten, ein wenig in sich

gekehrten Kind sind die Menschen freundlich, und selbst der Vater findet vor solch bescheidener Tapferkeit nicht den Mut, seinem pädagogischen Eifer jetzt schon nachzugeben, wenn er auch im Prinzip für Abhärtung und strengste Pflichterfüllung ist. Es ist ganz unmöglich, zu diesem Sohn in Gegensatz zu geraten, der einfach tut, was er soll, lernt, was ihm aufgetragen, gehorcht, wie es verlangt wird, leidet, ohne jemals sich zu beschweren, der ein kleiner Held ohne Pathos ist. Und doch bringt er das schier Unglaubliche fertig, auf seiner Art zu beharren, sich auf der Linie des eigenen Wesens weiterzuentwickeln; wenn Widerstände auftauchen, sie mit Geschick zu umgehen, um am Ende nur so viel nachzugeben, wie seiner Natur angemessen und förderlich ist. Die Photographie zeigt den Jüngling mit einem frühreifen Ernst, einem etwas versorgten Ausdruck, so als ob er unablässig darüber nachdenke, wie er sich auf die verständigste Art durch dieses labyrinthische Leben winden könne, ohne jemanden zu verletzen, ohne Unwillen oder gar leidenschaftliche Ausbrüche hervorzurufen. Dieser Sohn hängt mit ganzem Herzen an seiner Mutter, die ihm in Liebe zugeneigt ist, während ihm der Vater die ersten Probleme seines Daseins aufgibt.

Für Krupp ist der Sohn vor allem Erbe seines Lebenswerkes. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet er seine Erziehung und Entwicklung. Bald beschäftigt ihn die Frage, ob diese zarten Schultern wohl je die Riesenlast der Gussstahlfabrik zu tragen vermöchten. Da sich die Krankheiten häufen, denkt er darüber nach, ob der Sohn nicht besser Landwirt werden solle. Als sich aber die Gesundheit des Heranwachsenden langsam festigt, entwickelt der Vater allen Eifer, ihn für seine künftige Aufgabe vorzubereiten. Das kann nur so geschehen, dass er den Sohn nahe an sich heranzieht, ihn zu seinem Adjutanten bestimmt, damit er sich

alle väterlichen Weisheiten und Erfahrungen aneignen möge, um die eigenen zu sparen. Er trägt ihm auf, sich in der Fabrik umzusehen, ohne ihm dort einen Pflichtenkreis zu übertragen, sich mit allen gut zu stellen, ohne zu vergessen, wer er sei, vor allem aber auf den Vater zu hören, der dieses alles geschaffen habe und die Geheimnisse des Erfolges besitze. Er gibt dem nun bald Zwanzigjährigen Einsicht in alle Briefe an die Herren der Procura und lässt ihn Abschriften davon fertigen, damit er sich so den Inhalt genauer einpräge. Und da ihn gerade die Fragen des General-Regulativs Tag und Nacht beschäftigen, bietet sich die beste Gelegenheit, den Sohn mit seinem innersten Willen vertraut zu machen. Nicht von fern kommt ihm der Gedanke, dass für einen jungen Menschen gerade eine solche Gesetzsammlung trockene Kost sein muss, dass dieses Abschreiben und Kopieren der väterlichen Ergüsse dem jungen Leben keinen Sinn und keine lebendige Vorstellung von der Fabrik vermitteln kann.

Der Sohn tut schweigend und sogar mit lobenswertem Eifer, was der Vater ihm heisst, aber er ist nicht überzeugt, dass ihm das voranhilft. Einen regelmässigen Schulbesuch hat er nie genossen, da ihn die Krankheiten ans Haus gebunden hatten. Er war auf seine Hauslehrer angewiesen. Schliesslich hatte er gerade noch die Unter- und Obersekunda des Burggymnasiums in Essen durchlaufen können, aber da war er sich ernstlich der grossen Lücken in seinen Kenntnissen bewusst geworden. Und sein Wesen drängt nach gründlichem Wissen, nicht nach sprunghaftem, autodidaktischem Erfassen der Welt, sondern nach wissenschaftlich systematischer Arbeit. Aber als er solchen Wünschen Ausdruck gibt, stösst er sofort auf den Widerstand des Vaters. Sein Sohn gehört nicht auf eine Fachschule, er benötigt kein Spezialwissen, auch kein technisches, sein Sohn bedarf des Über-

blicks über das Ganze, und der lässt sich nur durch die Praxis im Hause erwerben. Ein akademischer Bildungsgang bietet in den Augen Alfred Krupps viele Gefahren. Diese jungen Leute glauben womöglich, auf eigene Weise das Leben meistern zu können, während doch jeder weiss, dass nur das Alter Einsicht und Erfahrung besitzt.

Der Sohn gehorcht, aber er blickt sich auf seine Weise um, und vieles lenkt seine Gedanken auf eigene Bahnen. Da sind seine Hauslehrer, junge Humanisten, die in ihren Anschauungen der Welt Alfred Krupps fernstehen. Mehr noch gilt das von den Freunden. Von ihnen steht dem jungen Krupp am nächsten Gustav Körte, der Sohn des weithin berühmten Berliner Arztes Geheimrat Friedrich Körte. Die Körtes sind zusammen mit den Delbrücks und Harnacks die hervorragendsten Vertreter eines Bürgertums, für das eine Gussstahlfabrik, mag sie noch so gross sein, doch immer eine Sache zweiten Ranges bleibt. Ihnen steht das Geistesleben im Mittelpunkt alles Denkens, die Wissenschaft und Forschung, die Universitäten mit ihren grossen Männern, deren Namen und Lehrmeinungen dieser Welt ihr Gepräge geben. Ihnen sind auch die Künste nicht etwas, was man mit einer Handbewegung abtut, sondern Offenbarungen. Während Friedrich Alfred Krupp von den väterlichen Anweisungen Abschriften macht, besucht Gustav Körte, später ein bekannter Philologe und Archäologe, in Göttingen und München die Universitäten im vollen Genuss der akademischen Freiheiten, die noch wirkliche, das Herz weit und gross machende Freiheiten sind. In der Begegnung mit diesen Freunden zeigt sich dem jungen Krupp die verlockende Welt einer Jugend, die nach den Sternen greift und in ihrem geistigen Streben nach keinem Nutzen fragt.

So vielfach gehemmt Friedrich Krupp ist, zu dieser anderen Welt zieht ihn sein ganzes Wesen. Dabei erliegt er

keineswegs dein Reiz des romantischen Studentenlebens, ihn drängt seine Veranlagung, ein Gebiet wissenschaftlich zu beherrschen. Am meisten locken ihn die Technik und die Naturwissenschaften.

Der Vater beharrt auch weiterhin auf seinem Standpunkt. In seinen Gegenargumenten spürt man den Selfmademan, der sich sein Wissen am Rande aufgelesen hat, dem die Systematiker des Geistes immer verdächtig waren und der sich stets geweigert hat, den Technikern grösseren Einfluss in der Verwaltung zu geben. Vor allem aber will er den Sohn in seiner Nähe behalten, wo er gefährlichen Einflüssen entzogen ist, unablässig darauf bedacht, ihn nach seinem Bilde zu formen.

Der Härte des väterlichen Willens hat der Sohn keine auch nur annähernd ebenbürtige Kraft entgegenzusetzen. So kommt es nie zur Auseinandersetzung. Alfred Krupp erreicht mühelos, was er will. Ein Segen für den Sohn ist diese Ausbildung nicht geworden. Er hat Zeit seines Lebens nicht verschmerzt, dass er in keiner Disziplin wirklich zu Hause war. In späteren Jahren wird er Tiefseeforschung treiben, im geheimen immer darunter leidend, dass er es nicht als wirklicher Wissenschaftler tun kann. Etwas Unerfülltes ist um ihn geblieben, der Schatten eines Verhängnisses, der vorausfällt auf den tragischen Ausgang eines Lebens, das ohne den väterlichen Einspruch sicher einen anderen Verlauf genommen hätte.

Unter der Last dieser Bevormundung erwirbt er die eigentümliche Kraft der Stillen, Nachdenklichen und Bedächtigen, an der die zornigsten Angriffe erlahmen. Alfred Krupp muss schon in den ersten Zeiten des engeren Zusammenarbeitens erkannt haben, dass am Wesen des Sohnes wenig zu ändern ist. «Ich kann», schreibt er dennoch, «nichts Besseres wünschen und für Fritz tun – und ich glaube, dass

dieses mehr wert ist als das Erbe –, als ihm zu empfehlen, alle meine Schriften zu sammeln und sie zu registrieren, um sie immer wieder finden zu können. So wird er mehr und mehr sich hineinfinden in den Geist und das Streben meines Lebens und viel eigenes Denken und eigene Sorgen wird er sich ersparen, wenn er mit Überzeugung das aufnehmen wird, was ich mit Überzeugung geschrieben und gewollt habe.» Nur wer die Berge von Schriften kennt, die mit wechselnden Ausdrücken immer dasselbe vortragen, kann ermessen, was diese Sätze für den Sohn bedeuten.

Mit sicherem Instinkt befreit sich der junge Krupp aus der drückenden Enge. Ohne jedes Aufsehen macht er sich dem Vater unentbehrlich, indem er zwischen ihn und die Opfer seines häufigen Grolls tritt. Bald ist es so, dass der immer Zürnende alle Sorgen und Beanstandungen zuerst dem Sohn anvertraut mit dem Auftrag, sie an die Betroffenen weiterzugeben. Dieser noch nicht Zwanzigjährige wird zum Filter für die väterlichen Ergiessungen. Er schaltet ihren ungeduldigen Eifer aus und findet mit dem natürlichen Takt seines Herzens sehr schnell den Weg, um die väterlichen Klagen weiterzuleiten, ohne den andern zu verletzen. Da er dabei immer und überall an Männer gerät, die gut seine Väter sein könnten, gehört ein feines Einfühlungsvermögen dazu.

Vor der Gefahr der Anmassung bewahrt ihn seine wahre Herzensbescheidenheit, er bleibt immer gleich freundlich und zurückhaltend, mag der Vater noch so unbeherrscht aufbrausen. Dieses Spiel zwischen Vater und Sohn ist nicht ohne Humor. Die grössere Weisheit liegt deutlich beim Sohn. Er widerspricht kaum, er hört mit unerschöpflicher Geduld zu, er vermeidet mit ausgesprochenem Geschick alles, was den Vater reizen könnte, und sucht sich seinen Weg von ihm fort.

Alfred Krupp hat die Frage, ob der Sohn einst die Nachfolge antreten soll, lange offen gelassen. Er verlangt, dass sich der Sohn die Gussstahlfabrik durch eigenes Tun erobern müsse. Es bleibt Krupps Geheimnis, wie er sich dieses Erobern vorstellt. Er hält den Sohn in allen Abhängigkeiten, nicht zuletzt in finanziellen, doch den ficht das alles nicht an. Seine Gelassenheit ist nicht zum wenigsten darin begründet, dass ihm die Fabrik kein heiss erstrebtes Ziel ist, dass er dieses Erbe sehr früh als Last empfindet und nicht als Gewinn, was auszusprechen er sich freilich hütet. Die Nachfolge ist ihm am Ende von selbst zugefallen, er gewinnt sie ohne Kampf, gerade weil er sie so wenig erstrebt.

Als die Gründerkrise Krupp aus allen Himmeln stürzt, wird das Wirken des Sohnes auf eine neue Probe gestellt. Krupps Misstrauen führt zu den seltsamsten Entgleisungen. Er ruft seinen alten Freund und bewährten Londoner Vertreter Longsdon nach Essen und bittet ihn, zusammen mit seinem Sohn eine Liste derer aufzustellen, die fortan noch als fähig und strebsam angesehen werden können. Nur mit denen will er in Zukunft zu tun haben. Das heisst nun freilich, einen jungen Charakter gefährlichen Versuchungen aussetzen. Aber Friedrich Alfred Krupp geht auch durch diese Gefahr, ohne Schaden zu leiden.

Dann, im September 1874, nimmt sich das Schicksal seiner auf eine besondere Weise an. Ein schwerer Gelenkrheumatismus, der ihn auf ein langes Krankenlager wirft, wird der Anlass zu der ersten grossen selbständigen Reise. Die Ärzte entscheiden sich für Ägypten. Des Vaters Murren ob der Trennung weicht Überlegungen, wie er seinen Erziehungsplan auch aus der Ferne aufrechterhalten könne. Er wird nicht aufhören, den Sohn mit schriftlichen Verlautbarungen zu verfolgen, die von Ratschlägen, Anweisungen

und Vorschriften nur so strotzen. Zugleich kommt auch der Kaufmann zu Wort. Dem Land der Khediven fühlt er sich von je verbunden. Er hat nicht vergessen, dass die erste Bestellung auf sein Gussstahlgeschütz aus Ägypten kam, und er weiss, dass dieses Land noch unbegrenzte Möglichkeiten birgt. Der jetzige Vizekönig Ismail soll ein Freund der Technik sein. Ausserdem war soeben erst der Suezkanal vollendet worden, was auch für dieses Land weltweite Wirkungen nach sich ziehen muss. Also darf der Genesung Suchende doppelte Anweisungen erwarten: die des väterlichen Pädagogen und die des Firmeninhabers.

Der junge Krupp reist mit seinem Arzt Dr. Schmidt, der ihm zugleich zum klugen und welterfahrenen Mentor wird. Noch immer von Schmerzen geplagt, erbittet er als erstes in Kairo eine Audienz beim Khediven. Die väterliche Ungeduld ist ihm immer gegenwärtig. Bei dieser Audienz kommen ihm seine französischen Sprachkenntnisse zugute. Aus Essen regnet es Telegramme und Briefe, die ihn zu höchster Tätigkeit anfeuern. Der junge Krupp stellt dagegen fest, dass ein tätiger, lebhafter Mensch wohl sehr schnell um seinen Verstand kommen könne in einem Lande, wo Tee- und Kaffeetrinken und Pfeiferauchen die Hauptbeschäftigung zu sein scheinen. Dem Vater geht es darum, Näheres über den geplanten Bau der Dafur-Bahn zu erfahren. Gehorsam setzt sich der Sohn auf die Spur, da er weiss, dass sein Vater bereits von grossen Schienenaufträgen für diese neue Linie träumt. Eisenbahndirektor ist Zeki Pascha, den er sofort aufsucht. Zeki Pascha schlägt fromm die Augen gen Himmel und erklärt, er habe von einem solchen Bahnprojekt noch nie etwas gehört. Friedrich Alfred Krupp gibt sich damit nicht zufrieden und stellt im Verlauf schwieriger Nachforschungen fest, dass man diese Bahn mit Allahs Hilfe vielleicht in fünf Jahren bis Dongola zu führen hoffe,



was noch weit vor Chartum liegt. Aber noch nicht einmal ein Anfang ist bis jetzt gemacht.

Da an Erholung bei solcher Betriebsamkeit nicht zu denken ist, entzieht Dr. Schmidt seinen Schützling auf einer Nilbarke den väterlichen Einwirkungen. Zum Glück ist die Technik noch nicht imstande, auch dorthin Nachrichten gelangen zu lassen. Das grosse Stromland tut sich auf, erhaben in seiner Ruhe und weiten Majestät. Die Tage fliessen nun so ruhig dahin wie der Strom; Friedrich kann dem Flug der Vögel zusehen oder ein Buch zur Hand nehmen und gesundet in der köstlichen Milde der frühen Jahreszeit. Monate währt diese Fahrt, vom Januar bis zum März 1875. Unterwegs feiert Friedrich Alfred Krupp seinen einundzwanzigsten Geburtstag, den Tag seiner Grossjährigkeit, auf den der Vater schon lange als ein wichtiges Ereignis hingewiesen hat, das aber jetzt und in Zukunft ohne jede Bedeutung bleibt.

Eben als die Nilreise des jungen Krupp anhebt, beginnt auch eine Sonderreihe von Briefen, die der Vater an den Sohn «betreffend Zukunft» richtet. Sie sollen eine Art Geburtstagsgeschenk zum Tage der Grossjährigkeit sein und enthalten nach der Überzeugung Krupps alles, was der Sohn als Rüstzeug für sein kommendes Leben benötigt. Wohl nie ist ein Vater begieriger gewesen, Lehren zu erteilen, und nie ein Sohn bereitwilliger, sie aufzunehmen. Aber das Bestreben des Vaters, dem Herzen des Sohnes das Misstrauen gegen die Menschen einzupflanzen, bleibt vergeblich, und das ist das einzige, dessen Friedrich wirklich bedurft hätte. Niemals stellt Alfred Krupp in Rechnung, wie gering doch der erzieherische Einfluss ist, dass er nicht mehr zu geben vermag als kleine Korrekturen des unabänderlichen Menschencharakters. Seine Briefe «betreffend Zukunft» sind getragen vom Pathos des von ihrem Erfolg Überzeugten:

«Essen den 26.1.1875

Mit grosser Freude habe ich aus den übersandten Photographien ersehen, dass Du bereits kräftiger aussiehst als je. Meine Hoffnung ist neu belebt, meine Sorgen um Dich sollen jetzt ihr Ende haben – die ängstlichen um Dein Leben und Deine Gesundheit – jetzt kann und will ich sie vorläufig auf das beschränken, was Deine Zukunft betrifft. Da steht nun in erster Leihe neben Dir die Fabrik mit den vielen tausenden Familien. Das Wohl des einen ist durch das Wohl und Verhalten des andern bedingt. Es wird fleissig an der Organisation gearbeitet und wenn auch die nächsten Aussichten noch nicht rosig sind, so fasse ich doch wieder Mut. Trägheit und Gleichgültigkeit weichen neuen Kräften und Anordnungen und jeder, ohne Ausnahme, der nicht kann oder nicht in gleichem Geiste mitwirken kann, soll weichen. Es rückt jetzt der 17. Februar heran, der Tag, an dem Du grossjährig wirst, der Übergang zu einer Stellung von seltener Bedeutung in Rechten und Pflichten. Möge Gott zur Ausübung beider stets Dir die Kraft verleihen.»

Am 27. Januar:

«Ich war verhindert weiter zu schreiben. Es bleibt noch unendlich viel übrig, was ich Dir auf den Lebensweg mitgeben möchte. Heut kann nur noch das Notwendigste Platz finden. Ich werde Dir Aufklärung geben über verschiedene Verhältnisse, über Eigenschaften und Charaktere von Personen, ihren Wert oder ihre Unbrauchbarkeit. Vor allem werde ich Dir meine Wünsche aussprechen für Deine künftige Stellung und Tätigkeit und angemessene Umgebung.»

Am 18. Februar:

«Ich bin leider nicht zum Schreiben gekommen, obgleich ich noch sehr wichtige Mitteilungen für Dich in Reserve habe. Heute will ich Dir nur andeuten, worüber ich nächstens ausführlich schreiben werde. Das erste ist das Rechnungswesen,

das Finanzwesen, das Kalkulationswesen. In diesen Dingen musst Du immer vollständig zu Hause sein. Niemand muss Dir ein x für ein u machen können, dann auch nur bist Du sicher vor dem, wovor ich Dich warnen will und zwar, dass Eigennutz und Intrigue Dich einmal zwingen könnten das Heft aus der Hand zu geben.»

In diesen Briefen finden die bitteren Erlebnisse einen Niederschlag, die ihm die Gründerkrise bescherten. Etwas wie Selbsterkenntnis, wie Einsicht deuten sich an, dass eigene Fehler und Unzulänglichkeiten an dem grossen Unheil Schuld trugen. Der Ausklang der Briefe ist auffallend sanft, als ob der Vater vom Wesen des Sohnes überwunden wäre.

«Ich halte Dich für kernsolide in Grundsätzen und Neigungen und deshalb der Dir zgedachten Stellung wert. Hätte das Schicksal mir die Härte angetan, es anders zu fügen, so hätte ich die Pflicht gehabt, anders zu disponieren, um mit grösstmöglicher Zuversicht das Geschaffene zu erhalten.»

So hat Alfred Krupp schliesslich doch den Sohn erkannt, dessen ganzes Leben eine Bestätigung des vorsichtigen Lobes geworden ist. Es ist kein Zweifel, er hätte dem Sohn das Erbe aus der Hand geschlagen, so bitter es ihn angekommen wäre, wenn der Nachfolger seinen Erwartungen nicht entsprochen hätte. Er hätte es nie verwunden, aber er wäre nicht einen Augenblick wankend geworden. Denn wichtiger als der Sohn und der Erbe und der eigene Name sind ihm die Siebzig- oder Achtzigtausend, denen er Arbeit und Brot gibt. Schwach zu sein gegen den einzigen Sohn und damit gegen sich selbst, wäre ihm als Sünde erschienen, die nicht vergeben wird.

Dieses Zwischenspiel endet in einer kleinen Komödie. Der Vater, überzeugt, sein Bestes gegeben zu haben, wartet voller Ungeduld auf die Antwort. Aber der Sohn schwimmt

unerreichbar auf dem Nil – *procul negotiis* – und wird dieses noch einige Wochen tun. Das Schweigen erweckt schnell Krupps Misstrauen. Schon hält er für möglich, dass sein gestriges Urteil voreilig war. Dann sucht er nach Entschuldigungsgründen für das unverständliche Verhalten des Sohnes; sicher wollte er sich nur Zeit nehmen für reife Überlegung. Aber im nächsten Brief lodert schon wieder der Zorn. Es sei nun genug des Herumreisens und Herumtreibens, er als Vater müsse sich noch zu seinen Lebzeiten davon überzeugen können, dass der «wahrscheinliche Erbe des Etablissements» die für seine Stellung erforderlichen Eigenschaften und Fähigkeiten besitze: «Ich bin in sehr ernster Stimmung und in solcher Stimmung versichere ich Dich meiner innigsten Liebe.»

Das ist mit vielem andern die Post, die Friedrich Alfred Krupp nach seiner Rückkehr in Kairo erwartet. Sein Mentor hält es für richtig, sofort nach Essen zu fahren, um dort die lange Reise zu verantworten. Währenddessen setzt der junge Krupp in Kairo seine erstaunlich umsichtige Arbeit fort. Er besichtigt eine Krupp'sche Geschützlieferung, die bemängelt worden war, und stellt fest, dass es sich um Schäden an Lafetten und Rädern handelt, deren Holzteile in der Hitze des Landes ausgedörrt waren. Es erscheint ihm wichtig, dass die Firma in diesem Lande einen eigenen Vertreter habe, da nur bei ständiger Einwirkung mit grösseren Geschäften zu rechnen sei, und er weiss auch, wer für diese Stellung in Frage kommt. Seine Vorschläge sind so verständig, dass sie einem Vierzigjährigen Ehre gemacht hätten. Es ist nichts Junges in seiner Art, sich auszudrücken, nichts Freies oder gar Übersäumendes. Über diesem jungen Leben liegt der Schatten, den sein grosser Vater wirft. Von ihm empfängt es die Gesetze seines Handelns, die Vorschriften, denen der Sohn zu gehorchen hat – noch zwölf lange Jahre!

War seine Kindheit eine Kette von Krankheiten und Ent-
sagungen, die Jünglings- und Jung-Manneszeit hält wenig
Entschädigungen für ihn bereit. Sie lässt keine anderen
Schritte zu als auf vorgezeichneter Bahn, sie wirft ihn im-
mer mehr auf sich zurück. So wie die Zeichen stehen, ver-
heissen sie dem reichsten Erben Deutschlands wenig Glück.

DIE NEUEN ZWISTE

Krupps Kampf für ein neues Feldgeschütz ist auch in der Zwischenzeit nicht zur Ruhe gekommen. Zwei Jahre sind seit dem Krieg vergangen, und noch immer steht die Entscheidung aus. Krupp wehrt sich gegen den Vorwurf, dass er aus Eigennutz oder Ehrgeiz für die neue Waffe eintrete, er denke allein an Deutschlands Sicherheit. Da sich sogar die Anhänger der Bronzekanone, die es in der Artillerie-Prüfungskommission noch immer gibt, wieder zu Wort gemeldet haben, bittet er um eine Audienz beim Kaiser. Er will dem Hohen Herrn klarmachen, dass man nicht mehr in der Bronze-, sondern in der Stahlzeit lebt. Aber der Kaiser sieht sich ausserstande, eine Entscheidung zu treffen, da die Kommission andere technische Einwände gegen das Krupp-Geschütz erhebt.

Es ist die politische Entwicklung, die Krupp unversehens zu Hilfe kommt. Über Erwarten schnell hat sich Frankreich von seiner Niederlage erholt und zwei Jahre nach Friedensschluss die Kriegsentschädigung bezahlt, worauf Deutschland die besetzten Gebiete räumt, wie es der Friedensvertrag vorschreibt. Das Land, den unmittelbaren Einwirkungen des Gegners von einst nicht mehr ausgesetzt, kann sich nun nach eigenem Ermessen in seinem neuen Haus, der Republik, einrichten. Die französische Politik ist eindeutig gegen Deutschland gerichtet. Auch die übrigen Staaten betrachten die neue Grossmacht im Herzen Euro-

pas mit scheelen Augen. Sie wenden ihre Sympathien dem geschlagenen Frankreich zu, das daraus den Mut zu einer immer schrofferen Haltung gegen das Reich schöpft. Im Jahr 1874 ist die Spannung so gross geworden, dass alle Welt wiederum vom Kriege spricht. Damit wird die Neubewaffnung der preussischen Armee zur dringenden Frage. Jetzt plötzlich erhält Krupp den Auftrag zur Lieferung von zweitausend 8,8 cm Geschützen. Wegen der Kriegsgefahr sind die Liefertermine so kurz bemessen, dass die Firma sie nur mit Anspannung aller Kräfte einhalten kann. Am 1. Juni 1875 ist die Neubewaffnung beendet, gerade als die europäische Krise ihren Höhepunkt erreicht – eine Leistung, zu der keine andere Firma fähig gewesen wäre.

Dass Bewaffnungsfragen nun hochpolitische Angelegenheiten geworden sind, zeigt sich in diesem Krisenjahr noch an anderer Stelle. Wie vor dem Krieg von 1866 geht es um Geschützlieferungen der Firma nach Österreich. Carl Meyer, der immer ausgezeichnet unterrichtet, erfährt, dass man dem Kaiser weisgemacht hat, Krupp werde Österreich ein besseres Geschütz zur Verfügung stellen, als er an Preussen geliefert habe. Es bleibt Krupp nichts anderes übrig, als erneut um Audienz zu bitten. Der alte Herr, sonst die Herzlichkeit selbst, ist dieses Mal kalt und gemessen. Krupp besitzt noch immer die Gabe, seinen Gesprächspartner zu überzeugen. Auch ist es hier einfach, den Gegnern allen Wind aus den Segeln zu nehmen mit dem Hinweis, dass Österreich nicht das preussische, sondern das an Russland gelieferte Rohr erhalten werde. Dann aber benutzt er die Gelegenheit, Grundsätzliches vorzutragen. Es gebe da zwei Punkte, die man scharf ins Auge fassen müsse. Wenn er an befreundete Staaten nicht mehr liefern dürfe, dann würde der Gussstahlfabrik, so wie sie heute arbeite, die Grundlage entzogen. Ein derartiges Unternehmen benötige Ab-

satz in aller Welt, genau wie die Rüstungsindustrie anderer Länder. Sonst wären ihm die Mittel genommen, für den Fortschritt zu wirken, da dieser grosse Geldaufwendungen verlange.

Was Krupp hier mit Fortschritt meint, ist der technische Fortschritt auf dem Gebiet der Waffenkonstruktion. Die besten Geschütze der Welt zu besitzen, so erklärt Krupp dem Kaiser, werde nicht mehr allein ausschlaggebend sein, weil die anderen Mächte ebenso heftig nach den besten Waffen verlangten und jede Neukonstruktion doch in Kürze überall bekannt würde. Es bleibe daher nur übrig, unter allen Umständen den Vorsprung in der Fabrikation, die Kapazität zur Massenherstellung aufrecht zu erhalten und dafür schon in Zeiten des Friedens die notwendigen Anlagen zu schaffen.

Wie schmal ist nun die einst so breite Strasse geworden. Rüstungsangelegenheiten lassen sich nicht länger liberalisieren, sie haben ihr zwangsläufiges eigenes Gesetz. Diese Seite hat Krupp soeben hervorgehoben, eine andere muss der König von Preussen bedenken. Ihm stehen für seine Armee – es gibt ausserdem immer noch bayerische, sächsische und württembergische Armeen – nur beschränkte Mittel zur Verfügung, die vom Parlament festgesetzt sind. Wird es ihm, angesichts des internationalen Wettbewerbs, mit diesen Mitteln möglich sein, die Rüstung auf der Höhe zu erhalten, die ihm für die Sicherheit des Reiches geboten erscheint? Das ist eine Gewissensfrage, die nicht schwer zu beantworten ist. Der Beitrag, den Krupp zu liefern bereit ist, muss dem König von Preussen unentbehrlich sein inmitten einer Welt, die an Härte das gewinnt, was sie an Tiefe verliert. Und so entlässt er Krupp in Gnaden.

Die Technik also treibt jetzt die Rüstung vorwärts. Immer Neues, Besseres, Vollkommeneres hervorzubringen, liegt

in ihrem Wesen. Das gilt gleichermaßen für die zivile wie für die Kriegsproduktion, nur dass die Folgen im Bereich der Rüstung umstürzend sind. Die Geschütze, mit denen Napoleon im Jahr 1865 die Schlacht von Solferino gewann, waren dieselben, mit denen er Sedan verlor. Diese Lehre kann kein Staat unbeachtet lassen. Die Entwicklungen schreiten unaufhaltsam vorwärts, bald werden sie keiner menschlichen Kontrolle mehr zugänglich sein. Geschütze, die heute gebaut werden, sind morgen schon veraltet, die Millionen, die sie kosteten, stehen, kaum dass sie ausgegeben sind, mit nichts mehr zu Buch. Je erfolgreicher die Waffenkonstruktoren arbeiten, desto mehr Millionen und bald Milliarden müssen aufgewendet werden. Einen immer grösseren Betrag im Gesamthaushalt der Nationen wird der Rüstungs-etat fordern, die unwirtschaftlichen Ausgaben der Staaten werden ins Ungemessene steigen. Krupp steht in diesen Abhängigkeiten wie alle anderen. Er betreibt nichts von sich aus, er beugt sich dem Zwang, unter dem die Welt durch den technischen Fortschritt steht, nur dass er die Folgerungen schneller zieht als andere. Ein atemberaubender Wettlauf mit dem Tod hat begonnen, und niemand weiss, wer ihn gewinnen wird. Der Vorhang hebt sich und gibt den Blick frei auf das grosse Drama des Wettrüstens, das jetzt anhebt und bis zur Gegenwart nicht zu Ende gespielt ist.

Diese Jahre nach dem Krieg zeigen Krupp in einer selbst für diese kämpferische Natur auffallenden Streitlust. Nichts ist ihm zuviel, so sehr er darüber stöhnt. Eine Auseinandersetzung folgt der anderen, vielfach sich überschneidend: der nie ruhende Streit mit den preussischen Behörden, der nun schon fünfzig Jahre währt; sein Ringen mit der Procura um das Reglement; die Stürme und Niederlagen der Gründerkrise, die das Unternehmen dem Abgrund nahe-

bringen; die sozialen Pläne, deren Grossartigkeit die Procura entsetzt; die Erziehung seines Sohnes mit den Niederschriften «betreffend Zukunft». Und als ob es damit nicht genug wäre, verrennt er sich jetzt auch in ein technisches Abenteuer, um ja kein Gebiet unberührt zu lassen.

Seine Idee ist eine Panzerkanone, deren Rohr nicht durch eine Scharte geführt ist, die mit der Mündung vielmehr in einem Kugelgelenk in der Panzerplatte festgelegt ist. Der Kampf für dieses Geschütz trägt alle Zeichen seiner Altersentwicklung. Er führt ihn mit einem Eigensinn, der keinem Einwand mehr zugänglich ist, und überwirft sich endgültig mit seinem Chefkonstrukteur Gross, dessen beissende Kritik ihn empört. Von nun an verliert Krupp das Interesse für sein Kanonenbüro mehr und mehr und sieht sich nach jungen Ingenieuren um, die williger auf seine Ideen eingehen, nicht so verbohrt in ihre Gedanken wie die «Canoniker» in Essen. Dann sucht er seinen Sohn für die Panzerkanone zu begeistern; der hört dem Vater höflich, aufmerksam und geduldig zu, sorglich bemüht zu verbergen, dass er ganz auf Seiten von Gross steht. Krupp kämpft um diese verlorene Sache zwölf Jahre hindurch bis zu seinem Tode und scheut keine Mühe und keine Ausgaben, um einen Erfolg zu ertragen, während die Entwicklung über ihn hinweggeht.

Für die Gussstahlfabrik, soweit sie der Rüstung dient, beginnt eine neue Ära, in der die leichten Geschütze gegen die schweren und schwersten zurücktreten. Bei diesen hat Armstrong noch immer die Führung. Die englischen 40-cm-Geschütze der Inflexible-Klasse haben ein Gewicht von 80 t, die italienischen 45-cm-Geschütze sind noch schwerer. In dem Wettstreit zwischen Geschütz und Panzer versucht man, die immer schwereren Panzer mit immer grösseren Kalibern zu zerschmettern. So geht Essen daran, den

Kampf mit Armstrong wieder aufzunehmen. Vielleicht lässt sich, wenn die Konstrukteure gute Arbeit geleistet haben, wieder ein fröhliches Wettschiessen veranstalten.

Die räumlichen Voraussetzungen dazu sind vorhanden, seitdem die Firma Krupp den Schiessplatz von Meppen besitzt. Es ist etwas Einzigartiges, dass ein Privatmann einen eigenen Schiessplatz unterhält, aber Meppen ist nicht Krupps erster. Der erste war der bei Dülmen, 70 km von Essen entfernt. Er hatte eine Breite von 1 bis 2 km und gestattete Schussweiten von 6'000 m. Im Jahr 1874, als dieser Platz eröffnet wurde, reichte er noch aus. Die Marine und die preussische Artillerie-Prüfungskommission kamen dort hin als Gäste, da der Schiessplatz Preussens in Tegel zu klein geworden war. Drei Jahre später schießt die Krupp'sche 15-cm-Kanone beim ersten Versuch 9'025 m weit.

Im Jahr 1871 war es Krupp gewesen, der sich für den Gedanken eines eigenen Schiessplatzes begeisterte, um unabhängig von den preussischen Behörden zu werden. Für den neuen Schiessplatz von Meppen interessiert er sich kaum noch. Um das Gelände zu erhalten, müssen hundertzwanzig Pachtverträge mit hundertzwanzig Bauern abgeschlossen werden. Was das bedeutet, weiss allein der Agent Glasmeier, dem es schliesslich gelingt, hundertzwanzig Deutsche unter einen Hut zu bringen. Die treibende Kraft für den neuen Platz ist der Chefkonstrukteur Gross, der in dem preussischen Feuerwerksleutnant Pohn eine ihm ebenbürtige Hilfskraft gefunden hat.

Gross hat zwingende Gründe. Es wird notwendig, mit der neu konstruierten 35,5 cm-Kanone Trefffähigkeitsschiessen auf grosse Entfernungen zu veranstalten, denn von diesen Versuchen machen Amerika, Holland, Norwegen und die Schweiz ihre Bestellungen abhängig. Einer der Gründe, weswegen diese Staaten nicht mehr von Armstrong be-

ziehen wollen, liegt darin, dass die englische Firma nur einen Schiessstand von 50 m Länge besitzt.

Da nun der Meppener Schiessplatz vorhanden ist, verlangt Krupp, dass die englische Firma zu einem Wettschiessen aufgefordert wird, ein Gedanke, den Gross ebenso entschieden ablehnt wie Armstrong. Die Zeiten sind vorbei, in denen man seine besten Waffen ausser Landes schickt, um durch Wettschiessen für sie zu werben. Trotzdem besteht für die grossen Firmen der Rüstungsindustrie aller Länder weiter die Notwendigkeit, für ihre Fabrikate Propaganda zu treiben. Daher entschliesst sich die Firma Krupp, allein ein grosses Schauschiessen zu veranstalten, zu dem die Vertreter von achtzehn Staaten eingeladen werden. Es fehlen Frankreich und die Türkei, Frankreich aus naheliegenden Gründen, die Türkei war mit Rücksicht auf Russland nicht geladen worden, das wieder ein guter Abnehmer zu werden verspricht.

Das grosse Schauschiessen, dem viele folgen werden, findet vom 5. bis 8. August 1879 statt und geht in die Geschichte des Hauses ein als das «Völkerschieszen von Meppen», eine Bezeichnung, die ebenso verkehrt wie propagandistisch ausgezeichnet ist. Es schiessen nicht Völker, sondern allein Krupp-Kanonen. Es schiessen eine Belagerungshaubitze von 21 cm Kaliber, eine Küstenhaubitze von 28 cm und eine 40 cm-Küstenkanone, damals das stärkste Geschütz der Welt. Sie schiessen auf dem grössten Schiessplatz Europas so gut, dass alle Rüstungsfirmen der Welt alarmiert werden. Die Honneurs macht der junge Krupp, der jetzt fünfundzwanzig Jahre alt ist und einer neuen Zeit angehört, mag ihm sein Vater noch so sehr die Lehren der alten, versinkenden einprägen.

Die neue Zeit kündigt sich in diesem Jahrzehnt noch auf andere Weise an und stürzt Krupp in Sorgen, die bald alle

ändern übersteigen. Die sozialistische Bewegung tritt auf den Plan. Der «Aufbruch der Massen» nimmt sich in der Rückschau aus wie ein Elementarereignis, und so hat ihn die damals lebende Generation auch empfunden. Sie versteht, dass etwas ganz Neues hervorbricht, vor dem jegliche Erfahrung versagt. Die sozialistische Bewegung zeigt alle Symptome der Jugend. Sie ist radikal, bereit, die Brücken hinter sich abzubrechen und auf jede traditionelle Bindung zu verzichten. Das gibt ihr den Elan und die Gefährlichkeit.

Der Einbruch der neuen Idee trifft auf die goldene Zeit des Bürgertums, das nach aussen hin seiner höchsten Blüte zustrebt. Die Generation der Reichsgründung glaubt stolz auf ihre Leistungen sein zu dürfen. Die schwer erkämpfte deutsche Einheit führt sie auf ihre Hingabe an die grossen Ideale zurück, die in der Formel «mit Gott für König und Vaterland» zusammengefasst sind. Von der Not des Arbeiters hat die führende Schicht kaum Kenntnis genommen. Der Bürger, der jeden Sonntag in die Kirche geht, im Zylinder, wie es sich gehört, der den Kaiser und König als Symbol einer von Gott gesetzten Obrigkeit verehrt, ist empört, dass der Arbeiter weder von Gott noch vom König, noch vom Staat, wie er ist, etwas wissen will. Die neue Heilslehre, die dem Arbeiter als Lohn aller Kämpfe gegen die bestehende Ordnung ein irdisches Paradies verspricht, ist dem Bürger verhasster als die Pest.

Das Verhalten Krupps bei diesem Zusammenprall offenbart die Hilflosigkeit eines alten Mannes, dem sich nicht nachsagen lässt, dass er die Arbeiter und ihre Lage nicht kenne. Seine Hilflosigkeit ist die seines Standes. Obgleich er sich seiner Arbeiter und ihrer Familien auf viele Weise angenommen hat, zeigt er nicht das geringste Verständnis für die sozialistische Bewegung. Er ist förmlich nieder-

geschmettert, als ihm ein hoher Regierungsbeamter sagt, dass gerade die Gussstahlfabrik eine Brutstätte der Sozialdemokratie sei. Das hat er nicht geahnt und nicht für möglich gehalten. Nun erfährt er, dass der «kommunistische Geist» mit «Riesengeschwindigkeit» wächst, dass in den Reihen der eigenen Arbeiter das Wort gefallen ist, nur über seine Leiche komme die Sozialdemokratie zu ihrem Ziel, ein Ausspruch, in dem eine Wahrheit enthalten ist. Denn Krupp, mag er zunächst auch hilflos erscheinen, ist noch immer der Kämpfer von ehedem und ausserdem ein mächtiger Fabrikherr. Er kann, ohne Gründe angeben zu müssen, entlassen, wen er will. Er kann morgen die Fabrik schliessen und siebzigtausend Menschen brotlos machen. Es gibt keine Macht, kein Gesetz, die ihm das verwehren könnten. Krupp ist zum Kampf entschlossen, überzeugt, dass das Endziel der neuen Bewegung der Umsturz ist, womit er wiederum weiter sieht als die meisten seiner Zeitgenossen. Darum verlangt er, dass nun endlich das von ihm immer geforderte Überwachungssystem in der Fabrik gründlich durchgeführt werde, dass jeder, der verdächtig ist, mit der Sozialdemokratie auch nur zu sympathisieren, fristlos entlassen werde, er mag der tüchtigste Arbeiter der Fabrik sein. Er will also die «Gesinnungsschnüffelei», das, was man heute das Spitzelsystem nennt, und zieht sich dadurch den unauslöschlichen Hass einer Partei zu, die eines Tages zusehen muss, wie im Namen der Lehren von Karl Marx das grösste Spitzelsystem aller Zeiten aufgerichtet wird.

Die Procura allerdings setzt sich gegen seine Pläne heftig zur Wehr. Wochenlang dauert die Auseinandersetzung zwischen dem Hügel und Essen, bis Krupps Eifer erlahmt. Es wird also auch weiterhin unter den zehntausend Arbeitern der Gussstahlfabrik viele Sozialdemokraten geben. Krupp aber, der grosse Einzelgänger, tut nun etwas, was er

noch nie in seinem Leben getan hat: er sucht Anschluss an andere Unternehmer, um mit ihnen gemeinsam Abwehrmassnahmen zu beraten.

Er begrüsst auch das Sozialistengesetz Bismarcks, das später so hohnvoll kritisiert worden ist. Es ist von diesem immer nur als Notmassnahme verstanden worden, damit er Zeit gewänne für seine grosse soziale Gesetzgebung. Bismarck und der liberale Staat sind nicht darauf aus, die Polizeigewalt aufzurufen. Der Reichstag lehnt den ersten Entwurf des Sozialistengesetzes ab. Dann lösen die beiden Attentate auf den greisen Kaiser den Gegenschlag aus. Die sozialdemokratische Versammlungs- und Organisationstätigkeit wird lahmgelegt und die Agitation in der Presse unterbunden.

Das Sozialistengesetz bleibt nicht ohne Erfolg. Das Wachstum der Partei wird zunächst gehemmt. Dann freilich kann sich die sozialdemokratische Partei unter dem Druck dieses Gesetzes festigen, ihre geheime Agitation arbeitet nur lebendiger, sie wird noch radikaler, noch entschiedener gegen den Staat gerichtet, der sie unterdrücken will. 1884 verfügt sie über fünfhundertfünfzigtausend Stimmen. Das innerpolitische Leben Deutschlands hat bis zum ersten Weltkrieg seine Akzente durch das Anwachsen dieser Partei auf über drei Millionen Stimmen erhalten. Krupp verzeichnet befriedigt, dass mit der Annahme des Sozialistengesetzes das «Aufwiegeln und das Hetzen» – beides sind ja die Kampfmittel der Bewegung – wenigstens von der Oberfläche des Volkslebens verschwindet. Die Beruhigung ist allgemein. Als neue Wahlen beweisen, dass es fast noch ebenso viele Sozialdemokraten wie früher gibt, bleibt die Öffentlichkeit erstaunlich gelassen. Auch stellt sich bald heraus, dass die Kassandrarufer zum mindesten verfrüht waren. Die Kräfte der Sozialisten reichen nicht zum Umsturz aus, nicht ein-

mal zum Versuch einer Revolution. Um diese Welt aus den Angeln zu heben, wird es ganz anderer Mächte bedürfen j das Bürgertum geht seiner grössten Zeit erst entgegen.

In diesem Jahrzehnt der grossen Wandlungen altert Krupp zusehends, er wird starrer und trägt einen abgründigen Pessimismus zur Schau. Als die Schwerindustrie Abkehr vom Freihandel und Schutzzölle fordert, da Deutschland der «Schuttabladeplatz» für alle Waren des Auslandes geworden sei, meint Krupp, man müsse es dem Kaiser drastisch sagen:

«Wenn keine Schutzzölle kommen, dann wird ein Werk nach dem andern eingehen, und die Eisenindustrie wird absterben, die Eisenwerke werden den zerstörten Ritterburgen gleichen und ich verhehle nicht, dass dasselbe Schicksal mein Etablissement treffen wird. Vielleicht wird meinem Nachfolger nichts übrigbleiben als die Kraft, nach Amerika auszuwandern.»

Krupp nähert sich jetzt seinem siebzigsten Lebensjahr, der Umgang mit ihm wird nicht leichter. Die Procura sieht sich durch die ständigen Störungen vom Hügel her von Jahr zu Jahr mehr in ihrer Tagesarbeit behindert. Neben den laufenden Geschäften bleibt ihr für seine skurrilen Anwandlungen umso weniger Zeit, als sie die schweren Anleihebedingungen erfüllen muss. Selbst Longsdon und Meyer stellen sich gegen Krupp. Der antwortet damit, dass er noch mehr Zettel mit Anweisungen, Mahnungen und Drohungen nach Essen sendet. Da wenig oder nichts darauf geschieht, gerät er immer mehr in die Rolle des grollenden Alten auf dem Hügel. Aus der Fabrik hat er sich ganz zurückgezogen und denkt nicht daran, dort noch einmal tätig zu werden. Selbst von seinen ältesten Mitarbeitern duldet er keinen Widerspruch. Als ihm entgegengehalten wird, dass er doch so eine unüberbrückbare Kluft schaffe, antwortet er wie ein

eigensinniges Kind: «Ich dulde nicht die Existenz einer Kluft – auch will ich gar nicht mehr genötigt sein, mit irgendjemandem mich zu zanken, dafür will ich einen Vertreter haben.» Immer häufiger weigert er sich, Mitarbeiter persönlich zu empfangen, aber er ist unermüdlich, zu schreiben und schreibend zu verletzen, um, wenn er einmal gestellt wird, zu antworten, er wisse nicht mehr, was er geschrieben habe, es sei aber nicht böse gemeint gewesen. In seiner Vereinsamung auf dem Hügel bemerkt er nicht, dass die Firma allmählich ihre Lage meistert, dass sie sich auch in ihrer Organisation festigt. Die ihm nahestehen, seine Gattin und sein Sohn, spüren seine wachsende Verbitterung, aber auch sie wissen nichts, was ihn aus dem Kreis lösen könnte, in den er sich selbst gebannt hat.

DER JUNGE KRUPP

Bis zur Gründerkrise haben von den Mitarbeitern Krupps nur zwei wesentlichen Einfluss auf das Gesamtunternehmen ausgeübt, Alfred Longsdon und Carl Meyer, und beide gehörten bis zu diesem Zeitpunkt nicht einmal der Procura an. Diese war nur ausführendes Organ für den alles beherrschenden Willen Krupps. Auch ihre besten Vertreter wie Albert Pieper und Ernst Eichhoff verzehrten sich in dem Bemühen, in seinem Sinn zu handeln, wohl wissend, welche enge Grenzen ihnen für ein selbständiges Arbeiten gezogen waren. Erst während und nach der grossen Krise ist Krupp dazu übergegangen, die Procura als selbständiges Gremium, als eine Eigenverwaltung der Gussstahlfabrik auszubauen. Mit entscheidend war dabei der Gedanke, seinem Sohn einen Kreis verlässlicher und ihrer Aufgabe gerechter Männer zu schaffen für die nun unabweislich kommende Zeit des Übergangs, in der nach den Gesetzen der Natur und nach Krupps eigener Auffassung der Vater zurückzutreten und der Sohn in sein Arbeitsgebiet hineinzuwachsen hatte.

So klar sich Krupp auch über das Ziel ist – verwirklichen kann er es nur auf seine Weise, ohne System, dieses und jenes aufgreifend, ungeduldig drängend, voll ewig wachen Argwohns und nie ganz überzeugt, die richtige Wahl getroffen zu haben. Auch sein Zurücktreten wird immer wieder durch unerwartete Vorstösse und Einschaltungen unterbrochen, denen Zeiten überraschender Gleichgültigkeit folgen.

Sein uneingeschränktes, nie getrübtetes Vertrauen behält allein Longsdon, dem Krupp eine echte Freundschaft entgegenbringt. Noch bevor die grosse Anleihe aufgenommen ist, beruft er ihn in die Procura, obgleich er weiss, dass Longsdon nicht zu bewegen ist, länger als für wenige Wochen England zu verlassen. Longsdon allein verstand es, sich unabhängig zu halten, seit er im Jahre 1856 die Arbeit für Krupp begonnen hatte. Dieser Engländer, der kein Wort deutsch spricht, gibt niemals seine Reserve auf, er hat den weltweiten Horizont, wie ihn zu dieser Zeit nur die Männer des Britischen Empire besitzen. Krupp liebt sein Phlegma und seine Abneigung gegen den kleinsten Streit, wie seine Art, nicht zu widersprechen, aber schweigend nein zu sagen; er schätzt seine strenge Sachlichkeit, die sich auf umfassende technische Kenntnisse und Erfahrungen stützt, seine profunde Urteilskraft, die sich durch nichts verwirren lässt, und seine unbedingte Zuverlässigkeit und Treue. Niemals entschlüpft Krupp ihm gegenüber ein unbedachtes oder gar verletzendes Wort. Er, der sich sonst so leicht gehen lässt, der die grössten Köpfe in Essen mit ungerechten Vorwürfen überfällt, der selbst vor Kaisern und Königen seine Worte nicht auf die Goldwaage legt – hier ist er vorsichtig bis zur Ängstlichkeit. Die Verdienste Longsdons um die Firma – das weiss er wohl – sind mit Geld nicht auszugleichen. Als Longsdon seine Arbeit für Krupp aufnahm, war England das beherrschende Industrieland der Welt, dessen Gussstahlmonopol zu erschüttern aussichtslos erschien. Aber in wenigen Jahren setzt Longsdon den nahtlosen Radreifen in England und dessen Kolonien durch und bricht fast allen Krupperzeugnissen Bahn. Er stellt die Verbindung zwischen Krupp und Bessemer her, und nur weil Krupp Longsdons Urteilskraft unbedingt vertraut, entschliesst er sich sofort, das neue Verfahren zu erproben. Auch ist es

Longsdon, der ihn auf die spanischen Erzlager bei Bilbao aufmerksam macht, immer dem Neuen zugewandt und mitten im technischen Fortschritt stehend.

Anders ist Krupps Verhältnis zu Carl Meyer, den er fast um dieselbe Zeit wie Longsdon für sich verpflichtete. Sein Griff nach dem unbekanntem Berliner Buchhändler war eine äusserst glückliche Wahl, und Carl Meyers Aufstieg in Berlin wurde eine der glänzendsten industriellen Karrieren. Dieser zierliche, nervöse, regsame Mann verfügt über eine Intelligenz, deren Anpassungsfähigkeit nur durch die Entschiedenheit und Zähigkeit seines Willens übertroffen wird. Ohne Furcht, auch Krupp gegenüber, handelt er gern auf eigene Verantwortung und nach eigenem Ermessen und nimmt die manchmal sehr scharfen Zurechtweisungen Krupps hin, ohne von seiner Linie zu weichen. Sein Schicksal ist der ewige Kampf mit den preussischen Behörden, deren Begrenzungen er wie kein anderer kennt. Er verfügt über die grosse Kunst, auf anderen Wegen zum Ziel zu kommen, wenn die von Essen aus eingeschlagenen nicht zum Erfolg führen. Gleich gewandt in Wort und Schrift, siegt Carl Meyer durch die Überzeugungskraft, die dem gesunden Menschenverstand innewohnt. Seine Berufung in die Procura hat Krupp nicht wie die Longsdons freiwillig verfügt, aber auch der durch die Anleihe-Ereignisse Verbitterte muss die Wirksamkeit Meyers im Rahmen des Revisionsbüros als Segen erkennen. Nur ist Meyer in Berlin ebenso unentbehrlich wie Longsdon in London. Nun wirken beide unmittelbarer und stärker auf den Geschäftsgang in Essen ein, aber endgültige Befreiung von seinen Sorgen kann Krupp durch ihre Berufung in die Procura nicht erwarten.

Diesen beiden Männern soll nach dem Wunsch des Vaters der Sohn sein Vertrauen ohne Vorbehalt schenken. Sie sind

in dieser Zeit des Übergangs tatsächlich die einzigen festen Punkte einer Welt, die dem jungen Krupp verworren erscheinen muss. Krupp legt sich in seiner Kritik an den Leitern der Firma auch dem Sohn gegenüber nicht die geringste Zurückhaltung auf, niemand ist vor seinen herabsetzenden Äusserungen sicher, mit Ausnahme Longsdons. Es bleibt dem Sohn überlassen, wie er die ätzenden Urteile des Vaters verarbeitet, ob er Anmassung daraus herleitet oder Widerstand gegen den Vater. Friedrich Alfred Krupp wächst, ohne einer dieser Gefahren zu verfallen, zwischen den oft verbitterten Parteien zu einer frühen Reife. Immer gezwungen, sich als rechte Hand des Vaters mit so viel älteren, lebenserfahrenen Männern auseinanderzusetzen, erwirbt er die Kunst der Menschenbehandlung. In einem Alter, da andere zufrieden sind, wenn sie sich eben zurechtfinden und mit ihrer Person keinen Anstoss erregen, lernt er, wieviel sich den Menschen abgewinnen lässt, wenn man nur versteht, sie nach ihrer Art zu nehmen und wirken zu lassen. Schon von Hause aus kein Egoist und niemals verführt von den Verlockungen der Macht, die ihm eines Tages doch zufallen muss, wird er durch die Eigentümlichkeit seiner Stellung, die schwebend und ungewiss bleibt, nur noch mehr von sich abgelenkt. In dieser einzigartigen Lehre, in der sein Vater nur ein Faktor ist unter vielen, schafft er sich aus eigenem Antrieb und eigener Veranlagung die Voraussetzungen zu seiner späteren selbständigen Tätigkeit. In den fünfzehn Jahren, die ihm für seine uneingeschränkte Wirksamkeit bestimmt sind, wird sich das väterliche Unternehmen verdoppeln.

Die Geschicklichkeit des jungen Mannes, der des schönsten Vorrechtes der Jugend, der harmlosen, vertrauenden Offenheit, beraubt ist, wird bei einem Streit Alfred Krupps mit seinem Kanonenkonstrukteur Gross offenbar, der des-

halb gefährlich ist, weil Gross der Schroffheit Krupps in nichts nachgibt. In das Kanonenbüro ist auf Betreiben Krupps der preussische Major von Trautmann als artilleristischer Berater berufen worden, wobei Krupps Hintergedanke unverkennbar hervortritt, sich in Trautmann einen Bundesgenossen gegen Gross zu schaffen, der seine Panzerkanone in Grund und Boden kritisiert hat. Zu den daraus entstehenden Spannungen schreibt der zweiundzwanzigjährige Krupp an den Major:

«Mein lieber Major! Sie werden wissen, dass mein Vater von mir seine Schreiben ans Ressort verlangt hat, welche über Gasabschluss am Geschossboden, Führung und Zentrierung des Geschosses und Ausfütterung des Geschosslagers bez. Pulverkammer mit Blech handeln (und über Progressiv Drall).

Über diese Fragen will er nun mit Ihnen reden, weil er hofft, in Ihnen einen Gleichgesinnten zu finden.

Diese ganz privaten Zeilen schreibe ich in der Hoffnung, das Gute zu fördern, aber auch böse Folgen zu vermeiden. Ich bitte zuvörderst, mir nicht übel zu nehmen, wenn ich Dinge erwähne, die sich teils von selbst verstehen und teils als von geringer Bedeutung erscheinen möchten, die aber nichtsdestoweniger meinem Vater gegenüber von Wichtigkeit sind. Ehe Sie sich in eine Diskussion einlassen, lassen Sie sich die ganzen Akten zur Einsicht geben. Sie werden darin viele Fragen von Gross beantwortet finden. Meistens werden Sie, soweit ich Sie kenne, wohl derselben Meinung wie Gross sein und in solchem Fall ist es immer am besten, wenn die Antworten harmonieren. Ich will hiermit vermeiden, dass mein Vater glauben möchte, Ihre und Gross' Ansichten gingen auseinander, wo sie im Grunde übereinstimmen. Mein Vater fällt leicht in diesen Irrtum und das richtet die grösste Verwirrung an und muss möglichst vermieden werden. Wo Sie wirklich anderer Meinung sind, da müssen Sie sie natürlich auch

rückhaltlos äussern und ich bitte Sie, ja nichts zuzugestehen, wo Sie anderer Meinung als Vater sind.

Heute bin ich zum ersten Mal wieder ausgegangen nach einem mehrwöchigen Krankenlager. Sagen Sie also bitte meinem Vater nichts von diesem Brief. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden. Sprechen Sie, wie Sie denken. Wenn Sie aber mit Herrn Meyer über diese Zeilen sprechen wollen, so ist mir das sehr recht.

*Herzlichen Gruss und nehmen Sie diese Zeilen nicht übel
Ihrem ganz ergebenen* *F.A. Krupp»*

Der Sohn weiss, dass der Vater jedes Abweichen von seiner eigenen Meinung, selbst schon einen wohlgemeinten Vorschlag oder Rat, damit zu beantworten pflegt, dass er von Besserwissern, unbotmässigen Dienern und von unerträglichem Trotz spricht. Später, als Friedrich Krupp längst das väterliche Unternehmen leitet, äussert er sich über diese bittere Zeit in seiner wägenden Behutsamkeit: unter den hohen Ansprüchen seines Vaters seien diese Lehrjahre nicht leicht gewesen, und von den unvermeidlichen Reibungen eines so grossen Betriebes sei er selbst nicht verschont geblieben. Solche Reibungen würden aber nur dann dem Ganzen nicht zum Nachteil gereichen, wenn der Chef selbst es verstünde, sie auszugleichen. Als er selbst nur ein Glied in der Kette gewesen sei, habe er gelernt, wie es unter so un- ausgeglichenen Verhältnissen den leitenden Beamten zu Mute wäre. In Wahrheit hat er viel mehr gelernt als dieses, vor allem die Fähigkeit erworben, einen Betrieb aus sich wachsen zu lassen, was mehr Selbstkritik und richtige Menscheneinschätzung zur Voraussetzung hat, als Alfred Krupp gegeben war.

Jetzt, da Friedrich Alfred Krupp noch mitten in den Schwierigkeiten steht, ist er darauf angewiesen, sich immer wieder veränderten und unerwarteten Lagen anzupassen. Je-

der Fall bringt Überraschungen, es gibt kein Universalrezept, nach dem er den Vater behandeln kann. Einer der wenigen, denen Krupp auch nach der Gründerkrise noch sein Vertrauen schenkt, ist Soplus Goose, der kluge Jurist, der ihm das General-Reglement schliesslich zu seiner Zufriedenheit geformt hatte. Das hindert nicht, dass er auch mit ihm über eine Nichtigkeit in Streit gerät.

Der Anlass zur Vertrauenskrise gegen Goose wird das verspätete Eintreffen eines Berichtes, den Alfred Krupp schon einen Tag früher auf dem Hügel erwartet hatte. Der Sohn ist nicht anwesend und kann daher nicht gleich eingreifen; einen Fernsprecher, über den leicht eine Klärung hätte herbeigeführt werden können, gibt es noch nicht. Als Krupp nach einer schlaflosen Nacht den Bericht Gooses erhält, versieht er ihn mit groben Anmerkungen und schickt ihn so an die Procura zurück. Die Folge ist, dass Goose, der vielen Kränkungen müde, den Abschied fordert. In der Verwirrung schafft der junge Krupp auf seine Weise Ordnung. Er ruft einen Vetter seines Vaters herbei, den alten Eisenbahnpräsidenten Rennen, damit er den Vater beruhige; er geht den einzelnen Geschäftsgängen nach und sieht, dass Goose an der verspäteten Absendung des Berichtes unschuldig ist; er stellt ein Aktenstück zusammen, das über den Ablauf der Ereignisse Klarheit schafft, so nüchtern, so unpersönlich, so fern auch nur einem Anschein von Vorwurf nach irgendeiner Seite hin, dass beide Parteien sich stillschweigend bescheiden.

Aus dem Aufbau der Procura ergeben sich weitere Aufgaben für den Sohn, die nicht geringere Anforderungen an ihn stellen. Krupp sucht sein «alter ego», sein zweites Ich, das er an die Spitze des Unternehmens stellen will, wo es genau so handeln soll, wie er es tun würde. Diese eigenständige Persönlichkeit, die aber genau so konstruiert sein

soll wie der, der sie sucht, will sich nicht finden lassen, obgleich sich Krupp überall hin wendet, nach Berlin, nach Stuttgart, in den Rheingau, selbst nach England. Inzwischen behilft er sich mit Teillösungen. Er beruft den württembergischen Oberbergrat Ehrhardt, einen ausgezeichneten Fachmann für das Hüttenwesen. Schwieriger ist es, den Finanzrat Gussmann zu gewinnen, der an die Spitze des Revisionsbüros treten soll. Mit dem Auftrag, seine Freigabe vom württembergischen Finanzministerium zu erreichen, wird der jetzt dreiundzwanzig Jahre alte Sohn nach Stuttgart geschickt. Er verhandelt mit dem Finanzminister so glücklich, dass dieser an den Vater schreibt, der Sohn habe die Interessen des Hauses mit solcher Umsicht, Liebenswürdigkeit und Energie vertreten, wie es Krupp selbst nicht besser vermocht hätte. Gussmann wird nach kurzer Einarbeitung alsbald in die Procura berufen und dient dem Hause zwanzig Jahre lang.

Erst im Jahr 1879 findet Krupp den Mann, den er für fähig hält, an die Spitze der Procura zu treten. Es ist dieses der Generaldirektor der sächsischen Eisenbahnen, der Geheime Finanzrat Jencke, in der Tat eine überragende Persönlichkeit. Mit Jencke beginnt insofern eine neue Ära, als unter seiner Leitung die Procura und später das Krupp'sche Direktorium ihre eigentümliche Stellung finden, die sie nur bei den grossen Fragen zur Rücksprache mit dem Firmeninhaber verpflichtet. Jencke, wie Krupp ein glänzender Reiter und diesem schon darum sympathisch, besitzt alle Gaben, um sich in dem Gremium von bedeutenden, eigenwilligen und selbstbewussten Männern, die in der Leitung des Unternehmens stehen, das notwendige Ansehen zu verschaffen – ein Weltmann im besten Wortsinn, ein glänzender Organisator und ausgezeichnete Kaufmann, als selbständige Persönlichkeit immer bereit, Verantwortung auf

sich zu nehmen. Mit Jencke tritt Beruhigung ein. Seine grosse Sicherheit und natürliche Autorität schliessen es aus, dass man ihm Szenen machen kann. Auch für die Stellung des Sohnes bringt er eine erwünschte Erleichterung, da seine Vermittlertätigkeit nun weniger in Anspruch genommen wird. Bis zum Todesjahr Friedrich Alfred Krupps, dem Jahr 1902, bleibt Jencke praktisch der Leiter des Weltunternehmens. Er versteht es, das Vertrauen des Vaters und des Sohnes in gleicherweise zu gewinnen und sich durch die Jahrzehnte zu erhalten. Eine einzigartige Laufbahn – schon mit fünfundreissig Jahren wurde Jencke an die Spitze der sächsischen Eisenbahnen berufen – findet hier ihre Krönung. Die umwälzenden technischen und industriellen Entwicklungen fallen ja erst in die zwei Jahrzehnte vor der Jahrhundertwende, und wenn die Firma Krupp sie mit unvergleichlichen Erfolgen wahrgenommen hat, so ist dafür das Direktorium, seine Leitung und Zusammensetzung von grösster Bedeutung gewesen.

Die Jahre vor dem Eintritt Jenckes gehören zu den schwierigsten im Leben des jungen Krupp. Da ist zunächst die Episode seines Einjährig-Freiwilligen-Dienstes beim Badischen Dragonerregiment Prinz Carl in Karlsruhe. Es ist dieses wohl der einzige Streich, den Friedrich seinem Vater gespielt hat. Er, der wegen «Kurzsichtigkeit, asthmatischer Anfälle und Fettleibigkeit» vom Militärdienst befreit worden war, meldet sich heimlich zum zweiten Mal und setzt den Gestellungsbefehl durch. Im Zwang des Militärdienstes sucht er Befreiung vom väterlichen Zwang. Krupp steht diesem Ereignis fassungslos gegenüber. Es kann ihm unmöglich entgehen, dass der Sohn bei dieser Einberufung selbst die treibende Kraft ist. Und wie soll er, der Waffenschmied Deutschlands, der Haltung seines Sohnes entgegenreten, die diesem nach allen Begriffen und Vorstellungen

der Zeit nur zur Ehre gereicht? Friedrich Alfred Krupp fühlt sich wohl als Rekrut. Die körperlichen Anstrengungen bekommen ihm, eine Welt, die, gemessen an den Verhältnissen in der Fabrik, erlösend einfach ist, kann ihm nur zusagen. Als die ärztlichen Berater dem Vater ihre Bedenken vortragen und durchblicken lassen, dass es bei den Beziehungen des Hauses kaum schwer sein könne, die Freistellung des Sohnes zu erlangen, soll Krupp geantwortet haben, man dürfe nicht sagen, dass Krupp seinen Sohn beim Kaiser vom Militärdienst freigebettelt habe, ein Ausspruch, der dadurch nicht an Glaubwürdigkeit gewinnt, dass der junge Krupp plötzlich aus dem Militärdienst entlassen wird. Es ist für ihn ein niederschmetternder Schlag gegen sein Selbstbewusstsein. In Karlsruhe hatte er sich Überwindung seiner körperlichen Schwächen erhofft, die ihm nach seiner Wesensart mehr bedeuteten als nur physische Hemmungen. Wenn in ihm ein Ehrgeiz war, dann der, durch Selbstüberwindung zu einem frischen Jungmannestum zu kommen, wie es seinem Alter entsprach. Er weint wie ein Kind, als er entlassen wird. An der Sache hat es nichts geändert. Der egoistische alte Mann auf dem Hügel freut sich, den Sohn wieder zu haben, überzeugt, dass die Gussstahlfabrik jedes Opfer wert ist.

Wieder beginnt für den jungen Krupp das zwischen dem Hügel und Essen aufgespaltene Leben in der gedrückten Atmosphäre, die Alfred Krupp über sein ganzes Reich breitet. Der Sohn tut wie zuvor, was ihm aufgetragen, drängt aber nun entschiedener nach eigener, vom Vater losgelöster Tätigkeit. Darin ist er ein echter Krupp, dass ihn am meisten der Stahl und die Schmelzöfen anziehen und besonders die Vorarbeiten, die in den Forschungsanstalten und Laboratorien des Hauses geleistet werden. Klarer als der Vater erkennt er den Wert systematischer wissenschaftlicher

Arbeit für den modernen Industriebetrieb. Die Zeiten, wo autodidaktische Kenntnisse genügten, sind vorüber. Friedrich Alfred Krupp sucht die jungen Wissenschaftler auf, die inzwischen, ohne viel Aufsehen zu erregen, ihren Platz in der Fabrik eingenommen haben. Alles, was in ihm nach Gründlichkeit, nach abgerundetem Wissen strebt, wird dort auf das lebhafteste angesprochen. Im Gegensatz zum Vater ist er der Meinung, dass es für den Chef des Unternehmens nur gut sein kann, sich über die Grundlagen der Stahlerzeugung ein eigenes Urteil zu bilden. Noch immer besitzt das Riesenwerk keinen «technischen Prokuristen». Die technische Oberleitung ruht lose in den Händen des grundgescheiten und tüchtigen Longsdon, der inzwischen auch ein alter Mann geworden und nur selten in Essen ist. Wenn der Sohn den Vater vorsichtig auf dieses Problem anspricht – und das geschieht häufiger –, dann hört er nur die wohlvertrauten Antworten, dass nichts gefährlicher sei, als die Fachleute mit ihrem Dünkel hochkommen zu lassen.

Dabei weiss Alfred Krupp sehr wohl, dass der technische Stand der Gussstahlfabrik nicht mehr auf der Höhe der Zeit ist. Er hatte es schon eingesehen, als er sich im Jahr 1874 von Richard Eichhoff, einem Vetter seiner Frau, trennte, der zwanzig Jahre lang als Chef des Stahlressorts für eiserne Disziplin gesorgt hatte, aber selbst kein Techniker und hartnäckig allen Neuerungen abhold war. Doch für einen neuen Geist ist damit die Bahn keineswegs frei geworden. Es sind noch viele «der Alten» da, wie Karl Uhlenhaut, der vor zwanzig Jahren als junger Chemiker für das metallurgische Fach verpflichtet wurde und jedem technischen Fortschritt eigensinnig im Wege steht.

Alfred Krupp, der einst so extreme Neuerer, zeigt nicht das geringste Verständnis für die Kritik seines Sohnes, der die Zustände im Stahlressort als rückständig bezeichnet und

damit zweifellos das Richtige trifft. Viel lieber sähe er es, dass der Sohn sich für die Verwaltung und das Finanzwesen interessierte, stösst aber da auf einen Widerstand, den er nicht überwinden kann. Friedrich Alfred Krupp holt sich vielmehr Fachlehrer für seine Interessengebiete, erwirbt sich Kenntnisse vor allem in Chemie und ist immer häufiger in den mechanisch-chemischen Versuchsanstalten der Fabrik zu finden, wo er mit Aufmerksamkeit Versuche und Berechnungen verfolgt, die dem Produktionsprozess vorhergehen.

Rückständig und den Erfordernissen der Fabrikation, insbesondere für die grossen Güsse, nicht mehr gewachsen ist auch die Giessereitechnik. Hier bleibt es nicht bei einem theoretischen Interesse des jungen Krupp. Seine Versuche mit flüssiger Kohlensäure in den Schmelzbetrieben machen zuletzt sogar auf den Vater Eindruck. Angesichts solchen Eifers geht Krupp langsam dazu über, seinen Sohn mit wichtigeren Aufträgen zu betrauen und ihn enger mit dem Geheimrat Jencke arbeiten zu lassen. Diese Periode ist durch einen übersteigerten Pessimismus des Alternden gekennzeichnet. Es beängstigt ihn, dass die Schienenpreise sinken, dass die deutschen Bahnen ihren Bedarf teilweise auch im Ausland decken; die gewaltigen Bestellungen auf Schienen, die jetzt aus Amerika kommen, gelten ihm nichts. Noch trostloser erscheint ihm die Zukunft, als er von erfolgreichen Versuchen im Martinwerk I, der grossen Probieranstalt der Fabrik, hört. Nach mühevollen Arbeiten ist es dort gelungen, im sogenannten Waschprozess von Bender und Narjes ein weiches Flusseisen aus phosphorhaltigen Erzen herzustellen. Das eröffnet die Möglichkeit, die hochwertigen Erze der Lahn- und Siegggruben der Firma für andere Zwecke aufzuspüren. Dieses Verfahren, das sich bald allgemein durchsetzen wird, bedeutet in der Vorstellung Krupps den Verlust seines Hütten- und Grubenvermögens. Die Kapitalien,

die er in den spanischen Erzgruben investiert hat, werden verloren sein, und dem Krach der Gründerkrise wird ein noch grösserer folgen. Das sind die Gedanken, die der Vater dem Sohn immer wieder darlegt. Der junge Krupp mag zusehen, wie er seine eigene junge Zuversicht mit den Unkenrufen des Vaters in Einklang bringt.

Nicht weniger verwirrend sind die Kämpfe um die Einführung des Thomasprozesses, der nun für einige Zeit in Essen zum Hauptthema wird. Wiederum handelt es sich um eine Erfindung, die die Stahlwelt revolutioniert. Schon ist man in den lothringischen Erzgruben und auch hie und da an der Ruhr zu diesem Verfahren übergegangen, welches das Verhütten phosphorhaltiger Erze ermöglicht. Für Krupp stellt sich die Frage, ob er, gestützt auf seine spanischen Gruben und die Erwerbungen, die er seit 1870 gemacht hat, beim Bessemerstahl bleiben soll. Jetzt gellt es ums Ganze, um die besondere Stellung Krupps in der Schwerindustrie. Durch die grossen Schienenaufträge und die ständige Vergrösserung des Bessemerwerks ist Krupp in die erste Reihe der gemischten Werke getreten. Neben der Geschützfabrikation und der Erzeugung von Qualitätsstahl spielen Hochöfen, Gruben, Erze und Kohlen eine fast ebenso wichtige Rolle. In diesen Auseinandersetzungen steht der junge Krupp entschieden auf Seiten der Neuerer. Es ist wahrhaftig eine Schicksalsfrage, die über den zukünftigen Weg der Firma entscheidet. Jetzt aber zeigt sich, dass Alfred Krupp wirklich alt geworden ist. Er kann sich nicht mehr entschliessen, die Frage wird vertagt und der künftigen Entwicklung überlassen. Sie wird von Friedrich Alfred Krupp beantwortet werden durch die Gründung der Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, die noch heute in Blüte steht.

Unter solchen Bedingungen tritt der junge Krupp, immer geleitet von seiner ruhig wägenden Vernunft und dem

Willen, aus jedem Erlebnis das Beste zu gewinnen, in das wichtigste Stadium seines Werdeganges. Eine Reise nach Petersburg mit Jencke bringt ihm eine gnädige Audienz beim Zaren Alexander II., dem «Zar-Befreier», der die Leibeigenschaft in Russland aufhob, kurz darauf aber von Terroristen ermordet wurde. Friedrich Alfred Krupp lernt, sich in der grossen Welt zu bewegen und seiner Schüchternheit Herr zu werden. Der russischen Reise folgen andere, vor allem nach Malaga, die seine immer noch schwankende Gesundheit festigen sollen. In Essen erwarten ihn die immer gleichen Verhältnisse. Der Vater hat jetzt sogar Schwierigkeiten mit Longsdon, der zur Reorganisierung der Eisengiesserei einen englischen Meister mitgebracht hat. Dieser ist, abgesehen von seinen Fähigkeiten, auch ein Meister an Überheblichkeit, sodass es zu einer Palastrevolution gegen ihn kommt. Krupp fürchtet, Longsdon zu verstimmen, worauf Friedrich Alfred den Auftrag erhält, die Sache «irgendwie» beizulegen.

Aber das sind im Grunde nur kleine Zwischenfälle, unangenehm im Einzelnen, aber ohne Gewicht. Grössere Sorge bereitet die Ehe des Vaters. Fern liegen die Zeiten, in denen Alfred Krupp die Rücksicht und Fürsorge in Person war, so fern, dass der achtundzwanzigjährige Sohn kaum noch eine Erinnerung daran hat. Alfred Krupp leitet aus der Liebenswürdigkeit der Gattin nur das Recht her, sich ihr gegenüber keinen Zwang anzutun. Selbst von ihr mag er einen Widerspruch nicht mehr ertragen. Bertha Krupp aber ist nicht gesonnen, sich zu einer bedeutungslosen Rolle im eigenen Haus verurteilen zu lassen. Sie ist der Meinung, dass, gerade weil niemand mehr dem grossen Krupp zu widersprechen wagt, es ihre Pflicht sei, ihm entgegenzutreten, wenn er jedes Gefühl für Mass und Einsicht verliert. Das führt freilich nur zu unliebsamen Auftritten, unter denen

der Sohn ebenso wie die Mutter leidet, ohne hier auch das Geringste ausgleichen zu können.

Es ist nicht nur diese Ehe, die zerfällt, da ist eine zerfallende Welt schlechthin, auf dem Hügel wie in Essen, wenigstens wenn man in die Herzen der Menschen blickt, mag auch die Fabrik gedeihen. Das Glück ist dem Hause ferner denn je. Carl Meyer ist des Treibens völlig müde. Er hat sich im Dienst des Hauses aufgezehrt und sehnt sich nur noch nach der Stille des Abends. Mit den preussischen Behörden, die er ein Leben lang meisterlich zu behandeln gewusst hat, mögen nun andere fertig werden. Seine Nerven sind den Aufgaben nicht mehr gewachsen und noch weniger der nörgelnden Kritik Krupps. Auch Sophus Goose geht; er, der einst Krupp am besten zu nehmen verstand, ist nach zehn Jahren am Ende seiner Kräfte. Henry Haass, Krupps Vertreter in Paris durch lange Jahre, stirbt. Der Sieg von 1871 wurde seine grosse Niederlage, für Krupp ist Frankreich verlorenes Land. Man vergisst dort nichts, nicht die Ballonabwehrkanone von Paris, nicht die Krupp-Kanonen von Sedan. Sein Nachfolger wird Menshausen, der kluge, sprachgewandte Freund Friedrich Alfred Krupps von seiner ägyptischen Reise her. Auch Ernst Eichhoff stirbt, der zwanzig Jahre ältere Bruder von Bertha Krupp. Krupp will nicht daran erinnert werden, dass alle Menschen sterben müssen. Er hängt an dieser Erde, die er auf seine Weise bebaut hat, mit immer gleicher Zähigkeit, mag sie ihm auch noch so wenig Freuden spenden. Ernst Eichhoff war einst, als er ihn in die Procura berief, seine grosse Hoffnung, und nun ist er tot. Mehr ist darüber von Krupps Seite nicht zu sagen.

Angesichts dieser Ereignisse hält Krupp die Zeit für gekommen, seinem Sohn die Stellung in der Fabrik zu geben, die er ihm schon lange versprochen hat. Er beruft ihn

in die Procura, und gleichzeitig erlaubt er ihm, die Technische Hochschule in Braunschweig zu besuchen, nicht ohne Murren, denn er ist noch immer der Ansicht, dass gründliche Fachkenntnisse nur Dünkel erzeugen. Der Sohn aber muss die bittere Erfahrung machen, dass es für ihn doch zu spät geworden ist, seine wissenschaftliche Ausbildung zu vervollkommen oder gar abzuschliessen. Die wenigen Monate des Jahres 1882, die er in Braunschweig zubringt, lassen ihn erkennen, wieviel er durch den Starrsinn des Vaters versäumt hat. Aber auch aus den Braunschweiger Erfahrungen zieht er eines Tages seinen Schluss, indem er in Essen der Wissenschaft alle Tore öffnet.

Wenn auch Braunschweig nur eine Episode bleibt, so hält doch in diesem Jahr das Schicksal eine Entschädigung bereit, nicht nur für den verfehlten Bildungsgang, sondern für alles grosse Ungemach dieser Kindheit und Jugend. Es gelingt Friedrich Alfred endlich, die Erlaubnis des Vaters zu erhalten für die Verlobung mit der Freiin Margarethe von Ende, welche die einzige Frau ist und bleiben wird, die in seinem Leben eine Rolle spielt. Er kennt sie bereits zehn Jahre. Wenn je, dann hat es das Schicksal bei dieser Begegnung mit ihm gut gemeint. Denn Margarethe von Ende zählt zu den grossen Frauengestalten des ausgehenden Jahrhunderts.

MARGARETHE VON ENDE

Als im Frühjahr 1931 Margarethe Krupp, die Gattin des letzten Krupp, die Augen geschlossen hatte, bereitete die Stadt Essen der Toten eine Ehrung ohne Beispiel. Es war keine Aufforderung ergangen, und doch säumte bei ihrer letzten Fahrt vom Hügel zum Begräbnisplatz, der inmitten der Stadt Essen liegt, eine unabsehbare Menge die Strassen. Die Tageszeitungen schätzten, dass hundertfünfzigtausend Menschen der Toten den letzten Gruss entboten. Unter den Krupp'schen Frauengestalten nimmt sie einen besonderen Platz ein. Nach Alfred Krupp hat sie zur Gestaltung dessen, was den besonderen Kruppgeist ausmacht, am meisten beigetragen. Aus dem preussischen Beamtenadel trat sie in eine ihr fremde Welt, aus bescheidenen Pflichten in eine grosse Verantwortung. Sie wurde zur Trägerin des erst durch sie beseelten Sozialwerks. Durch sie verband sich das aus dem neuen Zeitgeist emporgeschossene Industrie-Haus einem Blutstrom, der, in langen Jahrhunderten geläutert, Träger edler Traditionen war. Von ihr wurde in der Geschichte des Hauses Krupp ein neues Blatt aufgeschlagen.

Freiherr August von Ende, der Vater Margarethes, stammte aus der evangelischen Linie eines reichsfreiherrlichen Geschlechtes, das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts schon verarmt war. Als er sich im Jahr 1848 mit Eleonore Gräfin von Königsdorff vermählte, war er Hilfsarbeiter des Breslauer Oberpräsidenten und stand als Zweiunddreissigjähri-

ger am Beginn einer glänzenden Beamtenlaufbahn. Seine Braut, die im Hochzeitsjahr siebzehn Jahre alt wurde, kam aus einer ebenso verarmten Familie, die Franz von Sickingen zu ihren Ahnherren zählte. Im preussischen Adel, der dem Staat die höheren Beamten und Offiziere stellte, war Reichtum selten und nicht von Gewicht. Ein väterlicher Freund gab dem Freiherrn von Ende zum Abschluss seines Studiums den Satz mit auf den Weg: «Ziehe hin, kämpfe für den Altar, für den Thron und für die Hütte. Aber der Altar soll der Fusschemel Gottes sein, nicht eine Stätte der Heuchelei; der Thron soll nicht auf den Interessen einer ehrgeizigen und eigennützigten Partei, sondern auf der Liebe des ganzen Volkes ruhen, und auch die kleinste Hütte soll die Burg des freien Mannes sein und dich stets daran erinnern, dass du für die Armen, die Hilflosen eintreten musst.»

Die Laufbahn August von Endes begann kurz vor dem Revolutionsjahr 1848 in Waldenburg, wo eine unvorstellbare Armut herrschte, nicht anders als in den übrigen schlesischen Gebieten, die durch die Weberunruhen bekannt geworden sind. Es gelang dem jungen Landrat, sich das Vertrauen der verhärmten Bevölkerung zu erwerben, so dass ihn der Kreis in das Frankfurter Parlament wählte. Sein Wirken als Polizeipräsident von Breslau fiel in eine Zeit, in der die Polizei, wie während der Demagogenverfolgungen, die Hand über Denunzianten hielt und sich überall verhasst machte. Mit August von Ende zog ein anderer Geist in die Amtsstuben ein, zu seinem Zimmer hatte jeder ohne Anmeldung Zutritt. Er war ohne jedes Vorurteil, allein der Sache verpflichtet, und die «Sache» war auch hier eine allgemeine Not. Nach achtjähriger Tätigkeit verlieh ihm die Stadt, ebenso wie es vorher Waldenburg getan hatte, das Ehrenbürgerrecht als Dank für eine Leistung, die der Oberbürgermeister von Breslau als einzigartig, ja als nie da-

gewesen bezeichnete. Es war der Freund und Wohltäter der Armen, dem diese Ehrungen galten, der Mitbegründer des Aufsichtsvereins für Kostkinder und Suppenanstalten, zwei Einrichtungen zur Linderung des schlimmsten Elends. Margarethe war das dritte Kind, im Jahre 1854 geboren, in das auch die Geburt Friedrich Alfred Krupps fiel. Nach dem Tode zweier Geschwister wurde sie das älteste der neun Kinder, die alle ihrer Obhut anvertraut waren. Stärker noch als im Hause Krupp war der Wille der Eltern bestimmend für das Tun und Denken der Kinder, wobei die Mutter nach der Sitte der Zeit die Erziehung allein bestimmte. Wie vorurteilslos auch der Freiherr sein mochte, seine Frau war, auch in ihren reifen Jahren, fest verstrickt in die Vorurteile ihres Standes, aus denen sie sich niemals löste.

Die Erziehung, die sie selbst erhalten hatte, nahm die Gräfin Königsdorff zum Muster für ihre Kinder. Die Töchter sollten ein gutes Französisch lernen, Manieren bekommen und tüchtige Hausfrauen werden. Zu den Manieren gehörte alles, auch die Art, wie man die Menschen und die Welt zu betrachten hatte. Man trug Anschauungen, wie man Kleider trägt, wie es Tradition und Sitte befahlen. Das wirkte sich zum Guten wie zum Bösen, zum Gerechten wie zum Ungerechten aus. In den preussischen Adelsfamilien galt das ungeschriebene Gesetz, dass für das Fortkommen der Söhne alles aufgewendet wurde, während die Töchter zusehen mussten, wie sie sich zurechtfinden. Bei ihnen wurde auf Bildung nur geringer Wert gelegt, regelmässiger Schulbesuch erschien überflüssig. Für die Sprachkenntnisse sorgte eine Bonne, die nebenbei die Töchter auch im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der biblischen Geschichte unterrichtete. Die hausfraulichen Fertigkeiten wurden in der Praxis des Alltags unter der mütterlichen Leitung und den geduldigen Ratschlägen des Hausfaktotums erworben. Wo

Kinder ein Haus bevölkerten, musste Zucht und Ordnung herrschen. Kinder hatten nur zu reden, wenn sie gefragt wurden, vor allem an der Tafel, an der sie im Hause Ende vom zweiten Lebensjahr an teilnahmen.

Gefühlsäusserungen waren in diesem Familienkreis nicht erwünscht. Wohin sollte es führen, wenn man jede kindliche Seele nach ihren Ängsten und Seligkeiten fragen wollte? Kinder mussten sich einfügen, nicht viel von sich Wesens machen. Eigenarten waren verpönt.

Die natürlichen Dinge überging man mit peinlichem Schweigen, und darin lag mehr als Prüderie. Man wollte nicht wahrhaben, dass der Mensch nackt geboren wird, man deckte das Unschöne, das Gefährliche und Zweifelhafte zu. Als Margarethes Mutter, kaum achtzehnjährig, ihr erstes Kind erwartete und plötzlich von Schmerzen überfallen wurde, sah sie in den Wehen eine verdiente Strafe dafür, dass sie entgegen dem Verbot des Gatten aus dem Fenster geblickt hatte – sie ahnte nicht, was ihrer harrte. Noch als sie ihr achttes Kind bekommen sollte, suchte sie ihren Zustand vor der halberwachsenen Tochter zu verheimlichen. Die Folge des sittigen Schweigens und Vertuschens war eine ängstliche Unsicherheit der Töchter, wenn sie in den Kreis der Erwachsenen traten; sie blieben schüchtern und ungelink im Verkehr mit den jungen Männern, die, freier aufgewachsen, die verschämten Mädchen mitleidig verspotteten. Dabei hatte auch deren Erziehung Mauern um sie errichtet. Man liess nicht gelten, dass die Welt und der Lebenskampf hart, grausam und voller Ungerechtigkeiten waren, dass Wohlstand und Armut unbenachbart nebeneinander wohnten. Mit falschen Begriffen von Rechtlichkeit half man sich über das Ungereimte der gesellschaftlichen Zustände, mit männlichem Kraftmeiertum über die heimlichen Zweifel hinweg.

Es war selbstverständlich, dass die Sorge für die acht jüngeren Geschwister, vor allem für die fünf Schwestern, der ältesten Tochter oblag. Der alte Diener und die Magd reichten zur Bewältigung der Hausarbeit nicht aus, und die Eltern wurden, je höher der Freiherr von Ende in seiner Laufbahn stieg, desto mehr durch ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen beansprucht.

Unter solchem Zwang lernte Margarethe das Einteilen der Arbeit, das Ausnutzen jeder Minute, das schnelle, entschlossene Eingreifen, um neben dem Nähen, Waschen, Bügeln und Kochen noch freie Zeit für sich zu gewinnen. Erst als Zwölfjährige durfte sie in Breslau die höhere Töchterschule besuchen, wo sie sich ihrer Wissenslücken bewusst wurde. Ihr Taschengeld benutzte sie dazu, englischen Sprachunterricht zu nehmen. Das wurde Anlass zum ersten Streit mit der Mutter, die solche Kenntnisse als überflüssig bezeichnete; weder der Vater noch sie beherrschten diese Sprache.

Nach der Konfirmation der Vierzehnjährigen erklärte die Mutter ihre Schulbildung für abgeschlossen. Nur durch vieles Bitten erreichte die Tochter, dass sie das Lehrerinnenseminar besuchen durfte. Dort gewann Margarethe zum ersten Mal Einsichten, die nicht mehr durch die elterliche Anschauungsweise bestimmt wurden. Aber mit sechzehn Jahren bannte der mütterliche Befehl sie wiederum ganz in den häuslichen Pflichtenkreis. Die Mutter erwartete neuen Familienzuwachs und fürchtete, das Ereignis nicht zu überleben; da sie nicht wünschte, dass der Vater wieder heiratete, musste die Tochter in der Lage sein, den Haushalt selbständig zu führen.

So wuchsen damals die «Töchter aus gutem Haus» in den kinderreichen Familien heran, und kinderreich waren zu dieser Zeit fast alle Familien. Zwischen den Anforderun-

gen, die das gesellschaftliche Leben an ein solches Haus stellte, und den beschränkten Mitteln bestand ein kaum zu überrundender Widerspruch. Den äusseren Schein zu wahren, erforderte grosse Geschicklichkeit. Das Leben in den Gesellschaftsräumen war ein anderes als in den Kinderzimmern. Die repräsentativen Verpflichtungen konnten nur erfüllt werden durch Ersparnisse, die in Pfennigrechnung dem Haushalt abgerungen wurden. Verzicht und Bescheidung waren nie erörterte, selbstverständliche Forderungen. Als eines Tages die Töchter des Regierungspräsidenten sich weigerten, die Wäsche des Dieners weiterhin mitzuwaschen, beendete der Vater die Rebellion mit dem Entschaid, die Mutter habe in jungen Jahren ebenfalls die Dienerwäsche gewaschen und darum komme ein solcher Dienst auch den Töchtern zu. Die Mutter habe als eine geborene Gräfin Königsdorff nichts verloren, auch wenn sie Dienerwäsche gewaschen oder nur selbstgefertigte Kleider getragen habe.

In dieser Welt des altpreussischen Beamtentums waren die Freuden und Genüsse gering, gross und vielfältig aber die Pflichten. Es war eine strenge Charakterschule, sich in eine solche Familie einzufügen und dennoch in ihr zu behaupten. Hier hat Margarethe den Nutzen eines anspruchlosen Lebens erfahren. Jahrzehnte später ward sie ihre Töchter im gleichen Geist erziehen und sie damit feien gegen die Schicksalsschläge, die ihrer harren.

Freilich wäre Margarethe von Ende auch nicht geworden, die sie war, hätte sie sich nicht von diesem Elternhaus unter bitteren Schmerzen gelöst. In ihrer Familie kam der Gegensatz der Generationen schärfer zum Austrag als im Hause Krupp, wo er durch das elastische Wesen des Sohnes gemildert wurde. Margarethe hat sich im Kampf mit der Mutter durchgesetzt. Was die Mutter mit ihrer ältesten

Tochter und bald mit deren jüngeren Schwestern, die unter ihren Einfluss gerieten, erlebte, sah sie als Empörung an gegen ein geheiligtes Herkommen, in dem für sie die einzig mögliche Lebensform beschlossen lag. Margarethe aber war das Kind einer Zeit, die um eine neue Stellung der Frau in der Gesellschaft rang. Ihre Empörung war eine grundsätzliche.

Dieses junge Mädchen stand nicht in unmittelbarer Beziehung zur Frauenbewegung, die eben in den siebziger Jahren ihre ersten grösseren Vorstösse machte; nach Geist und Idee ihres Strebens war sie ihr in vielem verbunden. Sie empfand es als unwürdig, auf eine standesgemässe Ehe zu warten; neue, ungekannte Kräfte drängten sie dazu, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen.

Der überwiegenden Mehrzahl der Mädchen und Frauen dieser Zeit lagen solche Gedanken allerdings ebenso fern wie der Freifrau von Ende. Die «Töchter aus gutem Haus» werden noch bis zum ersten Weltkrieg im Althergebrachten beharren. Die Zeit des Biedermeier ist zwar mit der Jahrhundertmitte zu Ende gegangen, auf diesem Feld wirkt sie aber noch ins zwanzigste Jahrhundert hinein.

Das Lehrerinnenseminar in Breslau hat den ersten Anstoss gegeben. Wichtiger wurde eine Berliner Episode, die die Siebzehnjährige in das Haus der Gräfin Maxe Oriola führte. Der Vater, der in den ersten deutschen Reichstag als freikonservativer Abgeordneter gewählt worden war, ahnte nicht, was er tat, als er die Tochter für einige Zeit in dem ihm befreundeten Hause unterbrachte. Die Gräfin Oriola, eine Tochter Bettina von Arnims, war eine Nachfahrin der Romantik, in der das deutsche Frauentum die geistigen Weihen empfing. Ihr Salon in der Bellevuestrasse pflegte politische, schöngeistige und wissenschaftliche Interessen. Rudolf Virchow, verbissen und grimmig wie nur

je ein Deutscher, der weiss, was er kann, war in diesem Hause oft zu Gast wie viele andere Abgeordnete des Reichstags. Das schöngeistige Element vertrat die Gräfin selbst, die das enthusiastische Temperament der Mutter geerbt hatte; neben ihr standen Hermann Grimm, der schon berühmt war durch sein Werk über das Leben Michelangelos, und seine Gattin Gisela von Arnim, die vielleicht das we-sensähnlichste Kind der lebensvollen Bettina gewesen ist, wie diese voll origineller Einfälle. Auch Lujo Brentano, der Neffe von Clemens Brentano, gehörte zu dem Kreis, in dem sich das bewegte Leben Berlins spiegelte, der Stadt, die sich in stürmischer Entwicklung in die Rolle der Reichshauptstadt fand. Mitreissend war die Grosszügigkeit dieser Menschen in allen Auffassungen, der unbekümmerte Freimut im Denken, der bald das besondere Kennzeichen dieser Stadt wurde. So schenkten sich der jungen Margarethe Ausblicke auf ein ganz neu geartetes Dasein, in dem der Menschen Wert oder Unwert mit Massstäben gemessen wurde, die in ihrem Elternhaus verpönt waren. Wohl gehörte der Salon der Gräfin Oriola der besten Gesellschaft zu, aber hier herrschten nicht die üblichen Vorurteile, geschätzt wurde allein die Persönlichkeit, die aus sich lebte. Näher gerückt waren auch die grossen Zeitereignisse; Margarethe sah den Einzug der deutschen Truppen durch das Brandenburger Tor nach dem siegreichen Krieg und erhielt Gelegenheit, Bismarck im Reichstag reden zu hören. Alle diese Erlebnisse nahm sie bewegten Herzens auf.

Dieser beglückenden Zeit folgten sechs stille Jahre, da brach plötzlich der Konflikt mit der Mutter aus. Während August von Ende sich zurückhielt, war die Haltung der Mutter unduldsam und schroff. Wenn ihre Töchter sich nach Freiheit sehnten, so mochten sie davongehen, dann aber sofort. Und sie sprach unmissverständlich aus, dass sie stark

genug sei, solche Kinder nicht nur aus ihrem Hause, sondern auch aus ihrem Herzen zu stossen.

Für Margarethe war der mütterliche Zorn der Anlass, tausendfach erwogene Pläne für sich und ihre Schwestern in die Tat umzusetzen. Viel später hat sie in ihrer gewissenhaften Art die Entscheidung erklärt: «Da mich ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl beseelte, und das Heranwachsen der Geschwister auch das Gefühl des Überflüssigwerdens in mir erzeugte, kam mir das Verlangen der Mama nicht ungelegen, und es gelang mir, vom Vater die Erlaubnis zu erhalten, zu versuchen, mich auf eigene Füße zu stellen und zunächst meinen jüngeren Schwestern behilflich zu sein, ihren Plan, sich für das Erzieherinnenexamen vorzubereiten, auszuführen.»

Sich auf eigene Füße zu stellen, hiess für die Freifrau von Ende, fremder Leute Brot essen, und das zu tun war in ihren Augen die gesellschaftliche Deklassierung schlechthin, die Verneinung alles dessen, was in der Vorstellung der Grande Dame das Leben allein lebenswert macht. Es war mehr als ein Hinabsteigen: ein Sichwegwerfen, das Schande bedeutete. Als die Tochter Jahre später, nachdem sie sich durch eigene Arbeit ihr Brot verdient hatte, das Elternhaus wieder betrat – erst inständige Bitten erwirkten ihr die Erlaubnis –, wies ihr die Mutter das Dienstbotenbett an, da sie ja nun als bezahlte Kraft nicht verdiene, anders gehalten zu werden.

So war die junge Margarethe ganz auf sich gestellt. Eine Hilfe vom Elternhaus konnte sie nicht erwarten. Die Hilfe kam von fremder Seite, in diesem Fall von einer früheren Erzieherin im Hause Ende, die ihr mit Unterstützung des eben gegründeten Lehrerinnenvereins in London eine Stellung als Erzieherin nach England vermittelte, wo sie die durch ihre Privatstunden erworbenen englischen Sprach-

kenntnisse verwerten konnte. Das war der einzige Weg, der sich dem nun schon dreiundzwanzig Jahre alten Mädchen öffnete, denn praktisch waren den Frauen fast alle Berufe noch verschlossen. Der «Letteverein» rang seit zehn Jahren um grössere Arbeitsgebiete für sie mit ebenso bescheidenem Erfolg wie der «Allgemeine deutsche Frauenverein». Ein Universitätsstudium gar war ausgeschlossen. Noch im Jahr 1888 wurde eine Petition für die Zulassung des Frauenstudiums, die an die Ministerien aller deutschen Bundesstaaten gerichtet war, von allen abschlägig beschieden. Obwohl sich führende Persönlichkeiten, vor allem aus den Kreisen des liberalen Bürgertums, für die Zulassung und geistige Förderung der Frauen aussprachen, war die Männerwelt empört über den drohenden Wettbewerb, voll Abwehr gegen eine Weiblichkeit, die in Staat und Gesellschaft Positionen beziehen wollte, und am heftigsten da zurückgestossen, wo sie sich am meisten angezogen fühlen sollte, nämlich von der Frau, die nicht nur Weibchen und Mutter sein wollte, sondern Trägerin eines Lebens, das seine Würde vom Geist empfängt.

Der Weg Margarethe von Endes führte in das Haus des englischen Admirals Mackenzie auf der Insel Holyhead. Sie fasste ihre erste Stellung als neue Lehrzeit auf. Das Herz war ihr nicht leicht, denn sie zweifelte daran, ob sie der Aufgabe je gewachsen sein würde, da sie keine systematische Vorbildung besass. Sie, die den elterlichen Haushalt mit zwölf oder vierzehn Personen lange Zeit allein geführt hatte, trat in die fremde Welt mit der Bescheidenheit einer Anfängerin, sich nur zu sehr ihrer Unzulänglichkeit bewusst.

Die englische Familie, die sie aufnahm, war in sich nicht weniger fest gefügt als die elterliche. Auch hier fehlte es nicht an vorgefassten Meinungen, nicht am «geheiligten» Lebensstil, der unabänderlich und gottgegeben erschien.

Margarethe lernte die englischen Sonntage kennen mit dem zweimaligen Kirchengang, mit ihrer steifen Langeweile, mit dem Verbot jedes Spieles für ihre Zöglinge, ausgenommen ein «frommes Spiel» in Gestalt von biblischen Fragen, die eines der Kinder aufgab und die mit Scherzen beantwortet werden durften, eine Unterhaltung, die ihr fast frivol erschien. Aber sie «zog für sich daraus die heilsame Lehre, dass das krause Spiel des Daseins mit Nachsicht betrachtet sein will, da es nun einmal nach seiner Art neben dem Vernünftigen und Richtigen auch Sonderbares hervorbringt. Von dieser einsamen englischen Insel aus, wo ein Tag dahinging wie der andere, blickte sie mit neuen Augen hinüber nach Deutschland, gewann Abstand zu ihren Erlebnissen und damit auch zum Elternhaus, dessen Werte und Unwerte sich ihr wiederum ordneten. Sie verlor sich nicht in der Fremde wie so viele Deutsche, sondern fand eben hier entschiedener zur Kraft des Bodens zurück, aus dem sie gewachsen war; Herkunft und Tradition erschienen ihr nicht mehr als leere, allzu oft gehörte Begriffe, sie füllten sich mit neuem Inhalt. Der Wille zum Eigenen verführte sie nicht, die Bindungen an die Heimat zu lösen. Als sie eines Tages um eine kurze Rückkehr ins Elternhaus bat, trieb sie dazu nicht Sentimentalität, sondern ein neues Verständnis des ihr Aufgetragenen, das darin bestehen wird, das Vergangene mit der Gegenwart zu vereinbaren.

So schritt sie mit jedem Tag sicherer aus, fügte sich ein, gewann zugleich an Festigkeit und suchte auch hier niemals das Ihre. Wenn sie auch längst erkannt hatte, dass sie alte Abhängigkeiten nur mit neuen vertauschte, so freute es sie doch, dass sie den Schwestern mit selbstverdientem Geld helfen konnte, den Weg in eine bescheidene Freiheit zu finden.

Deutlicher noch hob sich die werdende Persönlichkeit ab, als Margarethe von Ende von England an den Dessauer

Hof gerufen wurde, um dort die Erziehung der Prinzessin Alexandra von Anhalt zu übernehmen. Auch an diesem Fürstenhof stand das einfache Leben in Ehren, man wollte durchaus nichts Besonderes vorstellen, aber der Lebensstrom floss doch breiter als auf der Insel in Nord-Wales; sie lernte nun, sich «in der grossen Welt» zu bewegen, wurde gewandt und gewann aller Herzen durch ihren offenen Sinn für die Sorgen anderer, während sie die eigenen in sich verschloss.

Dieser kleine Dessauer Hof hob sich nicht heraus aus der grossen Zahl der deutschen Fürstenhöfe, die dem deutschen Geistesleben viel Farbe, Fülle und köstliche landschaftliche Eigenständigkeit schenkten; auch hier galt der glänzende Schein wenig, das aber, was Künste und Bildung spenden, als wahre Zierde des Menschen. An der Tafel führte der Dessauer Theaterintendant von Normann das Wort, der täglich zu Gast war, ein gründlicher Kenner der Literatur; er verstand, der suchenden Jugend, ohne lehrhaft zu sein, nützliche Winke zu geben. Unbemerkt wechselte Margarethe aus der Rolle der Erzieherin hinüber zu der eines Mitgliedes der Familie. Wie gross die Achtung und die Liebe war, die sie sich in diesen Jahren errang, trat zu Tage, als die Werbung Friedrich Alfred Krupps im Frühjahr 1882 zur grossen Wende in ihrem Leben wurde. Das Herzogspaar nahm an dem Ereignis teil, als handelte es sich um das Schicksal des eigenen Kindes. Von der Welt des Gusstahl- und Kanonenkönigs führte kaum eine Brücke zu der des deutschen Adels. Wieviel auch Krupp mit Kaisern und Königen in Berührung kam, welch grosse Zahl von Gästen auf dem Hügel auch von je der Adel gestellt hatte, Krupp war ihm nicht wohlgesonnen. Die preussische Bürokratie vollends, die er in dem Freiherrn von Ende repräsentiert sah, war ihm seit fünfzig Jahren herzlich zuwider. Niemals hatte er

sich eine adlige Schwiegertochter gewünscht. Dem Selbstbewusstsein des Adels stellte er mit der ihm eigentümlichen Schroffheit sein bürgerliches Standesbewusstsein entgegen. Ihm galt nur, was der Mensch aus eigener Kraft war. Obgleich er selbst aus einem alten Patriziergeschlecht stammte, hielt er von den Werten einer durch Generationen gepflegten Tradition wenig. Für ihn begann die Welt, genau betrachtet, mit ihm selbst oder höchstens mit dem Vater, dem er mit dem «Stammhaus» ein Mal der Erinnerung gesetzt hatte; umso eifriger war er bemüht, für die Zukunft eine Tradition zu schaffen, am liebsten als Gesetz «für ewige Zeiten», auch hier in Widersprüchen stark.

Aus dieser Haltung entsprang sein zäher Widerstand gegen die Verbindung seines Sohnes mit Margarethe von Ende. Den Freiherrn kannte er seit zehn Jahren, und gleich die erste Begegnung dieser eigenwilligen Männer ist nicht glatt verlaufen. Damals war es Krupp eingefallen, August von Ende sein Leid zu klagen über den Wunsch des Sohnes, sich wissenschaftlich-technische Kenntnisse anzueignen, worauf der nichtsahnende Freiherr gelassen antwortete, des Sohnes Wunsch erscheine ihm ganz vernünftig. Das war genug für Krupp, um bis an sein Lebensende einen geheimen Groll gegen den Freiherrn zu nähren.

Es war Bertha Krupp, die das junge Mädchen sofort in ihr Herz schloss und es immer wieder in ihr Haus zog, mehr noch, seitdem sie mit dem Blick der Mutter die stille Neigung des Sohnes früher als dieser selbst erkannt hatte.

Als Margarethe im Jahr 1872 zum ersten Mal auf den Hügel kam, war dort noch die hohe Zeit vor der Gründerkrise. Da bewunderte sie den grossen Krupp als glänzenden Reiter, er war «bezaubernd», nur noch übertroffen von Bertha Krupp, die sie als ungewöhnlich schöne Frau mit regelmässigen Zügen, herrlicher Haut und Gesichts-

farbe und grossen, strahlenden, blauen Augen für alle Zeiten im Gedächtnis behielt. In dieser ersten Erinnerung an den Hügel hatte Friedrich Alfred Krupp, der unscheinbare, keinen Platz.

Seitdem waren nun manche Jahre vergangen, die viel gewandelt hatten auf dem Hügel, nur nicht die Liebe Bertha Krupps zu Margarethe. Wie nur je eine Mutter hat sie sich für diese Verbindung eingesetzt. In ihrem Gefühl war viel Trauer über die eigene Unerfülltheit, über den Verlust des kaum gekannten Glücks. Nun wünschte sie wie alle Mütter nur umso leidenschaftlicher das ihr Versagte für den Sohn und das Mädchen. Den Kampf für diese Verbindung führte sie gegen den Mann ganz allein mit allen Waffen weiblicher Zähigkeit, da sie wusste, dass am wenigsten bei Krupp mit einem Streich etwas zu gewinnen war. Der grosse Krupp sah das unscheinbare Mädchen mit dem bohrenden Blick seiner kleinen Augen an, erkannte auch, da er in der Menschen Herzen sehr wohl zu lesen verstand, ihre Werte und sagte – nein. Dieses Nein sagte er nicht *einmal*, er musste es durch die Jahre sagen, weil Bertha niemals Ruhe gab. Aber das waren eben die Jahre, die Krupp in seine Alterseinsamkeit führten, in denen er Mauern um sich zog, die niemand mehr zu übersteigen vermochte. Seine Erbitterung über den geringsten Widerspruch, die Überzeugung, dass er allein im Rechte sei, sein hypochondrisches Misstrauen konnte endlich auch die Gefährtin nicht mehr überwinden, die nun fast dreissig Jahre an seiner Seite gelebt hatte als der gute Geist des Hauses. Aber wie sehr sich Bertha Krupp auch gefügt, wie gut sie den Mann an ihrer Seite in der Unabänderlichkeit seiner Natur erkannt hatte, da, wo sie als Mutter empfand, endete schliesslich auch ihr Wille zum Ausgleich. Das eigene Glück war unvollkommen, die Träume des jungen Mädchens und der

jungen Frau waren darangegeben – auf das Glück des Sohnes durfte sie nicht verzichten.

Es kam zur entscheidenden Auseinandersetzung im Frühjahr 1882, als der Sohn in Malaga Genesung suchte. Sie kam aus dem Nichts, wie es grosse Konflikte oft tun, beim Dominospiel, wo Krupp verloren hatte. Er, der grosse Gewinner, verlor nur mit Ingrim, selbst beim Spiel. Wieder ging es um die Ehe des Sohnes, und wieder sagte Krupp nein. Es war offenbar Starrsinn am Werk, dieses Nein ein Befehl, den er keiner Begründung für Wert hielt. So wurde es der Tropfen, der den Becher des Leides bei der noch immer jungen Frau zum Überlaufen brachte. Als Friedrich Alfred Krupp aus Malaga zurückkehrte, erfuhr er, dass die Mutter den Flügel für immer verlassen hatte. Des Vaters Gesicht war starr und maskenhaft; der Sohn wusste solchen Ausdruck wohl zu deuten. Jeder Versuch eines Ausgleichs musste scheitern. So blickte der innerlich geschlagene Krupp, wenn er sich krampfhaft an das klammerte, was er für sein Recht hielt, wenn er sich den besten Gründen verschloss. Des Sohnes Liebe aber gehörte der Mutter; niemand wusste das besser als Alfred Krupp.

Bertha Krupp ist zu Lebzeiten Alfred Krupps niemals mehr auf dem Hügel gewesen, und Krupp hat auch nie einen Versuch unternommen, sie zurückzugewinnen. Nur eines geschah dann bald – und es geschah ausserhalb jeder Logik –, er gab unerwartet die Einwilligung zur Verbindung Friedrichs mit Margarethe von Ende, nicht froh und aufgeschlossen, noch weniger in der Einsicht, dass sein Nein Unrecht gewesen war, sondern mürrisch und nebenbei, damit ja niemand denken sollte, er habe etwas gut zu machen. Er hatte nun auch gegen eine baldige Hochzeit nichts mehr einzuwenden und bestimmte mit seiner alten Selbstherrlichkeit, dass das junge Paar im Kleinen Haus auf dem



Hügel zu wohnen habe, während er in dem Grossen Haus bleiben würde, das sich allerdings gerade im Umbau befand. Bis der Umbau fertig wurde, mochten die jungen Leute auf Reisen gehen. So wollte er es und so befahl er.

Charakter und Schicksale Margarethe von Endes und des letzten Krupp hatten manche gleichartigen Züge, die gegenseitige Neigung war wohl zu verstehen. Ihre Liebe konnte nach der Natur der beiden nicht himmelstürmend sein. Gemeinsam war ihnen der frühe Ernst, erworben in einer harten Lebensschule, gemeinsam die Bescheidenheit, gemeinsam auch die Herzengüte, die sich freundlich und verstehend der Not anderer öffnete. Die grössere Kraft lag fraglos bei Margarethe von Ende, die nur zu gut wusste, was ihrer auf dem Hügel harnte. Aber in ihrem Herzen war keine Furcht. Sie würde auch die Schwierigkeiten auf dem Hügel meistern, denn sie wusste, wie wenige, den «alten Herrn» zu nehmen.

Friedrich Alfred Krupp warb beim Freiherrn von Ende nach der Sitte der Zeit durch einen Brief, der beispielhaft ist für das, was damals als schicklich galt: *«Hochzuverehrender Herr von Ende! Gestatten Sie mir bitte eine 7M-sammenkunft, in Blasewitz wenn es Ihnen genehm ist, oder wo Sie sonst befehlen, damit ich um Ihre Genehmigung in einer Angelegenheit einkomme, von der mein Lebensglück abhängt. – Ich mache nicht viele Worte, denn ich glaube oder hoffe vielmehr, Sie selbst kennen seit lange meine Liebe und Hochachtung für Ihr Fräulein Tochter Margarethe. – Darf ich auf Ihre Einwilligung hoffen, dann bitte bereiten Sie Fräulein Margarethe vor. – Erst nach Ihrer Einwilligung würde ich mir erlauben, bei ihr um ihre Hand zu bitten, die sie mir hoffentlich nicht verweigern wird. – In erregter Spannung Ihr seit lange Ihnen treu ergebener*

F.A. Krupp»

Die Verlobungsfeier richtete das Dessauer Herzogspaar in seiner Sommerresidenz zu Wörlitz aus, sie wurde zu einer Kundgebung der Liebe und Verehrung für Margarethe von Ende. Die Hochzeit fand im August 1882 in Blasewitz statt. Alfred Krupp nahm an beiden Feiern nicht teil, wohl aber Bertha Krupp und die Freifrau von Ende, für die diese Ehe alles Vergangene zudeckte. Die erste Sorge der Neuvermählten war ihr Pflichtbesuch auf dem Hügel. Im Grossen Haus arbeiteten die Handwerker; das Kleine Haus, das seinen Namen nicht verdient, wirkte still und öde. Ein Regime der Dienerschaft hatte sich auf dem Hügel breit gemacht, bemüht, den einsamen alten Mann noch mehr von seiner Umwelt abzuschliessen. Alfred Krupp empfing das junge Paar frostig. Er redete steif und förmlich, und die jungen Leute hatten zuzuhören. Der Sohn fand den Ton respektvoller Zurückhaltung wieder, der in den langen Lehrjahren an der Seite des Vaters sein Schutzschild gewesen war. Margarethe stand still daneben. Aufatmend verliessen die beiden den Hügel, froh der Atempause, die ihnen der Umbau schenkte.

DAS ENDE EINER ZEIT

Friedrich Alfred Krupp, der nun vom Vater anerkannte Erbe, bezieht einige Monate nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau das kleine Haus auf dem Hügel. Er nähert sich dem dreissigsten Lebensjahr, wirkt aber älter. Der Vater hat bestimmt, dass er in Zukunft vom Reingewinn zwanzig vom Hundert erhalten soll, wenn aber ein Gewinn nicht erzielt würde, mit einem Jahrgeld von hunderttausend Mark zu bedenken sei. Endlich ist er in aller Form als «Prokurist» eingesetzt. Aber trotz der Bestallung mit dem höchsten Amt, das es in der Firma gibt, bleibt seine Stellung ungeklärt, da ihm ein bestimmtes Arbeitsgebiet nicht zugewiesen wird; er muss es sich wie bisher selbst suchen. Ihn zieht es nicht zum «Kanonenressort», sondern zu den «friedlichen Produkten» und als echten Krupp zum Grundstoff Stahl. Um die wissenschaftlichen Methoden für den metallurgischen Bereich durchzusetzen, lässt er zu seiner besonderen Verfügung das Laboratorium II einrichten, für das er selbst die Arbeitsmethoden bestimmt. Er löst die wissenschaftlichen Abteilungen vom Einfluss der Betriebe, um ihnen die Freiheit der Forschung zu sichern, und dringt umgekehrt vom Laboratorium in die einzelnen Werkstätten ein. Sein Arbeitszimmer befindet sich im Stammhaus, unmittelbar neben dem neuen Laboratorium.

Unter den Friedensgütern nehmen noch immer die Erzeugnisse für die Eisenbahn den ersten Platz ein. In diese

Zeit fällt die Erfindung des geschweissten Scheibenrades und die Einführung verbesserter Verfahren für die Schienen- und Bandagenproduktion. Die Firma muss sich in schweren Konkurrenzkämpfen behaupten. Mit keiner Leistung darf sie sich zufriedengeben, selbst nicht mit dem Tiegelstahl, der jetzt seit siebenzig Jahren hergestellt wird. Auch er muss verbessert werden, ebenso wie der Martinstahl. Das gleiche gilt für die Kesselbleche und die Schiffskurbelwellen, diese Grossleistungen der Kruppwerke, für die Eisen- und Stahlschmiedestücke wie für die Fassonstücke aus Gusstahl. Auch das Bessemerwerk, ein Kernstück der Fabrikation, wird mit grossen Kosten umgebaut, damit das Umschmelzen des Roheisens in Kupolöfen möglich wird.

Die zweite Aufgabe, die sich der junge Krupp wählt, ist wirtschaftspolitischer Art. Er hält sich nicht für einen politischen Kopf, aber seine nüchterne Denkweise lässt ihn erkennen, dass die Weltfirma unmöglich passiv bleiben kann in einer Zeit, in der Politik und Wirtschaft stärker auf einander wirken als je zuvor. Besonders in England und Frankreich versteht man sich auf die Verquickung von Politik und Geschäft und setzt die politischen Waffen meisterlich für wirtschaftliche Interessen ein. England ist dem Deutschen Reich an Erfahrungen weit voraus, sein Ansehen in der Welt lässt die Deutschen dagegen als Parvenüs erscheinen. Bis zum Weltkrieg werden die Klagen der deutschen Kaufleute nicht verstummen, dass die Auslandsvertretungen ihres Landes versagen. Friedrich Alfred Krupp verfolgt aufmerksam die Arbeit der Auslandsvertreter und benützt seine Beziehungen zum Ministerialrat von Rottenburg, einem engeren Mitarbeiter Bismarcks, um den Kanzler davon zu unterrichten, was Frankreich unternimmt, seiner heimischen Geschützfabrikation durch Export nach der Türkei oder nach Serbien zum Erfolg zu helfen. Längst ist aus dem einst

fairen Wettbewerb ein skrupelloser Kampf geworden, bei dem mit allen Mitteln der Verleumdung gearbeitet wird.

Besonders die Türkei ist ein Tummelplatz der Intrigen. Der Sultan Abdul Hamid, einer der blutigsten Tyrannen der Geschichte, versteht es, Deutschland gegen Frankreich auszuspielen und umgekehrt. Auf geradem Weg ist dort für niemanden etwas zu erreichen.

Wie notwendig eine sorgsame Behandlung des Auslandsgeschäftes ist, zeigt sich auch anlässlich des Besuchs des japanischen Ministers Graf Saigo, der mit einem Stab von Technikern, Wirtschaftssachverständigen und Offizieren Europa bereist. Auch in Japan steht Krupp in Konkurrenz mit Schneider-Creusot. In Paris ist die Kommission nicht so höflich behandelt worden, wie die ehrgeizigen und empfindlichen Japaner es erwarten. Über diese Fehler unterrichtet Friedrich Alfred Krupp das Auswärtige Amt und nimmt sie sich zur Lehre. Die Gäste aus dem Fernen Osten werden mit allen Ehren aufgenommen, was seine Früchte trägt. Zum ersten Mal tritt der junge Krupp bei einem Empfang auf dem Hügel als offizieller Vertreter des Firmeninhabers auf.

Wenig später reist er nach Madrid, um dem spanischen Königspaar seine Aufwartung zu machen und eine «Galanone» als Geschenk des Hauses zu überbringen. Bei allen diesen Gelegenheiten kommen ihm die Erfahrungen seiner früheren Auslandsreisen zugute. Er weiss, dass man in der Türkei und auf dem Balkan nur mit kluger Geduld vorwärtskommt und passt sich den jeweiligen Verhältnissen an, soweit er es mit seinem Gewissen vereinbaren kann. So strecken sich die Krupp'schen Interessen in die Welt, nach China, Argentinien, Chile, Brasilien; in Europa lassen sie nur Frankreich aus.

Auf seiner ersten Reise nach Ägypten hatte Friedrich Alfred Krupp mit dem Afrikaforscher Nachtigal Freund-

schaft geschlossen. Jetzt wird der Name dieses Forschers oft im Zusammenhang mit der deutschen Kolonialpolitik genannt, deren Anfänge in die achtziger Jahre fallen. Der junge Krupp ist mit Nachtigal immer in Verbindung geblieben und daher über Afrika genau unterrichtet. Vorläufig werden die Interessen der Firma durch die «koloniale Frage» nicht berührt. Binnen kurzem aber ändert sich das Bild, denn von der deutschen Kolonialpolitik führt eine gerade Linie zum Flottenbau, zur Krupp'schen Panzerproduktion und zum Erwerb der Germaniawerft in Kiel.

Der Kolonialgedanke ist lebendig geworden in einem Europa, das an seiner Berufung zur Beherrschung der Welt keine Zweifel hegt. Sein Sendungsbewusstsein erhält in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen imperialistisch-materialistischen Einschlag. Die Reichtümer der Welt werden erschlossen und verteilt. Das bibelfeste England zieht voran, gefolgt von dem weniger frommen Frankreich, das über seine afrikanischen Kolonien sogar für einige Zeit die Revanche vergisst, gefolgt auch von Belgien, dessen König sich den Kongo für sein Land aneignet. Ganz zum Schluss kommt Deutschland und nimmt, da die Welt nun weggegeben ist und es sich mit dem Himmel nicht länger begnügen mag, was übrig blieb. Der Antrieb zu einer deutschen Kolonialpolitik kommt vor allem aus der seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Erscheinung tretenden Übervölkerung. Die Auswanderungszahlen steigen, der natürliche Lebensdrang setzt Expansionskräfte frei, die der Staat nicht länger un gelenkt lassen darf, will er nicht dem aufkommenden Schlagwort vom «deutschen Kulturdünger» rechtgeben und die Sorgepflicht für seine Kinder vernachlässigen.

Bismarck verhält sich gegenüber der Forderung nach Kolonien zurückhaltend, weil er fürchtet, eine systematische

deutsche Kolonialpolitik könne die Engländer mehr, als im Augenblick mit seinen politischen Konzeptionen vereinbar ist, gegen Deutschland aufbringen. Doch zwingen ihn die Entdeckungsfahrten deutscher Forscher und der Eifer der breiten Öffentlichkeit, sich mit dem kolonialen Gedanken vertraut zu machen, wenn er auch einmal geäußert hatte, solche Erwerbungen spielten für Deutschland keine andere Rolle als der seidengefütterte Zobelpelz für die polnischen Adligen, die keine Hemden besäßen. Es ist ihm klar, dass die deutschen Kolonien eines Tages «vor den Toren von Metz» verteidigt werden müssten. Die Tatsachen gehen jedoch über seine Befürchtungen hinweg. Lüderitz bringt Deutsch-Südwest-Afrika bei, Nachtigal Kamerun und Togo, Peters Deutsch-Ost-Afrika. Nur Nachtigal tritt als Kommissar des Deutschen Reiches auf, Lüderitz ist Kaufmann, der den Schutz des Reiches für seine Niederlassung erbittet, und Peters ein Abenteurer, der aus eigener Vollmacht handelt. Dazu kommen die Erwerbungen in der Südsee: Kaiser Wilhelm-Land und der Bismarck-Archipel. Sie führen in den Jahren 1884/85 zu unliebsamen Auseinandersetzungen mit England. Bismarck ist gewappnet, er bedeutet der Welt, der Satz «quod licet Jovi, non decet bovi» habe für Deutschland keine Geltung mehr; der deutsche Michel habe sich inzwischen den Schlaf aus den Augen gerieben. Wohl ist ihm auch jetzt nicht bei der Sache, er fürchtet, die Kolonien könnten einen bevorzugten Gegenstand für den deutschen Hadergeist abgeben, womit er recht behalten wird.

Für die deutschen Kaufleute bedeuten die überseeischen Besitzungen wenig. Afrika spielt im deutschen Welthandel nur eine geringfügige Rolle, dagegen kann dieser Erdteil für den Export wichtig werden.

Diesen zu steigern, wird immer notwendiger, wenn Deutschland seine wachsende Bevölkerung ernähren will.

Es ist Krupps altes Lied, das jetzt von vielen angestimmt wird. Er wusste nur früher als die meisten deutschen Unternehmer, dass ohne das Auslandsgeschäft für die wachsenden Arbeiterscharen keine Beschäftigung zu sichern war. Darum hat man in der Firma die Exportziffern genau im Kopf und weiss, was es bedeutet, dass zwei Drittel oder zeitweise sogar drei Viertel der Gesamtfabrikation exportiert wurden. Hier, in der Weltwirtschaft, liegt das neue Spannungsfeld der Zeit, das auf die Politik mächtig zurückwirkt.

Die wachsende Rivalität der europäischen Länder auf dem Weltmarkt schafft eine unruhige Atmosphäre, die dem Absatz von Geschützen zugute kommen wird. In Deutschland ziehen Wolken auf von Westen, von Osten und von Norden – ein drohend gezackter Kranz. Nur der Süden, wo Österreich liegt, ist wolkenfrei. Die russisch-österreichische Spannung wird durch die sich überschneidenden Balkaninteressen der beiden Völker hervorgerufen, doch ist nach Bismarcks Ausspruch der Balkan nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert. Frankreich begrüsst den Konflikt. Es vergisst, dass es sich vor kurzem in der Kolonialpolitik mit Deutschland gegen England zusammengetan hat, und gibt erneut dem Revanchegedanken Raum, den der französische Kriegsminister Boulanger laut verkündet. Wird Deutschland in den russisch-österreichischen Konflikt verwickelt, dann kommt Frankreichs grosse Stunde.

Zum ersten Mal zeichnet sich die Konstellation ab, die Deutschland im ersten Weltkrieg verderben wird. Der Zweifrontenkrieg ist der Alptraum Bismarcks, geboren aus sehr realen Überlegungen und Beobachtungen. Im Jahr 1886 hat Frankreich sein Heer auf vierhunderteinundsiebzigtausend Mann verstärkt, während die deutsche Heeresstärke vierhundertsevenundzwanzigtausend Mann beträgt. Das mag für eine Front genügen, nicht für zwei. Zwar ist es

Bismarck gelungen, die freundschaftliche Verbindung zu Russland mit dem allzu geheimen Rückversicherungsvertrag aufrecht zu erhalten, aber Verträge sind nicht für die Ewigkeit gemacht. Während er Österreich vorsichtig zur Besonnenheit und Zurückhaltung mahnt, gibt er wohl-bemessene Warnungen hinaus. Er verbietet die Beleihung russischer Wertpapiere durch die deutsche Reichsbank und ficht im Reichstag die Heeresvermehrung auf vierhundertachtundsechzigtausend Mann durch, während gleichzeitig das zweite Aufgebot der Landwehr wieder eingeführt werden soll, Vorgänge, die schnell verstanden werden.

Das sind die weltpolitischen Ereignisse im Todesjahr des grossen Krupp. Die Zeit vor seinem Tode hat dem Unternehmen die notwendige Atempause gebracht, in der die kühn hingeworfene Schöpfung organisatorisch befestigt wird. Die Zehn Millionen Taler-Anleihe ist zurückgezahlt, zum guten Teil aus den Gewinnen, die mit Schienenlieferungen nach den Vereinigten Staaten erzielt wurden. Sie beliefen sich im Durchschnitt auf hundertsiebzigttausend Tonnen jährlich. Demgegenüber spielt die Waffenproduktion eine untergeordnete Rolle; Vickers und Armstrong lieferten der Welt weit mehr Geschütze als Krupp. Bis zum Ende des Jahres 1887 hat die Firma Krupp vierundzwanzigtausendfünfhundertsechundsiebzig Geschützrohre verkauft. Diese Zahl, die den Zeitgenossen ungeheuer erschien, hat genügt, Alfred Krupp den Namen des Kanonenkönigs einzubringen. Späteren Zeiten werden diese Lieferungen, die sich über fünfunddreissig Jahre verteilen, als Bagatellen erscheinen. Zehntausendsechshundertsechundsechzig Geschützrohre sind an das Inland gegangen, den grösseren Rest bezogen sechsendvierzig ausländische Staaten.

Angesichts so ungewöhnlicher Erfolge hätte Krupp am Ende seines Weges Ursache gehabt, mit Befriedigung auf

sein Werk zu blicken, auf die im Rauch verschwimmenden Schlote, auf die ungezählten Hallen und Räume. Er hätte froh dem Herzschlag seiner Schöpfung lauschen dürfen, da ihm das Leben den Hauptwunsch über alle Hoffnung erfüllt hat: Tausenden von Familien Arbeit und ein gesichertes Dasein zu verschaffen. Aber der Altgewordene fühlt nichts von solchen Freuden. Vom Hügel fallen nur Schatten auf das Werk.

Dass der Grösse seiner Taten die menschliche Grösse nicht entspricht, haben in den letzten Jahren viele erfahren müssen, am meisten sein Sohn und die Schwiegertochter. In dem Zusammenleben Haus an Haus müssen die fünf Jahre bis zu seinem Tode Tag für Tag, Monat für Monat mühsam durchschritten werden, dem Sohn wie Margarethe bleiben keine Bitterkeiten erspart. Die Schwiegertochter führt einen ärgerlichen und unwürdigen Kampf gegen die aufsässige Dienerschaft, die in der Vereinsamung Krupps und seiner Furcht, «sich ärgern» zu müssen, ihren Vorteil findet. Sie trägt auch diese Last gemessenen und bedachten Wesens. Dabei ist sie ohne jede Furcht im täglichen Kleinkrieg. Als Krupp sie fragt, ob sie auch genug Gemüse von der Hügelgärtnerei erhalte, antwortet sie, sie beziehe ihr Gemüse vom Markt in Essen, da sie nicht gesonnen sei, sich mit dem zu begnügen, was der Herr Obergärtner ihr zukommen lasse. Solche Antworten hört Krupp sich an, ohne etwas zu entgegnen, aber auch ohne die unhaltbaren Zustände von sich aus zu ändern. Margarethe Krupp wäre keine Frau gewesen, wenn sie in diesem unterirdischen Kampf nicht zuletzt Siegerin geblieben wäre. Schritt für Schritt schafft sie Ordnung auf dem Hügel. Aber Krupp versteht sich darauf, andere zu ärgern: er steht zum Beispiel am Fenster seines Arbeitszimmers im Grossen Haus und sieht vor dem Kleinen Haus den Wagen vorfahren, den sich das

junge Paar zur Ausfahrt bestellt hat, zieht seine Uhr und wartet. Nach fünf Minuten schickt er einen Diener ins kleine Haus, man möge ihm mitteilen, weswegen der Wagen solange warten müsse, er warte – nach der Uhr – schon fünf Minuten. Derartige Vorfälle lassen sich wohl einige Male mit Humor hinnehmen, nicht aber fünf Jahre hindurch. Trotzdem versucht Marga Krupp, wie sie jetzt meist genannt wird, den Vater aus der selbstgewählten Einsamkeit zu lösen. Fast täglich nehmen die jungen Leute gemeinsam mit dem alten Herrn das Mittagsmahl ein, wahrlich nicht zu ihrem Vergnügen. Haben sie Gäste, bitten sie Krupp herüber und nehmen es in Kauf, dass mit seinem Eintritt die unbefangene Unterhaltung stockt. Wie Bertha Krupp versteht es Marga, unerquickliche Augenblicke durch ein verbindliches Wort zu überbrücken. Es berührt sie wenig, dass der Schwiegervater sich ihr gegenüber reserviert verhält oder dass er spöttelt, sie trete wie eine Königin auf. Ihre Würde ist nichts Angenommenes, vielmehr der natürliche Ausdruck eines in Form und Zucht stehenden Charakters.

Aber nicht immer geht es um harmlose Zwischenfälle. Es kommt für Marga Krupp der schlimme Tag, an dem Alfred Krupp den Befehl gibt, die Zimmer seiner Gattin Bertha zu räumen, da er sie anderweitig verwenden wolle. Marga Krupp weiss nur zu gut, was dieser Befehl für das empfindsame Gemüt ihres Mannes bedeutet. Er kann ihn nicht anders nehmen als einen wohlgezielten Stoss gegen sein Herz, das für die Mutter schlägt. Sie ist so erschüttert, dass sie es wagt, Krupp zur Rede zu stellen. Der sieht sie nur gross an, um eiskalt zu antworten: «Das hättest du zwischen uns nicht berühren sollen, meinewegen nicht und deinetwegen nicht!» Diese Worte genügen der jungen Frau, die Zimmer räumen zu lassen. Die Kluft zwischen dem Grossen und dem Kleinen Haus wird Schritt um Schritt erweitert.

Mit viel Selbstgerechtigkeit wappnet sich der verbitterte alte Mann. In einem Brief an einen Düsseldorfer Bekannten schreibt er: *«Ich frage weder Goethe noch irgendein Wesen in der Welt, was Recht ist – , – das weiss ich selbst und niemanden stelle ich so hoch, dass er es besser wisse. Mag Goethe auch ein grosser Philosoph gewesen sein, mögen andere Leute Lehensklugheit und Rücksicht auf die Gesellschaft und den herrschenden Plebs in überwiegendem Masse in sich beherbergen – das berührt mich gar nicht und wer mit Vorliebe schlecht denkt und urteilt – er möge so hoch in der Gesellschaft stehen wie er wolle – schöpft aus sich selbst und ist in meinen Augen auch Canaille. – Ich für mich nehme auf keinen Menschen Rücksicht, gehe immer meinen eigenen Weg, frage niemanden, was Recht ist.»*

Der «grosse Philosoph» hat das technische Zeitalter noch kommen sehen, eine Persönlichkeit wie Krupp wird kaum in seinem Vorstellungsvermögen gestanden haben. Es ist mit ihm und seinesgleichen etwas Neues ins Leben getreten, was ohne Beispiel ist und mit der Bildung edlen Menschentums wenig zu tun hat. Wo wäre die Brücke, die von Goethe zu Krupp führte? Wie dankbar dürfte man sein, wenn es diese Brücke gegeben hätte! In der Abweisung des Geistesheros tritt der Zeiteumbruch peinvoll ins Licht. Ein halbes Jahrhundert nach Goethes Tod zeigt sich, dass die Welt, die er ausgemessen hat, für ein von der Technik geformtes Dasein nichts mehr bedeutet. Krupp, der noch zwanzig Jahre mit Goethe zugleich gelebt hat, ist von seinem Geist niemals berührt worden, hat nie nach den geistigen Festen des Lebens geforscht und tut sich darauf sogar etwas zugute.

Für die Fernerstehenden, die in diesen Jahren auf dem Hügel zu Besuch weilen, ergibt sich kaum ein milderes Bild. Alfred Körte, der treue Freund Friedrich Krupps, ergötzt

sich an den Plakaten, die überall im Haus hängen mit Anweisungen, was alles verboten ist. Er weiss, dass, wer gegen die Hausordnung verstösst, damit rechnen muss, am nächsten Tage einen der berühmten Zettel mit einer Rüge des Hausherrn auf seinem Zimmer zu finden. Es ist auch allgemein bekannt, dass Krupp noch so harmlose Liebeleien im Hause damit beantwortet, dass er dem Sünder mitteilen lässt, unten stehe der Wagen zur Abfahrt bereit. Ebenso wird die Kleidung der Gäste einer strengen Kritik unterworfen. Die mittelalterlichen Verordnungen gegen den Kleiderluxus würden Krupp begeistert haben, wenn er sie je gelesen hätte. Dass Mägde auf dem Hügel schwarze Strümpfe tragen, empört ihn, in seiner Jugend waren weisse Strümpfe üblich. Die Freude, der harmlose Frohsinn haben auf dem Hügel keine Stätte; auf allen, die dort leben müssen, lastet ein Druck.

Daran vermag auch Schweninger nichts mehr zu ändern, der nun schon weithin bekannte Arzt Bismarcks, der im Jahr 1884 zum ersten Mal auf den Hügel kommt, um Vater und Sohn ärztlich zu beraten. Schweninger findet den alten Krupp, der sich selbst eine mehrwöchige Bettruhe verordnet hat, von dieser «Kur» tödlich ermattet. Krupp ist einer der Patienten, die grosse Ärzte rufen, ihnen jedoch nicht gehorchen, überzeugt, dass sie im Grunde nichts verstehen. Er ist darin ebenso geartet wie Bismarck. Aber Schweninger hat sich sogar bei Bismarck durchgesetzt. Er gehört zu den Männern, die sich von keiner Grösse beeindruckend lassen und, wenn es sein muss, auch um drastische Antworten nicht verlegen sind. Als er von Bismarck eine Schilderung seiner Leiden verlangt, soll der grosse Kanzler verschlagen geantwortet haben: «Das müssen Sie selbst ja am besten wissen, was mir fehlt, wozu sind Sie denn Arzt!» «Entschuldigung, Durchlaucht», lautete Schweningers Re-

pplik, «ich bin nie Tierarzt gewesen.» Jedenfalls gelingt es ihm schnell, Krupp aus dem Bett zu jagen. Schweningen hält viel von frischer Luft, die Krupp so verabscheut, dass kein Fenster in seinem Haus geöffnet werden darf, und noch mehr von Bewegung, wenig dagegen von Zigarren und schwerem Rotwein. Um diese Genüsse gibt es einen Kampf, in dem Schweningen nur teilweise Sieger bleibt. Das Rauchen gewöhnt sich Krupp ab, während er mit dem Rotwein seinen Arzt betrügt. Er überschreitet zwar die Anzahl der erlaubten Gläser nicht, da aber Schweningen über deren Grösse keine Vorschrift gemacht hat, hilft sich Krupp mit seinen Wünschen entsprechenden Gemässen. Am Ende gelingt es dem Arzt sogar, Krupp wieder aufs Pferd zu bringen.

Gegen die Krupp'schen Hypochondrien, die kommen und gehen, wie es ihnen gefällt, ist jedoch auch Schweningen machtlos, da er nur zu kurzen Besuchen auf den Hügel kommt. Als grösstes Übel plagt Krupp die Langeweile, er hat viel zu viel Zeit, die irgendwie «totgeschlagen» sein will. So beginnt er sich denn für die Künste zu interessieren, die ihm bis dahin Erfindungen von Faulzern waren, vor allem für Theater und Musik. Er unterstützt den wackeren Theaterdirektor Berthold, der in der Industriestadt Essen einen heroischen Kampf für seinen Kunsttempel ficht. Es ist die Zähigkeit Bertholds, die Krupp beeindruckt, der sich seines eigenen Weges erinnert. Berthold ist Theaterdirektor, Regisseur, Darsteller und Bühnenbildnerin einem, so wie Krupp Kassenbote, Buchhalter, Einkäufer und Verkäufer in einer Person war, als er seinen Weg begann. Für die Vorstellungen auf dem Hügel holt er sich freilich Mitglieder der Düsseldorfer Bühne herüber. Unter den Gesellschaftern, die er sich verpflichtet, befindet sich auch der Komponist Humperdinck, der noch unberühmt und standesgemäss mittellos ist. «Ich suche», schreibt Krupp auf

einem seiner zehntausend Zettel, «einen Musiker, der vollkommen Pianoforte spielen kann. Der Zweck ist, wenn es passt, täglich ein wenig Musik zu hören. Die erste Bedingung ist moralische Reinheit, die zweite gesellschaftliche Bildung und die Befähigung, mit der besten Gesellschaft zu verkehren (fein, gewandt, ohne Zwang!). Wegen vielen Besuchs von Fremden, die nicht deutsch sprechen, wäre es wünschenswert, wenn der Gesuchte ein paar moderne Sprachen verstünde – Französisch, Italienisch, Englisch, Spanisch usw.» Für diese Stelle, die, wenn auch nicht für lange Zeit, Humperdinck innehat, setzt Krupp ein Gehalt von dreihundert Mark monatlich aus bei freier Wohnung, freiem Unterhalt und freier Wäsche – für die damalige Zeit eine ansehnliche Summe.

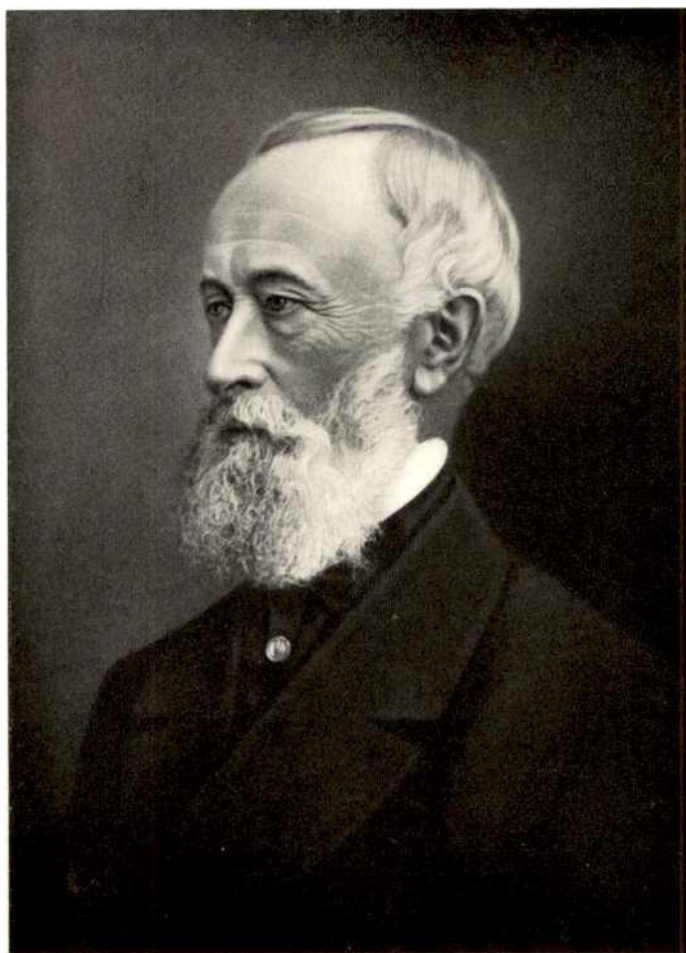
Die Anrufung der Künste ist ein verspäteter Versuch, die Leere des Lebensabends auszufüllen. Aber sie spenden ihm, der danach greift wie ein Kind nach dem Spielball, weder Frieden noch Erhebung. Und so lässt er den Ball wieder fallen.

Im März 1886 wird Krupp das erste Enkelkind geboren, das die Eltern Bertha taufen lassen; über die Wahl des Namens fällt zwischen Vater und Sohn nie ein Wort. Alfred Krupp hat zu der Welt des Kindes noch weit weniger Beziehung als zu derjenigen der Frau, und die Kleinkinderstube gar ist ihm unheimlich. Kinder sind ihm nicht Offenbarungen des grossen Lebenswunders, sondern Gewürm. Das Aufglimmen der Seele, die Art, wie der Geist in dem winzigen Körper erwacht, sagt ihm, der gewöhnt ist, die Welt als Perfektum hinzunehmen, nichts. Der eigene Sohn war ihm der Erbe und im Grunde nur dieses. Die Enkeltochter lässt hoffen, dass eines Tages auch ein Enkelsohn folgen wird. So nimmt er sie ohne Kommentar und sichtbare Enttäuschung hin. Er spöttelt darüber, dass ihm von dem winzigen Geschöpf die Würde eines Grossvaters ver-

liehen sei. Zum Kindermädchen bemerkt er, die Enkeltochter werde gewiss viele Verehrer haben, wenn sie erst einmal siebzehn oder achtzehn Jahre alt sei. Damit ist sein Vorrat an Einfällen erschöpft.

Über den leiblichen Verfall scherzt er gelegentlich: «Ich bin nur noch ein Schatten mit ein paar Knochen, der Rest ist Gas.» Aber sterben will er nicht, er ist an diese Erde verloren wie nur je ein Mann der Tat. Er bleibt bis zuletzt, der er immer war: ein Mensch nicht mit einem, sondern mit einem Dutzend Widersprüchen, ichbezogen zum Erbarmen, wenn es nicht um das Werk geht, ein Menschenkenner von praktischer Welterfahrung und nicht zu betrugendem Scharfblick, im Einzelnen oft ein jämmerlicher Psychologe, grosszügig bis zur Verschwendung – noch immer verschenkt er Reitpferde edelster Rasse –, aber durch eine Nichtigkeit zu masslosem Zorn gereizt, streng rechtlich, aber mehr als einmal ungerecht, eben noch in Gedanken einen technischen Himmel stürmend, dann hilflos versinkend in einem Ozean von Pessimismus.

In den letzten Monaten verfällt Krupp in eine krankhafte Projektenmacherei, wie sein Sohn an Longsdon berichtet. Da ist die merkwürdige Erfindung des Pivotschiffes mit der Doppelkanone. Mit einem möglichst kleinen Schiff, auf dem eine möglichst grosse Kanone montiert werden soll, will Krupp den englischen Dreadnoughts zu Leibe gehen, die eben entwickelt werden. Die Doppelkanone verbindet zwei Rohre durch eine schwere Muffe. Die beiden gleichzeitig abgefeuerten Schüsse sollen den Rückstoss in sich selbst aufheben. Der eine Schuss geht gegen den Feind, der andere hinten hinaus irgendwohin ins Wasser. Das ist mehr, als der Krupp sonst zugeneigte Admiral von Stosch ertragen kann. «Sie wissen, dass die deutsche Marine zu arm ist zum Experimentieren – England ist reicher!» schreibt er.



Die Doppelkanone findet auch in der Gussstahlfabrik die wohlverdiente Ablehnung. Dem unglücklichen Direktor, der die Auffassung der Firma dem alten Krupp vorzutragen hat, antwortet er: «Nun können Sie mir höchstens noch sagen, ich wäre verrückt. Aber wenn Sie glauben, damit Eindruck auf mich zu machen, so irren Sie sich. Als ich damals den grossen Hammer baute, sagte Haniel in Ruhrort jedem, der es hören wollte: nun wird Krupp wohl bald ins Irrenhaus kommen, der will ja einen Dampfhammer mit tausend Zentnern Fallgewicht bauen.»

Die Technik ist ihm nun zum Spielzeug geworden, zum Zeitvertreib in den langen schlaflosen Nächten. Zu diesen nächtlichen Ausgeburten gehört auch die schwimmende Batterie in Tellerform, die durch Luftkästen getragen wird. Sie soll auf Flösse montiert werden, die man ohne Maschinenantrieb an flachen Küsten gegen den Feind stakt. Darüber schreibt er in einer Nacht zweiundvierzig Quartseiten mit Text und Skizzen. Diese technischen Fabeleien treiben ihn so um, dass ihm der Arzt zuletzt jede Verbindung mit der Fabrik verbietet. Der Sohn weist die Procura an, nicht mehr an seinen Vater heranzutreten. So hat Krupp noch mehr Zeit als vorher, ist noch mehr den verloren kreisenden Gedanken ausgesetzt. Hier kann kein Arzt des Leibes mehr helfen, und nach anderem Beistand verlangt Krupp nicht. Die Rechnung mit dem Himmel hat er auf seine Weise gemacht, und man darf überzeugt sein, dass sie kurz und knapp ist. Er ist sicherer denn je, dass er sich nichts vorzuwerfen hat. Udenkbar, dass er der Welt das Schauspiel der Reue bieten sollte. Er ist gesonnen, das, was er getan und was er nicht getan, «vor seinem Herrgott» zu vertreten. Er schliesst keinen Kompromiss, versucht nicht, Gott ein Plätzchen im Paradiese abzuhandeln, und findet, dass dieses die einzig mögliche männliche Haltung ist. An

dem Tage vor seinem Tode hat ihn noch Schweningen besucht und keine Ursache zur Beunruhigung gefunden, sodass der Sohn eine geplante Reise antritt. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Abfahrt ist Krupp tot. Er stirbt, fünfundsiebzig Jahre alt, ohne Todeskampf in den Armen seines Dieners. Ein organisches Leiden ist nicht festgestellt worden.

Die Zeitungen der Welt widmen Krupp ihre Nachrufe. Die deutschen Stimmen bleiben im Rahmen des Üblichen, sind sachlich und ein wenig trocken. Nur die Rheinisch-Westfälische Zeitung zeigt Sinn für tiefere Zusammenhänge,

wenn sie schreibt: *«Wie der Name unseres Kaisers und Bismarcks seit den denkwürdigen Kriegen von 1866 und 1870 von den Völkern der Erde mit Ehrfurcht und Preis genannt wird, so der Name Krupp mit Bewunderung und – vielfachem Neid. Gewiss hat neben dem Erfinder des Zündnadelgewehrs niemand zur Vervollkommnung der Kriegswaffen so beigetragen als Krupp. Eine unberechtigte Empfindlichkeit wäre es jedoch, ihm aus diesem Grund zu grollen. Die ganze Entwicklung der Eisenindustrie drängte auch die moderne Kriegstechnik zu immer grösserer Vervollkommnung. Solange es Kriege in der Welt gibt, wird auch der Wettstreit der Völker wie in der Herstellung von Erzeugnissen, die das Leben im Frieden erhöhen und verschönern, so in der Verfertigung der zum Kriege notwendigen Hilfsmittel nicht aufhören. Wären es nicht Deutsche gewesen, deren Genie in dieser Beziehung den Sieg davongetragen, würde ein Engländer oder Franzose, wenn auch nicht gleiches, so doch ähnliches zu erreichen versucht haben. Darüber zu klagen, dass Krupp die Welt mit Kanonen versorgte, ist gerade so müssig, wie dem Berthold Schwarz die Erfindung des Pulvers vorzuwerfen.»*

Die Kölnische Zeitung befriedigt den Zahlenhunger ihrer Leser: *«Krupps Etablissement bedeckt einen zusammenhän-*

genden Flächenraum von mehr als 400 Hektaren, davon sind 75 Hektar überdacht. Das Arbeiterpersonal beläuft sich auf etwa 13'500 Personen. Ferner sind in dem Geschäft 740 Personen als Beamte angestellt, das Wächterpersonal zählt 170, die eigens für den Ordnungsdienst angestellte Feuerwehr 70. Für die Angehörigen des Etablissements bestehen Consumanstalten, ein Hotel, drei Bierhallen, eine Selterwasserfabrik, eine Bäckerei, welche monatlich 80'000 kg Brot liefert. Bereits im Jahr 1873 waren für 8'000 Personen Beamten- und Arbeiterwohnungen vorhanden. Das zu dem Etablissement gehörige Krankenhaus enthält 100, das Epidemie-Lazarett 120 Betten. Zur Vermittlung des Verkehrs im Etablissement dienen 37,2 km normalspurige und 15,7 km schmalspurige Eisenbahnen.»

Dürftig sind die persönlichen Würdigungen des Toten und die Versuche, ihn in die Zeit einzuordnen. Sehr deutlich aber tritt aus den Nachrufen zutage, wie sehr es Krupp gelungen ist, von sich und seinem Werk die Vorstellungen zu erwecken, die er für wünschenswert hielt. Da wird von der einfachen Villa auf dem Hügel geschrieben; das Stammhaus, meist Ahnenhaus genannt, erfüllt aufs Beste seine Aufgabe, den winzigen Anfang mit dem jetzigen Weltunternehmen vergleichen zu lassen. Auch das Geheimnis des Gusstahls, das der Vater vor seinem Tod dem Sohn anvertraut habe, feiert fröhliche /Auferstehung. Krupp hat es erreicht, dass das Werk, das er einem widerspenstigen Alltag abgetrotzt hatte, in verklärendes Licht gerückt und mit einem romantischen Sagenkranz umflochten wurde, einem Zauber, der bis heute nicht erloschen ist.

Während das Ausland im Wesentlichen der gleichen Linie folgt, ertönen aus Frankreich neue, noch nie gehörte Stimmen. Der Essener Generalanzeiger berichtet über sie zusammenfassend:

«Paris‘ erzählt seinen Lesern mit ernster Miene, Krupp habe eigentlich sein Gussstahlverfahren dem Engländer Bessemer gestohlen, da die preussische Regierung sich seinerzeit geweigert habe, das Bessemer-Verfahren zu patentieren nur zu dem Zweck, um Krupp dessen kostenfreie Benutzung möglich zu machen. Der «Matin» weiss zu berichten, dass Krupps letzte Lebensjahre «verbittert» worden seien, weil andere Kanonen seine Erzeugnisse gänzlich in den Hintergrund gedrängt hätten. Krupps Kanonen verschleimten, platzten, kurz, hätten alle erdenklichen Fehler, sodass die französische Artillerie der deutschen in allen Punkten überlegen sei. Wenn er auch hier und da von auswärtigen Regierungen einige Bestellungen erhalte, so liege das daran, dass Deutschland stets seinen ganzen Einfluss einsetze, um die fremden Regierungen zur Bevorzugung Krupps zu zwingen. Dazu habe es nicht nur nationale, sondern ganz persönliche Gründe, indem – und jetzt kommt die Hauptverleumdung – der deutsche Kaiser, die Mitglieder der königlichen Familie und der Fürst Bismarck die Hauptaktionäre der Krupp'schen Gesellschaft seien! – Wir wollen den Franzosen wünschen, dass sie uns keine Gelegenheit geben werden, sie in Bezug auf Kanonen eines Besseren zu belehren.» So tief sitzt der Hass, der kein Mittel mehr scheuen wird, sich zu befriedigen; Sedan ist un-
vergessen.

Die sterbliche Hülle Krupps wird im weissen Saal der Villa Hügel in geschlossenem Sarg aufgebahrt. Dieser wird, nach der Verfügung des Toten, von da zum «Stammhaus» überführt, die Procura gibt unter Fackelschein das Geleit. Am Tage darauf geht der Leichenzug durch das Spalier, das die zwölftausend Arbeiter der Gussstahlfabrik bilden, zum Friedhof am Kettwiger Tor. Eine Flut von Beileidstelegrammen aus der ganzen Welt ergiesst sich über den Hügel. Es fehlen nicht die Kundgebungen des alten Kaisers, Bismarcks und Moltkes. Aber nur wenige ahnen, dass eine Epoche deut-

scher Geschichte sich ihrem Ende zuneigt, die Epoche, in der Bismarcks Staatskunst die Einigung des Reiches und seinen Aufstieg zu einer Grossmacht im europäischen Raum herbeiführte. Die Kriege, die mit Krupp-Kanonen gewonnen wurden, nehmen sich nur wie Marksteine an einem langen politischen Weg aus.

Für die Zukunft der Welt ist ebenso wichtig, dass diese Epoche die Entstehung des technischen Zeitalters umschliesst, dessen ureigenstes Kind Alfred Krupp gewesen ist. Als er jung war, gab es noch keine einzige Eisenbahn, waren die Weltmeere noch beherrscht vom Segelschiff, lebten die Menschen wenig anders als vor fünfhundert oder tausend Jahren. Fünfzig Jahre haben genügt, sie gründlich umzuwandeln. Durch die Technik hat sich ein neuer Geist der Menschheit bemächtigt, und sie ist dieses Geistes froh trotz Warnern wie Nietzsche und Jakob Burckhardt, welche die Gefahren voraussehen. Aber es gibt keine Macht, die die technische Entwicklung aufhalten könnte, die Menschen suchen eifriger ihr Heil auf dieser Erde und in ihren verlockenden Möglichkeiten. Wie Krupp keines geistlichen Beistandes bedurfte, im Leben nicht und nicht im Sterben, wie ihm nichts bedeutete, was in der Stille der Seele geboren wird, wie er sich selber die erste und letzte Instanz war, so werden die kommenden Generationen leben und denken. Eine Zeit bricht an, wie sie die Menschheit noch nie gesehen hat. Krupp ist nicht ihr Vorläufer, er gehört ihr bereits zu, nicht überall, nicht in seiner Art, sich altväterisch zu kleiden, nicht in dem zornigen Eifer, mit dem er überkommene Sittengesetze verfißt, nicht in seinen Anschauungen über Liebe, Ehe, Erziehung und tägliche Lebensführung, aber da, wo er handelt, wo er Fabriken aus dem Boden stampt, wo er Widerstände bricht, wo er von der Technik besessen ist.

Dass eine Epoche zuende geht, wird deutlicher, als drei-
viertel Jahre nach dem Tode Krupps der alte Kaiser stirbt.
Er besass bis zuletzt eine grosse Volkstümlichkeit. An sei-
nem Sarge werden viele Tränen geweint, die einer un-
glücksvollen Zukunft gelten. Mit ihm geht das alte Preussen
dahin, das Preussen der kargen Lebenshaltung, des kate-
gorischen Imperativs, der Genussfeindlichkeit, der Arbeit
um ihrer selbst willen und der Gottesfurcht, dieweil der
Mensch nur Pilger auf dieser Erde ist und einst Rechen-
schaft abzulegen hat über Tun und Lassen vor dem höch-
sten Richter. Das ist ein Text, der schon zu Lebzeiten des
alten Kaisers immer weniger verstanden wurde.

Wilhelm I. war aus der christlich-deutschen Tradition
vieler Jahrhunderte gewachsen. Krupp ist Anfang, elemen-
tarer Ausbruch von dämonischem Eigensinn. Für den Kai-
ser war Krupp ein etwas sonderbarer Herr, der hohen Geld-
bedarf hatte, aber Kanonen zu bauen verstand wie kein
anderer. Persönlich schätzte er Krupp, weil er fühlte, dass
dieser schlicht, treu und pflichtbesessen war wie er selbst.
Für Krupp war der Kaiser die letzte Autorität, die er an-
rufen konnte, wenn die preussische Bürokratie zu wider-
borstig wurde, und wenn gegen sein Haus intrigiert wurde.
Beide haben sich kaum in der Beurteilung des anderen ge-
irrt. Nur einmal geriet Krupp beinahe in die königliche Un-
gnade, als er statt des ihm angebotenen Bankkredites ein
Staatsdarlehen haben wollte. Der erste Besuch des Prinzen
von Preussen in Essen fand 1854 statt, zum letzten Mal sah
Krupp den Kaiser im Jahr 1881. Ein Menschenalter hin-
durch blieben die Beziehungen ungetrübt, weil Krupp dem
König und Kaiser nie anders begegnet ist als der Mann, der
Kanonen herstellt und für ihre Qualität bürgt. Der Kaiser
hatte verstanden, dass Krupp ihm etwas darbrachte, was
sich als notwendige Ergänzung der Arbeit darstellte, die

der Staat für die Sicherheit des Reiches leisten musste. Dem Staat waren für diese Aufgabe feste Grenzen gesetzt und mit den Militäretats viele Fesseln angelegt. Krupp konnte freier wirken, und seine Erfolge dabei waren überzeugend. Er war der grosse Anreger geworden, oft lästig, aber öfters nützlich.

Krupp und der alte Kaiser sind tot. Vieles wird sich wandeln, das fühlen alle, besonders als Kaiser Friedrich neunundneunzig Tage nach Kaiser Wilhelm stirbt. Jedoch steht das Reich fest gegründet und wird auch unter der neuen Führung weiterbestehen wie das Haus Krupp. Noch ist Bismarck da, auf den die Augen der Nation umso vertrauender blicken.

Das Verhältnis des Kanzlers zum Hause Krupp lag von je auf der Linie der Beziehungen des Königs von Preussen zum «Kanonenkönig». Bismarck, der grosse Realist, brauchte ihn, denn Kanonen waren für ihn die *ultima ratio regis*. Krupp war ein Mann nach seinem Geschmack. Beide hassten sie die Federfuchser und Bürokraten und fanden sich in der Liebe zu Pferden und alten Bäumen. Auch einen politischen Berührungspunkt hatten sie: die Erzfeindschaft gegen die Sozialdemokratie, der einzige Fall, der Alfred Krupp für Politik interessieren konnte. Bismarck half Krupp, wo er es verantworten konnte, zum Beispiel beim Erwerb der Sayner Hütte, als Krupp in einem närrischen Anfall darin sein Heil suchte. Dagegen versagte er sich, wenn Krupp seine Forderungen überspannte wie in der Gründerkrise, als er wiederum Staatshilfe begehrte. So kann das Haus Krupp damit rechnen, dass auch nach dem Tode Alfred Krupps und des alten Kaisers das Wohlwollen des Kanzlers nicht erlischt.

Aber zwei Jahre später ist auch die Stunde Bismarcks gekommen. Es ist nicht der Tod, der ihn von seinem Amt

ruft, sondern der junge Kaiser. Nun wird die grosse Wende auch den Blinden sichtbar. Nun wird auch das Sichere und Festbegründete zweifelhaft, da der Lotse das Schiff verlässt. «Wiederkommen! Wiederkommen!» ruft das Volk, als Bismarck vom Lehrter Bahnhof in Berlin abfährt. Aber Bismarck kommt nicht wieder.

Das Volk ist in Trauer, doch in der Umgebung des Kaisers, in den Ministerien und an vielen anderen Stellen atmet man auf. Die deutsche Presse nimmt die Entlassung Bismarcks fast wie ein alltägliches Ereignis hin, das Ausland aber ist beunruhigt. Im Staatsapparat fühlt man sich erleichtert wie nach dem Tode Friedrichs des Grossen.

Es sind verlockende Aussichten, die sich nun den begehrlichen Blicken bieten, nachdem die drei grossen Männer dahingegangen sind. Im Grunde standen sie der Zeit nur noch im Wege. Die Kassandrarufe, die hier und da ertönen, verhallen schnell, und die Pessimisten werden durch die Tatsachen ins Unrecht gesetzt. Denn es lässt sich jetzt fröhlich leben im Deutschen Reich. Eine neue Epoche ist angebrochen, nicht nur für Deutschland, auch für die Welt; eine Epoche, in der Deutschland alles tun wird, um schlechter zu erscheinen, als es ist, und England vieles unternimmt, um besser zu erscheinen, als es ist. Im Wirken eines allseits verschuldeten Missverstehens wird Europa seine Weltgeltung verspielen.

ZWEITES BUCH

DER ERBE

DER ZWEITE HERR.

Beim Tode seines Vaters im Jahre 1887 ist Friedrich Alfred Krupp ein junger Mann von dreiunddreissig Jahren. Die Krupp'schen Unternehmen in und ausserhalb von Essen beschäftigen zu dieser Zeit insgesamt zwanzigtausend Arbeiter. Als er fünfzehn Jahre später stirbt, ist die Belegschaft auf dreiundvierzigtausend angewachsen. Dieser erneute Aufstieg ist zu einem erheblichen Teil der allgemeinen industriellen Bewegung zuzuschreiben, die vom technischen Fortschritt herrührt, für den es keine Grenzen mehr zu geben scheint. Unter dem jungen Kaiser Wilhelm II. geht es wirtschaftlich steil aufwärts. Im Einzelnen mag vieles bedenklich anmuten – wirtschaftliche Erfolge besitzen eine durchschlagende Überzeugungskraft für ein Geschlecht, das materielle Güter hoch zu schätzen weiss. Niemand denkt darüber nach, dass hier vielleicht geerntet wird, was ein anderer gesät hat, der jetzt grollend im Sachsenwald sitzt und gelegentlich zu warnen versucht; man will den Segen unbeschwert geniessen.

Der Segen kommt auch nicht ganz von ungefähr. Es wird in diesem Deutschland mit zähem Eifer gearbeitet. Nur zögernd geht ein Teil der Industrie vom Zwölf- zum Zehnstundentag über. Auch die Kinder- und Sonntagsarbeit ist noch nicht abgeschafft. Nach der Kirchzeit sind alle Läden offen. Im Übrigen ist der Aufstieg eine europäische Erscheinung. Dass Deutschland die anderen Völker einzuholen

oder sogar zu überflügeln beginnt, liegt an der Arbeitswut der Deutschen, die niemanden hindern, sich ebenso zu regen wie sie.

Das Ruhrgebiet ist das Zentrum der allgemeinen Schaffensfreude, und dort wiederum ist Essen mit Krupp der Schwerpunkt. Dass die Firma ihre überragende Stellung immer mehr befestigt, liegt nicht zum wenigsten daran, dass Friedrich Alfred Krupp in seinen Massnahmen eine glückliche Hand zeigt. Er ist der ruhige Verstand in Person; die harte Schule des Vaters trägt ihre Früchte. In seiner Arbeit wirken Besonnenheit und Ernst, und was er für richtig erkennt, wird gelassen aber konsequent durchgeführt. Am meisten scheint der Sohn von den Fehlern des Vaters gelernt zu haben. Wo er ihre Schädlichkeit erkennt, verlässt er die väterliche Bahn, ohne jedoch der Hauptlinie untreu zu werden. An der Spitze des Reiches dagegen, wo Wilhelm II., fünf Jahre jünger als Krupp, das Heft in die Hand nimmt, ist von Besonnenheit nichts zu spüren und noch weniger von Stetigkeit in der Steuerung des Staatsschiffes. Dort wird nun auch das Alterprobe in Frage gestellt.

Der junge Krupp ist keine schillernde Persönlichkeit wie der Kaiser, er ist einfach, wirkt gelegentlich fast etwas hausbacken, neigt weder zu Übersteigerungen noch zu Sentimentalitäten, aber er ist frei von Vorurteilen, darum unbefangenen Blickes, gütig und im Allgemeinen ohne Schwäche.

Gleich zu Beginn wandelt er die Procura in ein Direktorium um. Das mag auf den ersten Blick als unwichtig erscheinen. In Wahrheit ist es eine Absage an vieles, was er nicht mehr gutheissen kann. Das General-Regulativ, das als höchste Instanz der Geschäftsführung eine Prokura vorsah, war für Alfred Krupp sakrosankt und sollte «für ewige Zeiten» gelten. Schon deshalb ist diese Änderung eine um-

stürzende Tat. Nichts gilt ewig, alles ist der Entwicklung unterworfen – das wird damit deutlich ausgesprochen. Es ist höchste Zeit, dass Wollen und Wirklichkeit in Einklang gebracht werden. In Wirklichkeit ist das Haus Krupp eines der grössten, wenn nicht *das* grösste Industrieunternehmen der Welt. Dazu passt nicht das Kokettieren mit veralteten Formen. Es gilt, nach aussen mit der Würde aufzutreten, die dem Ansehen des Hauses entspricht. Die neue Zeit verlangt Direktoren, nicht Prokuristen. Obgleich der junge Chef Repräsentation für seine Person nur als Bürde empfindet, ist es doch nicht seine Absicht, das Haus von den Umgangsformen der Zeit auszunehmen. Er weiss, dass solche Formen mehr bedeuten als nur Richtlinien für das gegenseitige Verhalten. Wie Alfred Krupp ist er der Meinung, dass ein so grosses Werk nur gedeihen kann, wenn ein bestimmter Geschäfts- und Instanzenweg die Betriebsvorgänge regelt, aber er hält im Gegensatz zum Vater für unerlässlich, dass sich der Chef des Hauses selbst den von ihm bestätigten Regeln unterwirft, dass er nicht willkürlich, gleichsam von aussen, in den Betrieb eingreift. Darum muss über die Abgrenzung der Rechte und Pflichten des Direktoriums und der eigenen Einflussnahme Klarheit geschaffen werden. Als er aber bemerkt, dass das Direktorium dieses Entgegenkommen benutzen möchte, um in das General-Regulativ Bestimmungen einzubauen, die die Rechte des Inhabers einschränken könnten, wehrt er sich gewandt.

Eine solche Aufgabe zu lösen ist für ihn, über dem noch immer der Schatten des grossen Vaters liegt, schwer genug. Denn das Direktorium unter Leitung Jenckes ist nicht gesonnen, sich seine Rechte und Gewohnheiten schmälern zu lassen. Krupp steht gewiegten Männern gegenüber, die ihre Stellung mit aller Dialektik zu verteidigen wissen, die sich auch nicht scheuen, die Manen des Vaters gegen den

Sohn anzurufen. So wird dieser erste Kampf im Hause zur Probe, ob der junge Chef genug Klugheit, Einfühlungsvermögen und Energie besitzt, um sich selbst gegen die erfahrenen und tüchtigen Mitarbeiter durchzusetzen.

Es zeigt sich schnell, dass er sie besitzt. Er beginnt mit dem Wunsch, über alle wichtigen Vorkommnisse in der Fabrik unterrichtet und vor Entscheidungen von Bedeutung gefragt zu werden. Bald muss er feststellen, dass man sich wenig um sein Verlangen kümmert, und als er Jencke zur Rede stellt, fragt dieser zurück, wie denn das Direktorium die Verantwortung tragen solle, wenn es in seiner Handlungsfreiheit derart beschränkt werde. Jencke geht noch weiter –und er spricht im Namen des Gesamtdirektoriums –, indem er darauf hinweist, Alfred Krupp habe gewünscht, die Geschäfte sollten geführt werden, als ob er gar nicht da wäre. Diese Forderung habe er zum obersten Gesetz erhoben, das anzutasten bestimmt nicht im Sinne des grossen Mannes läge; wohin solle es auch führen, wenn sich der Herr des Hauses um Einzelheiten kümmere, anstatt auf die Einheitlichkeit der Leitung bedacht zu sein, die sicherzustellen seine ganze Kraft beanspruche. Der junge Chef möge sich doch nicht allzu sehr überlasten und an seine schwache Gesundheit denken.

Da steht nun Friedrich Alfred Krupp wieder an der Mauer, vor der er sein ganzes Leben gewartet hat. Die Macht des Vaters ist noch sehr gegenwärtig, und es ist misslich, sich gleich zu Beginn dem Vorwurf der Pietätlosigkeit auszusetzen. Auch muss er sich eingestehen, dass Jencke berechtigten Sorgen des Direktoriums Ausdruck verleiht. Er bedenkt seine Antwort gründlich und legt sie schriftlich nieder:

«Es ist freilich meine Absicht, die laufenden Geschäfte und den Gang der Verwaltung, auch die technischen Fragen eingehender zu verfolgen, als es meinem Vater im hohen Al-

ter und infolge Krankheit möglich war. Die Motive hierfür sind ja leicht begreiflich, da die mir zugefallene Aufgabe, das Erbe meines Vaters zu wahren und zu pflegen, im höchsten Masse mir am Herzen liegt, und meine Gesundheit es in glücklicher Weise noch erlaubt, meinen Neigungen nach dieser Richtung nachzugehen-, auch verfolge ich damit den Zweck, meine Erkenntnisse und Erfahrungen nach Möglichkeit zu bereichern. Dagegen liegt es nicht in meiner Absicht, die Verwaltung auch nur von einem Teil ihrer Verantwortung zu entlasten. Nur wenn ich im Gegensatz zum Gesamtdirektorium oder zur Majorität desselben eine Entscheidung treffe, so tritt der Fall ein, wo ich die Verantwortung für meine Entscheidung tragen werde. Aber auch dann, wenn meine Ansicht und Entscheidung abweichend ist, fordere ich als eine Selbstverständlichkeit, dass das Direktorium schwerwiegende Gegen Gründe offen und ausführlich zur Sprache bringt.»

Diese Antwort ergänzt Friedrich Alfred Krupp durch weitere Wünsche, zum Beispiel, dass alle unnötige Schreibung vermieden und das Notwendige mündlich besprochen werde – eine Abkehr von den tausend Zetteln des Vaters. Er sei in seinem Arbeitszimmer im «Stammhaus» immer zu erreichen. Was ihm vorgetragen werde, solle jedoch vorher im Gesamtdirektorium beraten sein – eine weise Anordnung, weil damit alle persönlichen Empfindlichkeiten ausgeschaltet werden, wenn Krupp einmal glaubt, eine entgegengesetzte Meinung zur Geltung bringen zu müssen.

Jedoch bedeuten die vernünftigsten Anordnungen wenig, wenn hinter ihnen nicht der Wille steht, sie auch durchzusetzen. Vater und Sohn sind in der Art ihres Willens sehr verschieden. Alfred Krupp, aufbrausend und leidenschaftlich, liebte es, Widerstände zu überrennen und Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, wenn etwas nicht nach seinem Kopf ging. Der Sohn verabscheut dramatische Zu-

spitzungen, ist auch in seinem Innersten zu bescheiden, um immer recht behalten zu wollen. Er weicht Widerständen gerne aus, um seine Ziele auf Umwegen durchzusetzen; er verliert sie nie aus den Augen, in Zähigkeit dem Vater durchaus ebenbürtig.

Das zeigt sich in der Art, wie er das Direktorium ausbaut. Dem gilt seine Hauptsorge. Er verfällt bei aller Wahrung seiner persönlichen Stellung nicht dem Wahn, alles selbst am besten zu verstehen, er will keineswegs wie der Kaiser sein eigener Kanzler sein und seine Mitarbeiter zu Kreaturen herabwürdigen. Das Direktorium soll vielmehr eine in sich geschlossene Gemeinschaft tüchtiger Männer sein, deren Erfahrung und Verantwortungsbewusstsein Vorfälle, wie sie sich in der Gründerkrise ereigneten, ausschliessen; ein jeder aus diesem Kreis soll ein persönliches Verhältnis zum Chef des Hauses pflegen.

Unter anderem verlangt er, dass sein Freund Menshausen in das kaufmännische Ressort berufen wird, wo er sich des Exports annehmen soll. Menshausen ist zu dieser Zeit Generalvertreter der Firma in den Mittelmeerländern, und seine Kenntnisse des Auslandsgeschäftes sind umfassend. Krupp begründet diesen Schritt sorgfältig, muss aber erleben, dass das Direktorium Bedenken erhebt, die sich nicht etwa gegen die Person von Menshausen richten, sondern aus der Geschäftsordnung des Hauses abgeleitet werden. Das General-Regulativ lässt sich als brauchbare Waffe gegen den Inhaber der Firma verwenden. Krupp nimmt zu diesem Bescheid mit keinem Wort Stellung und verzichtet auf die Berufung. Aber wenige Jahre später bringt er den Freund in die gewünschte Position, nun ohne jeden Widerstand des Direktoriums.

Im Übrigen lässt sich Krupp durch diesen Zwischenfall keineswegs davon abbringen, das Direktorium nach seinem



Sinn zu ergänzen. Er ruft Dr. Schmidt, der seit einigen Jahren im ägyptischen Staatsdienst steht, in das Handelsressort. Ihm folgen Menshausen und für den technischen Bereich Otto Budde, ein Bruder des preussischen Eisenbahnministers und Krupps Jugendfreund; ferner Albert Schmitz, ein um die Stahlforschung hochverdienter Mann. Auch Wilhelm Gross nimmt er in das Direktorium auf mit dem Hintergedanken, im Kanonenressort jungen Kräften Raum zu geben, da der grosse Konstrukteur nun auch alt und grillig geworden ist.

Der spätere Finanzdirektor Haux hat dieses Direktorium der achtziger Jahre in seinen Erinnerungen geschildert: *«Das damalige Krupp'sche Direktorium war schon seiner äusseren Erscheinung nach von imposanter Wirkung. Fünf seiner Mitglieder, der Vorsitzende Jencke, der Kaufmann Adolf Schmidt, der Kaufmann Menshausen, der Ingenieur Budde und der Artillerist Dreger konnten beim ersten Garde-Regiment zu Fuss gedient haben. Auch die vier anderen Kollegen waren markante Erscheinungen: der joviale Asthöver, der Finanzrat Klüpfel, der Bergmann Fitting und der trinkfeste Albert Schmitz mit seinem prachtvollen Patriarchenbart.»*

Das also sind die Männer des Einflusses zu Lebzeiten des letzten Krupp. Der Mann aber, der das Unternehmen zusammenhält und alle Sorgen Jenckes wegen der Einheitlichkeit der Leitung gegenstandslos macht, ist dieser durchaus nicht genialische Erbe. Ihm liegt nichts ferner als grosse Würfe, an Selbstbewusstsein besitzt er eher das zu wenig, was sein Vater zu viel hatte. Aber in allem, was er anpackt, tut er genau das, was notwendig und zweckmässig ist, und so erhält er nicht nur das grosse Erbe, sondern er mehrt es auch.

Friedrich Alfred Krupp versteht mehr, als dem Weltunternehmen ein glücklich zusammengesetztes Direkto-

rium zu geben. In seinem Werdegang liegt beschlossen, dass er den Geist des Hauses wie kein anderer in sich darstellt. Die einmalige Bedeutung des Unternehmens im Staat wird von ihm nicht als selbstverständlich hingenommen. Sie bedarf nach seiner Überzeugung der Pflege und Vertiefung. Die Firma, in ihrer Art mit den höchsten Staatsinteressen verflochten, könnte nach Krupps Auffassung ein viel stärkerer Aktivposten in den nicht eben zahlreichen Aussenvertretungen des jungen Reiches werden. Darum entschliesst er sich noch im Todesjahr seines Vaters zu seiner sogenannten «Fürstenreise», die gleichsam sein aussenpolitisches Programm zum Ausdruck bringt. Das «innerpolitische» geht dahin, die Wohlfahrtseinrichtungen des Hauses zu pflegen und mit ihnen den Geist der Zusammengehörigkeit, der die grosse Familie sich mit wachsendem Stolz als Kruppgemeinde bekennen lässt. Die Arbeiterstiftung in Höhe von einer Million Mark ist für ihn nur der erste Schritt zur Durchführung seines Sozialprogrammes, wobei ihm seine Frau die eifrigste Helferin wird.

Die Fürstenrundreise erregt allgemeines Aufsehen, da sie ohne jedes Beispiel ist. Sie ist eine offizielle Aktion der Firma, eine repräsentative Geste des Hauses, das einen Weltnamen zu vertreten hat. Ein kleiner Hofstaat setzt sich in Bewegung. Jencke und Menshausen begleiten Krupp, ausserdem sein Schwager Felix von Ende und Schweninger. Dazu kommt ein grosses Geleit von Nebenpersonen. So geht die Reise zuerst zum alten Kaiser, der Krupp freundlich empfängt, dann zu König Leopold von Belgien, einem langjährigen Freund des Hauses, zum König von Sachsen, weiter nach Bukarest zu König Carol und schliesslich nach Konstantinopel zu Abdul Hamid.

Der Sultan ist der Wegbereiter der modernen Türkei. Er hat in einer langen Regierungszeit den Despotismus orien-

talischer Prägung ad absurdum geführt. Er hat die Araber im Jemen niedermetzeln lassen, wie die Drusen am Libanon, wie in Asien Kurden, Luzen und Tscherkessen, die Albanesen an der Adria, die Hellenen in Kreta und im Epirus. Die grössten Greuelthaten, die Massaker in Armenien, liegen zu dieser Zeit noch vor ihm. Im Innern hat er ein Denunzianten-Heer ins Leben gerufen, das als Muster für die grossen Spitzelsysteme des 20. Jahrhunderts gelten kann. Seiner unbequemen Untertanen pflegt er sich durch Massenetränkungen im Bosporus oder durch Erdrosselungen im Gefängnis zu entledigen. Er selbst lebt in ständiger Furcht vor Attentaten und findet nur mässige Beruhigung durch die drei Revolver, die er ständig in den Geheimtaschen seiner Kleidung trägt. Er ist ein hervorragender Pistolenschütze und schreibt auf zwanzig Schritt seinen Namen mit Revolverkugeln in die Wand.

Abdul Hamid ist so sehr der Souverän seines Landes, dass ohne ihn kein Geschäft in der Türkei zu machen ist. Und er versteht es, mit grosser Würde und Geschicklichkeit den liebenswürdigen Gastgeber zu spielen. Wenn er Krupp besonders wohlwollend empfängt, ist viel schlechtes Gewissen dabei. Entweder ist er seinen Zahlungsverpflichtungen nicht nachgekommen oder er hat wieder die französischen Interessen gegen die deutschen ausgespielt. Der persönliche Begleiter, den er Krupp attachiert, ist ein probater Spion. Als Krupp bei einer Audienz Bilder vom Hügel und seinen gärtnerischen Anlagen zeigt, wird Abdul Hamid gefühlvoll und meint, er halte es für ein grosses Glück, wenn man Vergnügen an Gärten und an der Natur habe, denn das halte manchen davon ab, Dinge zu tun, die er später bereuen müsse. Am Ende beehrt er Krupp mit einem persönlichen Auftrag an Bismarck, für den er die grösste Verehrung habe, was nicht hindert, dass er zur Zeit des Ber-

liner Kongresses die Ansicht äussert, man könne Bismarck sehr wohl gefügig machen, wenn man ihm eine Million türkische Pfund anbiete.

Im Ganzen darf man in Essen mit dem Ergebnis dieser Reise wohl zufrieden sein. In den Ehrungen, die den Vertretern der Firma zuteil wurden, drückt sich das ungewöhnliche Ansehen des Namens Krupp aus, hinter dem das noch grössere Ansehen des Bismarck-Reiches steht. Die ausserordentliche Achtung, welche die Welt Bismarck zollt, gilt nicht zum wenigsten dem Staatsmann, der Europa die Aussicht auf einen langen Frieden schenkte. Denn die Völker des alten Kontinents sind nicht kriegsbegierig. Aber auch ein Bismarck kann nicht verhindern, dass sie rüsten. Die Militäretats aller europäischen Länder sind im Wachsen, und die Konkurrenzkämpfe der Rüstungsindustrien Frankreichs, Englands und Deutschlands bleiben nicht verborgen. Da alle Welt sieht, was vorgeht, schleichen Argwohn und Misstrauen behender durch die Lande.

Dass dieser durch nichts zu hindernde Wettlauf militärischer Vorbereitungen gar ein Weltenschicksal umschliesst, wer vermöchte das in diesem Jahr 1887 zu erkennen?

Auch Krupp, wie nahe er der Technik steht, sieht nicht auf den Grund, und wenn er es täte, er vermöchte nichts zu hindern. Er ist ein schlichter Patriot, wie es Tausende in allen Ländern gibt, und Patrioten sind Männer, die das Beste für ihr Land wollen. Er sucht die französische oder die englische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen durch die Leistungen seines Werks, nicht mit politischen Mitteln. Die Art, wie er sich des geheimen Auftrages, den er vom Sultan erhielt, entledigt, zeigt seine Bescheidenheit. Er kennt Bismarck persönlich, es würde ihn keine Mühe kosten, vom Fürsten empfangen zu werden. Stattdessen erledigt er die Angelegenheit in einem Brief: *«Euer Durch-*

laucht haben mich in letzter Zeit mit so mannigfachen Beweisen Hochderen gnädigen Wohlwollens und Huld beglückt, dass es mein innigster Wunsch ist, Ew Durchlaucht meinen ehrfurchtsvollsten Dank und meine unbegrenzte Verehrung zu Füßen legen zu dürfen. Nach meiner Rückkehr aus der Türkei und nach der Entbindung meiner Frau – die Ende dieses Monats bevorsteht – hatte ich die Absicht, Ew Durchlaucht um die Erlaubnis zu bitten, mich in Friedrichsruh melden zu dürfen. Eine begründetere Veranlassung ist nun freilich noch in Folge meiner Reise nach Konstantinopel hinzugetreten, indem S.M. der Sultan in längerer Abschiedsaudienz mir einen Auftrag für Ew Durchlaucht anzuvertrauen geruhte. Da ich aber nicht weiss, wann meine Familienverhältnisse es mir erlauben, die Anfrage wegen einer Audienz in Friedrichsruh an Ew Durchlaucht richten zu können, so beehre ich mich diesen allerhöchsten Auftrag unterdes schriftlich Ew Durchlaucht zu unterbreiten.

Momentan befinde sich S. M. durch die bulgarische Frage in äusserst kritischer Lage. Das türkische Volk und S.M. Allerhöchstselbst bedürften des Friedens und wünschten ihn sehnlichst zu erhalten. Deshalb bitte Seine Majestät dringend in Allerhöchstseinem und des Volkes Interesse um Ew Durchlaucht wohlwollende Unterstützung in dieser schweren Zeit.

In diesen kurzgefassten Worten glaube ich der langen Rede ganzen Sinn ziemlich genau wiedergegeben zu haben und bitte ich zum Schluss untertänigst um gnädige Nachsicht bei dieser für mich so ehrenvollen diplomatischen Mission, bei welcher Gelegenheit ich allerdings es für meine Pflicht halte, ausdrücklich hervorzuheben, dass ich mich in keiner Weise zu dieser Übermittlung herangedrängt habe.»

Drei Tage nach diesem Brief wird das zweite und letzte Kind des Ehepaars Krupp geboren. Es erhält den Namen Barbara, der Schutzpatronin der Artilleristen.

Von Neuem beginnt das Hin und Her zwischen Hügel und Fabrik, wie Krupp es von jeher geführt hat, nur dass Pflichten und Verantwortung grösser geworden sind. Da er schon in jungen Jahren das Erbe als Last erfahren hat, überrascht es ihn nicht, dass für ein persönliches Leben wenig Raum bleibt. Trifft er am späten Nachmittag auf dem Hügel ein, so findet er an der Tafel fast immer Gäste, mit denen geschäftliche Besprechungen zu führen sind. Ein Familienleben lässt sich unter solchen Umständen nicht führen. Auf der Gattin liegt die Sorge für die beiden Kinder und den Haushalt, der diesen bescheidenen Namen kaum verdient. Der Hügel umfasst einen Hofstaat, der ohne strenge Regeln aus den Fugen geraten würde. Sein Gewicht drückt Marga Krupp schwer, die gerade in dieser Anfangszeit von vielem Kummer heimgesucht ist. Kurz nacheinander sterben ihr Vater und der geliebte jüngste Bruder. Auch für die Mutter Friedrich Alfred Krupps, die selbst nach dem Tode ihres Mannes nicht für dauernd auf den Hügel zurückkehren wollte, ist die Stunde gekommen. Marga Krupp betreut sie bis zu ihrem Tode. Es ist den jungen Krupps, als ob erst jetzt die alte Zeit dahingegangen sei, welche die Zeit ihrer Jugend war.

DER NEUE KURS

Auch Kaiser Wilhelm II. hat ein wahrhaft glänzendes Erbe angetreten, das eben darum in grossen Gefahren steht. Der junge Kaiser ist von dem hohen Willen beseelt, seiner Aufgabe gerecht zu werden, und Gefahren schrecken ihn nicht. Er glaubt, von Gott zu seinem erhabenen Amt berufen zu sein, und mit dieser Gewissheit fühlt er sich in der souveränen Überlegenheit, in der Untrüglichkeit des Urteils und der Kraft, jede Lage zu meistern. Es ist nicht Preussen, das mit ihm zu Wort kommt – die Altpreussen fühlen es sofort –, sondern eine mittelalterliche Ritterwelt in romantisch-mystischer Verklärung, sonderbar abgehoben gegen den Werktag an der Ruhr, gegen die Schlote im trüben Dunst, gegen das Heer der Arbeit, das Tag für Tag in die grauen Fabrikhallen strömt. Denn *Er* ist der Kaiser und Herr, umgeben von seinen Paladinen, in ihm lebt die Überzeugung, dass ein göttlicher Wille ihn erleuchte und seine Schritte in eine herrliche Zukunft lenke. Er möchte alle beglücken, seine Freunde und seine Feinde, seine persönliche Umgebung und sein Volk. Noch mehr: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.

Unter den vielen Dingen, nach denen der begeisterte Kaiser greift, ist die soziale Frage nicht das unwichtigste, und er ist sicher, dass er sie lösen wird. Hier aber geht es nicht um hohe Glaubensflüge, sondern um den rauhen Alltag, den es leider auch gibt, um den Kampf um Pfennige

und um sehr unerquickliche politische Fragen. Es gibt da in seinem Reich einen Volksteil, vertreten durch die sozialdemokratische Partei, der abseits steht, der vom Staat, den er, der Kaiser, repräsentiert, nichts wissen will. Er geht an die Aufgabe, den Arbeiter für sich zu gewinnen, nicht zimperlich heran, sondern mit dem ganzen Feuer seiner dreissig Jahre und lässt sich selbst dann nicht entmutigen, als er mit Bismarck in Konflikt gerät, der zu dieser Zeit noch im Amt ist. Auch Bismarck beschäftigt sich wieder einmal mit der sozialen Frage, nicht weltbeglückend, sondern politisch. *Seine* Absicht ist, die Krone dadurch zu stärken, dass er die sozialdemokratische Partei zerschlägt, wozu ihm jedes Mittel recht ist, zum Beispiel ein verschärftes Sozialistengesetz und, wenn es nicht anders geht, eine Abänderung des freien, geheimen, gleichen Wahlrechts für den Reichstag. Doch der Kaiser fürchtet nicht für seine Krone, er glaubt nicht an die Richtigkeit dieser Politik, die ihm Millionen fanatischer Gegner schaffen würde, und so scheiden sich hier die Geister.

In einer Reihe von Artikeln verkündet eines Tages der Reichsanzeiger das Sozialprogramm des Kaisers. Sie sind Dokumente des guten Willens, aber auch des Mutes und des gesunden Urteils, wenigstens was den Kernpunkt angeht: dass es nämlich ein Unglück bedeutet, wenn ein wichtiger Volksteil abseits steht und sich im Kampf gegen den Staat verzehrt. Es sollen durch eine Novelle zur Gewerbeordnung die Arbeitsverhältnisse so geregelt werden, dass die Gesundheit, die Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse und die Ansprüche der arbeitenden Klasse auf Gleichberechtigung sichergestellt werden. Diese Ziele sollen erreicht werden durch die Beschränkung der Kinder- und Frauenarbeit, durch die Sonntagsruhe und durch Errichtung von staatlichen Gewerbegerichten, die Streitfälle zwischen Arbeit-

gebern und -nehmern zu schlichten haben. Als Krönung dieses Sozialwerkes ist die Einsetzung von Arbeiterausschüssen geplant, denen ein Mitbestimmungsrecht in den Betrieben zuerkannt werden soll, um so die Arbeiter fester an ihre Arbeitsstätte zu binden und ihnen ein Gefühl zu geben, wie eng ihre Interessen mit denen ihres Unternehmens verbunden sind, das in einem neuen Sinn auch ihr Unternehmen werden soll. Es wird in diesen Artikeln der Hinweis nicht vergessen, dass das Haus Hohenzollern immer sozial gedacht habe und es daher nun als seine Pflicht empfinde, die Lage der notleidenden Klasse zu erleichtern.

Diese Pläne, die der Zeit weit vorausseilen und einen tiefen Eingriff in das gewerbliche Leben bedeuten – für die Sonntagsruhe herrscht nirgends Begeisterung, auch nicht bei den Arbeitern, für die sie eine empfindliche Lohnkürzung mit sich bringt –, alarmieren Arbeitgeber wie Arbeitnehmer. Die Unternehmer sind skeptisch, die Sozialdemokratie triumphiert, nicht etwa, weil auch in ihrem Sinn Vernünftiges angebahnt wird, sondern aus anderen und recht bedenklichen Gründen.

Die schon zugespitzte Lage veranlasst Friedrich Alfred Krupp, sich einzuschalten. Was vor allem seinen Widerstand erregt, sind die Arbeiterausschüsse, deren Funktionen nicht fest umrissen sind. Herr im Hause zu bleiben, ist für ihn unabdingbar. Selbst die kaiserliche Majestät darf daran nicht rütteln. Doch geht Krupp auch an diese heikle Frage – ganz im Gegensatz zum Kaiser – bedachtsam heran, obwohl er nicht ahnt, auf welcher gefährlichen Bahn er sich begibt. Es ist der erste Schritt auf einem Weg, der ihn, den Friedliebenden und immer Gerechten, zu einem der bestgehassten Männer in der Industrie machen wird.

Krupp beruft eine Konferenz seiner Direktoren, seiner Betriebschefs und Betriebsleiter ein und zieht auch die äl-

teren Meister hinzu, um ihre Ansicht zu hören, ohne ihnen vorher die eigene mitgeteilt zu haben. Das Ergebnis wird in einem Gutachten, das für den Kaiser bestimmt ist, zusammengefasst. Es könnte von Alfred Krupp, dem Vater, verfasst sein. Die Mitbestimmung – und eigentlich geht es in dem Gutachten nur darum – wird abgelehnt mit der Begründung, dass «sie denen nicht zukomme, die weder den Betrieb geschaffen noch in der Leitung tätig seien, noch dem Unternehmen Aufträge zuführten». Ausserdem sei ein parlamentarisches Verwaltungssystem praktisch undurchführbar. Dann unterstreicht Krupp seinen Willen, unter allen Umständen in seinem Werk bestimmend zu bleiben; wenn ihm das unmöglich gemacht werde, so sei er entschlossen, und bitte, dieses nicht als leere Drohung aufzufassen, sich von seiner jetzigen Tätigkeit zurückzuziehen, da es für ihn zwecklos sei, weiterhin noch die Bürde einer so grossen Verantwortung zu tragen. Der alte Krupp hätte den Entscheid vermutlich zum Entsetzen aller an den schwarzen Brettern der Fabrik angeschlagen, der junge beschliesst, damit zu Bismarck zu reisen, um sich seines erfahrenen Rates zu versichern, da es keine Kleinigkeit ist, sich gegen den kaiserlichen Willen aufzulehnen.

Der Fürst empfängt Friedrich Krupp in der Reichskanzlei in der Wilhelmstrasse, in deren Garten die uralten Bäume stehen, die Bismarck so liebt und die sein Nachfolger roden wird. Bismarck ist in der verbitterten Stimmung eines Mannes, der fühlt, dass er an die Grenzen seines Wirkens geraten ist. Er durchfliegt das Gutachten und erklärt, dass es seinen eigenen Anschauungen entspräche, nur weiche seine Ansicht von der Meinung des kaiserlichen Herren ab, der in dieser Frage von seinem Erzieher Hinzpeter, aber auch von einigen Bundesfürsten beeinflusst werde. Da aber der Kaiser, so fügt der Kanzler hinzu, auf Krupps

Ansichten höre, so dürfe man hoffen, dass eine Einwirkung auf ihn von Nutzen sein könne.

Dann spricht Bismarck von seinen Schwierigkeiten, wie er es in jenem Januar 1890 vielen Besuchern gegenüber getan hat. Er denke daran, sein Amt als preussischer Ministerpräsident niederzulegen. Bereiteten ihm Sachsen, das ja schon offen mit der Sozialdemokratie paktiere, und andere Bundesstaaten weitere Schwierigkeiten, so werde er die ganze Politik an den Nagel hängen. Er käme sich zur Zeit wie ein alter Kuntstreiter vor, das mache ihm keine Freude. Als Krupp tief betroffen fragt, wer denn nach dem Abgang des Fürsten die grossen Fragen lösen solle, erwidert der Kanzler, er könne es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren, Dinge geschehen zu lassen, die gegen seine Überzeugung seien. Sein Bleiben aber sanktioniere sie.

Das Thema Krupps für die Audienz beim Monarchen lautet «Arbeiteraussschüsse und Massnahmen beim Ausbruch des nächsten Streiks». Über den Verlauf werden keine Einzelheiten bekannt, jedoch sieht sich Krupp nicht gezwungen, die Leitung der Fabrik niederzulegen, als der Gründer des Reiches wenig später verabschiedet wird. Die Entlassung Bismarcks kommt Krupp trotz allem überraschend. Er kann nicht glauben, dass die Kämpfe so gnadenlos geführt werden, dass das Vernünftige sich nicht von Haus aus durchsetzt, sondern tausend Widerständen abgerungen werden muss, dass Dankbarkeit kein Gemeingut der Menschen ist und Lokis Neid niemals schläft. Diese Naivität in der Betrachtung von Menschen und Verhältnissen mag man vorläufig seiner Jugend zugute halten, er wird sie aber nie ganz verlieren. So kann er lange auch nicht verstehen, dass sein Auftreten in der Gussstahlfabrik unter anderen Gesetzen steht als sein Wirken in der Öffentlichkeit, bis ihm bittere Erfahrung die Lehre erteilt, dass seine Arbeit mit

Männern, die ihm wohlgesonnen sind und von ihm abhängen, zu unterscheiden ist von der politischen Tätigkeit, in die ihn der Kaiser mehr und mehr verstrickt. Und niemals wird er begreifen, dass nichts gefährlicher ist, als vom eigenen Wesen auf das der Mitmenschen zu schliessen.

Praktisch hat der Vorstoss Krupps am Gang der Ereignisse nichts geändert. Das Arbeiterschutzgesetz wird nach der Entlassung Bismarcks schnell durchgeführt. Das Mitbestimmungsrecht wird nicht verwirklicht, auch ohne das Eingreifen Krupps wäre es dem Los unausgereifter Ideen verfallen. Wie die Bismarck'sche Sozialversicherung hat auch das Schutzgesetz Segen gebracht, erreichte jedoch nicht seine ursprüngliche Absicht: die Versöhnung des Staates mit der Sozialdemokratie.

Zwischen dem Kaiser und dieser Partei steht eine unüberwindliche Macht, die jede Versöhnung ausschliesst, das ist die Doktrin. Der Kampf geht in Wahrheit nicht um ein mehr oder weniger erträgliches Leben der Arbeiterschaft, sondern um die Macht im Staat. Das hatte Bismarck längst gesehen und seine Entschlüsse danach gefasst. Das Arbeiterschutzgesetz wurde von der sozialdemokratischen Partei nicht wegen seines materiellen Inhalts begrüsst, nicht wegen der Erleichterungen für die Arbeiter, sondern weil es als Zeichen für die Schwäche der verhassten bürgerlichen Gesellschaft gewertet wurde. August Bebel triumphierte im Jahr 1891 auf dem Parteitag der Sozialdemokraten: «Die bürgerliche Gesellschaft arbeitet so kräftig auf ihren eigenen Untergang los, dass wir nur den Moment abzuwarten brauchen, in dem wir die ihren Händen entfallende Macht aufzunehmen haben.» Es ist anders gekommen, aber dass da ein Machtkampf ausgebrochen ist, wird nun aller Öffentlichkeit klar. Nur der Kaiser braucht noch einige Zeit, bis er den unversöhnlichen Gegner erkennt; umso heftiger

wendet er sich dann von einer Partei ab, die seine besten Absichten so feindselig beantwortet. Das Verkanntwerden ist für ihn, der Person und Sache nie zu trennen weiss, das Ärgernis.

Die erste offizielle Begegnung zwischen dem jungen Kaiser und dem jungen Krupp ist leise vorübergegangen, gewiss zur Genugtuung Krupps, der den Auftrag seines Vaters nicht vergessen hat, sich so zum neuen Kaiser zu stellen, wie der Vater zum alten stand, ein Auftrag, der bei dem Charakter des Kaisers schwer zu erfüllen ist, dessen Sprunghaftigkeit auch Krupp nicht verborgen bleiben kann. Krupp spricht sich selbst vor seinen nächsten Freunden nicht über den Kaiser aus. Einer der unbekümmertsten von ihnen ist Baron von Ardenne, zu dieser Zeit Major im preussischen Kriegsministerium und ein anerkannter Fachmann für artilleristische Fragen. Dem Altpreussen Ardenne ist alles, was mit dem neuen Kurs zusammenhängt, verhasst. Er benutzt jede Gelegenheit, seine Abneigung gegen den Kaiser vor Krupp zu begründen. Schon die immer übertreibende, forsche Art der kaiserlichen Ausdrucksform ist Ardenne zuwider; dass der Kaiser meint, die auswärtige Politik des Deutschen Reiches am besten «von Fürst zu Fürst» erledigen zu können, dass er nach Bismarcks Sturz erklärt, er habe nun das Amt des «wachhabenden Offiziers auf dem Reichsschiff» übernommen, sein Wort: «zu Grossem sind wir noch bestimmt» oder: «mein Kurs ist der richtige und er wird gesteuert». Dazu kommt sein Geltungsbedürfnis: «nur einer im Lande ist Herr und das bin ich, keinen andern dulde ich», Aussprüche, die das Ausland genau vermerkt. Ardenne erinnert an Bismarcks Bemerkung, der Kaiser wolle alle Tage Geburtstag haben, er weist auf des Kaisers Denkmalssucht hin, aber Krupp widerspricht ihm lebhaft. Er habe beim Kaiser gespeist, sie seien nur fünf Personen gewesen. Gere-

det habe fast nur der Kaiser, aber über was er alles geredet habe! Über Röntgenstrahlen und die konservative Partei, über einzelne Persönlichkeiten, über England und den Kartoffelkrieg Friedrichs des Grossen mit seinen Bauern, über technische und wissenschaftliche Fragen, Welch genialer Fluss der kaiserlichen Rede, Welch geistvoll überragende Persönlichkeit! Aber Ardenne schüttelt nur den Kopf, er verabscheut das aufgeblähte Wesen.

Krupps Glaube an das Gute ist nicht zu beirren. Er ist hochbeglückt, als es im Jahr 1894 zur Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Altreichskanzler kommt. Er schreibt darüber an Ardenne, wie er selbst den brausenden Jubel der Bevölkerung erlebt habe, als Bismarck, vom Prinzen Heinrich empfangen, zum Schloss geleitet worden sei; wenige Tage später habe er, Krupp, den Kaiser gesprochen und ihm gesagt, das, was er mit dieser Aussöhnung getan habe, sei viel schöner, als er ahne, und er könne gar nicht ermessen, wieviel Gutes er dadurch bewirkt habe. Diese Bemerkungen habe der Kaiser wohl etwas frech gefunden, dann aber vergnügt gesagt, diese Sache habe er als Kaiser auch ganz allein gemacht. Für Ardenne ist das nichts als eine Versöhnungskomödie, ein Schachzug des Kaisers, um das moralische Übergewicht des «Alten im Sachsenwald» herabzumindern. Unverblümt schreibt er an Krupp zurück, er habe sich vom Kaiser ganz einfach «einseifen» lassen; der verstehe das ausgezeichnet. Aber Krupp protestiert erregt, man habe auf beiden Seiten aus innerster Überzeugung und innerem Bedürfnis gehandelt.

Auf eine härtere Probe wird das Vertrauen Krupps zum Kaiser in einer Sache gestellt, welche die Gussstahlfabrik betrifft. Nach dem Tode des Vaters wollte er das Verhältnis der Firma zum Kriegsministerium bereinigen, denn der Tradition des Allgemeinen Kriegsdepartements und der

Artillerie-Prüfungskommission entsprechend, dauert die dortige Abneigung gegen das Haus Krupp unvermindert fort. Krupp sucht schon im Jahr 1887 den Kriegsminister Bronsart von Schellendorf auf, einen aalglatten Diplomaten, der ihm die schönsten Worte gibt. Es geht wieder einmal um die Einführung eines neuen Feldgeschützes, für das Krupp eilige Massnahmen fordert. Aber als im April 1889 Schellendorf aus seinem Amt scheidet, ist alles noch im alten Stand. Krupp muss sich also an den Nachfolger wenden. Dies ist Verdy de Vernois, der nicht länger als ein Jahr sein Amt verwaltet. So kann Krupp seine Beschwerden dem dritten Kriegsminister innerhalb weniger Jahre, dem General von Kaltenborn, vortragen, der seine Klagen ebenso verbindlich entgegennimmt wie seine Vorgänger, ohne an den Verhältnissen etwas zu ändern. Aber auch Kaltenborns Zeit ist kurz bemessen. Sein Nachfolger wird ein Bruder Bronsart von Schellendorfs, der vierte Kriegsminister, den «der Neue Kurs» benötigt, und Krupp mag nun darüber nachdenken, wie unter solchen Umständen eine gleichmässige Beziehung zum Kriegsministerium herzustellen sei. Von Zeit zu Zeit wendet er sich an den Kaiser, hört aber auch von ihm nur leere Worte.

Da die Verstocktheit der preussischen Behörden kein Ende nimmt, wird Krupp deutlicher und geht ins Einzelne. Er weist den Kaiser darauf hin, dass Preussen immer erst im letzten Augenblick seine Aufträge erteile und mit so kurzen Terminen, dass die Arbeit übers Knie gebrochen werden müsse; dass die Einladungen zu den Schiessversuchen in Meppen von den Dienststellen der deutschen Landartillerie hartnäckig abgelehnt würden; dass die Artillerie-Prüfungskommission sich auffällig genug vom Verkehr mit den Kruppingenieuren zurückzöge, ja, dass man sogar dem Kaiser wichtige Neuerungen, wie das jetzt entwickelte

Krupp'sche Schnellfeuergeschütz, bewusst vorenthalte. Nun schlägt der Kaiser auf den Tisch, kommandiert seine Offiziere nach Meppen und weist das Kriegsministerium zu recht. Selbstverständlich gehorcht man jetzt den kaiserlichen Befehlen, auch in der Artillerie-Prüfungskommission, wenn es denn durchaus sein muss, um, wenn sich der Sturm gelegt hat, zu den bewährten Methoden zurückzukehren.

Auch diese Erfahrungen können Krupp nicht in dem Glauben beirren, dass der Kaiser, der Kriegsminister, selbst die Artillerie-Prüfungskommission es gut meinen. Die Bürokratie hatte alle Ursache, beim Sturz Bismarcks aufzuatmen. Was war unter Bismarck ein Staatssekretär, etwa wie jetzt Herr von Gossler im Kriegsministerium? Ein Nichts, weggefegt von einem Stirnrunzeln des Gewaltigen. Jetzt ist das anders geworden. Minister mögen kommen und mögen gehen, Staatssekretäre aber bleiben. Sie sind nicht verantwortlich, aber sie sind die eigentlichen Sachkenner, und auf diesen beiden Tatsachen beruht ihre Macht. Heinrich von Gossler ist eine Persönlichkeit, als Leiter der Geschäfte im Kriegsministerium täglich unentbehrlicher, liebenswürdig und klug. Er stimmt Krupp noch eifriger zu als die verschiedenen Minister, er ist von seinen Eindrücken in Meppen «förmlich entzückt, geradezu überwältigt». Natürlich soll die Geheimniskrämerei, dieses elende Misstrauen aufhören. Und in der Tat – die Offiziere fahren nun nach Meppen und sehen, wie Krupp-Kanonen alles in Grund und Boden schiessen, und mit den Schnellfeuerkanonen will sich der Höchste Herr demnächst selbst «etwas vorschliessen lassen».

Ja, Gossler ist ein Mann des neuen Kurses, der verstanden hat, worauf es ankommt. Die Sache, um die es geht, in Ehren! Aber geht es denn Seiner Majestät vor allem und



zuerst um die Sache? Immer wieder bestreitet es Ardenne, jetzt General der Artillerie. Hinter den aufgeregten Aktionen, dem «sic volo, sic jubeo», steht kein ernster Wille, ob es sich nun um die soziale Frage handelt oder um die Schiessversuche in Meppen. Die kalt Beobachtenden, die Geschickten, die politischen Köpfe wissen bald, wie sie den Kaiser zu behandeln haben. Vor allem müssen seine ersten Impulse, die manchmal auffliegen wie Krähenschwärme, befriedigt, die spontanen Wünsche müssen ihm von den Lippen abgelesen werden. Der Geist der Liebedienerei macht sich auf aus dem Winkel, in den ihn die preussischen Könige geschickt hatten. Krupp hat keine Beziehung zu ihm. Er ist immer aufrichtig, auch dem Kaiser gegenüber, und gerade da. Lange noch ist er ohne Arg, aber als er sehend wird, sind er und die Firma bereits verstrickt in das Netz der Politik des neuen Kurses, in der die Besten der Nation sich immer schwerer Gehör verschaffen können.

Wie gerne lassen sich die Menschen blenden, nicht zuletzt die Ehrenwerten, die an das Gute im Menschen glauben wie an das Evangelium. Fast möchte man fragen, ob es etwa nicht genüge, gut, ehrenwert und anständig zu sein.

DER PANZERSTAHL

Als der Kaiser sich von Bismarck getrennt hatte, erklärte er jedem, der es hören wollte, der Kurs bleibe der alte; er mag es für diesen Tag selbst geglaubt haben. Aber die Zeit bleibt nicht auf dem alten Kurs. Deutschland und Europa, ja, die ganze Welt, sind voll Entdeckerfreuden, und vor den entzückten Blicken tun sich nie geschaute Aussichten auf. Die Elektrotechnik verwandelt die Nacht in den Tag, immer schneller erlöschen die Petroleumlampen, fortan genügt ein Griff, um viele Lichter anzuzünden. Es sind nach ihrem eigenen Bewusstsein erleuchtete Zeiten, denen die Menschheit entgegenght. Selbst die Stagnation in der Eisenindustrie weicht einer grossen Konjunktur, von der auch der Kohlenbergbau ergriffen wird.

Die Gussstahlfabrik wird als erste durch die Welle emporgetragen, umso mehr als Friedrich Krupp das Werk nicht auf spontane Einfälle und Improvisationen, sondern auf eine wissenschaftlich-methodische Arbeitsweise eingestellt hat; in den ersten sechs Jahren seiner Tätigkeit bis 1893 steigt die Zahl der Betriebsangehörigen in Essen von dreizehntausend auf siebzehntausendfünfhundert und das bebaut Areal wächst von zweiundvierzig auf einundfünfzig Hektar.

Alle Teile des Riesenorganismus geraten gleichzeitig in eine raumgreifende Umwandlung: die Tiegelstahlschmelzerei, das alte Herzstück der Fabrik, wird völlig umgebaut,

die Martinwerke III, IV und V entstehen, ebenso die Kanonenwerkstätten V, VI und VII, sowie zwei neue mechanische Werkstätten. Auch die alten schmetternden Dampfhammer werden durch Schmiedepressen abgelöst, von denen eine hydraulisch betriebene bereits im Jahr 1892 mit fünftausend Tonnen Druck arbeitet. Auch die alten Transmissionskräne werden abgeschafft, da die neuen elektrischen zehnmal schneller laufen. Dann zwingt die Entwicklung des Schiffsbaus, der moderne Schnelldampfer vom Stapel laufen lässt, zum Bau gewaltiger Wellen und Schrauben auf der Düsseldorfer Ausstellung im Jahr 1902 wird eine Krupp'sche Schiffswelle von fünfundvierzig Metern Länge die Mittelhalle schmücken.

Ähnliche Fortschritte ergeben sich in der Waffentechnik. Was vor kurzem noch unmöglich schien, dass nämlich das Gussstahlrohr in Gefahr geraten könnte, vom technischen Fortschritt in den Winkel geworfen zu werden, das ist jetzt nahe drohende Gefahr. Ursache sind die neuen Sprengstoffe, die eben um diese Zeit erfunden werden. Aus Frankreich kommt unter dem Namen Melinit die Pikrinsäure nach Deutschland und wird zur Füllung von Feldgranaten benützt. Bei den Versuchen ergibt sich, dass die Gussstahlrohre bei Rohrkrepiern solcher Granaten zerplatzen. Weitere Versuche führen sogar noch einmal die Anhänger der Bronzekanone auf den Plan.

In diesem kritischen Stadium ist Krupp in der Lage, ein neues Rohr aus Nickelstahl vorzulegen. Im Jahr 1890 ist das erste fertiggestellt und wird der Kommission zur Prüfung angeboten. Das Hin und Her, das jetzt anhebt, unterscheidet sich in nichts von dem, das Alfred Krupp vor dreissig oder vierzig Jahren erlebt hat. Der junge Krupp fordert wie der Vater, dass die Versuche auf dem königlichen Schiessplatz in seiner und seiner Ingenieure Anwesenheit

stattfinden. Da aber die Kommission den Antrag ablehnt, muss Krupp sich wiederum an den Kaiser wenden. Dieser findet damit einen neuen Anlass, die Sache in die eigene Hand zu nehmen, und ordnet ein grosses Versuchsschiessen in Meppen an, wo sich mit tiefem Groll die Offiziere der Kommission einfinden, aber auch viele ausländische Fachleute. Das sind Unternehmungen so recht nach dem Herzen des Kaisers, Paraden deutscher Tüchtigkeit, deutschen Unternehmergeistes und deutscher Wehrhaftigkeit. Sie werden von einer geschickten Propaganda als «Säbelrasseln» gedeutet, Schauvorführungen werden als Drohungen aufgefasst. Vorläufig bleiben die Meppener Tage ungetrübt. Die Nickelstahlrohre halten jeder Prüfung stand, und die Welt hat alle Ursache zu staunen.

Für die «Canoniker» Krupps sind diese Ereignisse nur eine Aufregung unter vielen. Nicht minder wichtig ist für sie Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, der am 3. Juli 1893 das Nitroglyzerin zum Patent angemeldet hat. Zehn Tage danach erscheint der schwedische Chemiker in Essen mit einer kleinen Menge dieses Stoffs, um ihn Krupp zur Erprobung anzubieten. Da es sich um ein rauchloses Pulver handeln soll, ist man in Essen aufs höchste gespannt. Die Entwicklung des Schnellfeuergeschützes verlangt rauchloses Pulver, weil auch die schnellste Schussfolge wirkungslos bleibt, wenn die Bedienungsmannschaft nach wenigen Lagen schon in undurchdringliche Rauchwolken gehüllt ist. Daher wird noch am gleichen Tage in Essen mit diesem Pulver in winziger Würfelform aus einer; cm-Schnellfeuerkanone geschossen. Die Ergebnisse sind verblüffend. Das Pulver ist wirklich rauchlos, nur kleine Wasserdampfwolken steigen auf, die sofort verwehen. Ausserdem wird mit einer Ladung, die nur ein Drittel des Gewichts der bisherigen Pulverladung hat, die gleiche Anfangsgeschwindigkeit er-

zielt. Noch im selben Jahr werden die Versuche auf alle Kaliber bis zu 30,5 cm ausgedehnt. Sie bringen die gleichen günstigen Ergebnisse, sodass der Einführung des rauchlosen Pulvers und damit einer Weiterentwicklung des Schnellfeuergeschützes nichts mehr im Wege steht.

Immerhin liegen die Verbesserungen noch auf der Linie, die das Haus Krupp seit vierzig Jahren hält. Jetzt aber werden Wünsche an das Unternehmen herangetragen, die es in Neuland führen. Sie hängen zusammen mit dem neuen Kurs, auf den das Reich allen kaiserlichen Beteuerungen zum Trotz über Nacht geraten ist. Die Flottenpolitik des Kaisers nimmt ihren Anfang. Dass sie Deutschland die Feindschaft Englands zuziehen könnte, wird nur obenhin bedacht, eher erinnert man sich, dass im Kriege 1870/71 die französische Flotte ohne Mühe die deutschen Küsten blockieren konnte. Mit England hat man sich im Jahr 1890 über Helgoland geeinigt und es gegen die Insel Sansibar eingetauscht, wozu der berühmte Stanley bemerkt, Deutschland hätte einen Hosenknopf gegen eine ganze Hose gewechselt. Immerhin wird deutlich, dass Deutschland seinen Welthandel, auf den es immer mehr angewiesen ist, unter einen wirksamen Schutz stellen will.

Die deutsche Flottenpolitik wird anfangs weder im Reich noch in der Welt wichtig genommen. Die englische Seeherrschaft kann durch den geplanten Bau von vier Linienschiffen nicht ernstlich gefährdet sein. Jedoch müssen diese neuen Einheiten gepanzert werden, eine Aufgabe, der die Dillinger Hüttenwerke, die bisher Panzerplatten lieferten, allein nicht mehr gewachsen sind. Darum fragt das neugegründete Reichsmarineamt bei Krupp an, ob er nicht erwägen wolle, die Produktion von Panzerplatten in sein Herstellungsprogramm aufzunehmen. Der Wunsch des Reichsmarineamts ist der Wunsch des Kaisers.

Für die Firma Krupp ist die Herstellung von Panzerplatten eine oft geprüfte leidige Frage, da sich der Tiegelstahl für sie nicht eignet. Alfred Krupp, der wusste, wo seine Grenzen lagen, hatte nichts davon hören wollen, selbst als die Erfolge, die Gruson mit seinen Hartguss-Panzerkuppeln erzielte-Krupp nannte sie verächtlich Eisengusskuppeln-, seine Eifersucht erregten.

Jetzt aber steht Friedrich Alfred Krupp vor dem kaiserlichen Wunsch und kann keine überzeugenden Gründe anführen, warum das Werk einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sein sollte. Die eingeführten wissenschaftlichen Methoden machen einen Erfolg so gut wie sicher; es bedarf kaum eines Jahres, um das leistungsfähigste Panzerwalzwerk der Welt zu schaffen. Das Ergebnis überrascht nirgends. Nicht vorauszusehen aber ist, dass die auf so fremdem Gebiet erzielten Erfolge den Weltruf der Firma vervielfachen. Der Krupp-Panzer übertrifft sogar den Ruf der Krupp-Kanonen.

Die Entwicklung des Krupp-Panzers, der in wenigen Jahren zu einer nicht mehr zu überbietenden Qualität gelangt, führt dazu, dass in Zukunft alle deutschen Kriegsschiffe mit ihm ausgerüstet werden, das Herstellungsverfahren wird aber auch von fast allen Panzerfabriken der Welt erworben. Es umschliesst eine technische Meisterleistung, die mit dem Namen des Ingenieurs Emil Ehrensberger verbunden ist.

Das Walzwerk, das über Nacht entsteht, ist vorerst nicht nur für den Krupp-Panzer gedacht – denn den gibt es noch gar nicht –, sondern auch für die Fabrikation sogenannter Compound – Panzerplatten, die zu dieser Zeit allein bei der Marine Verwendung finden. Es ist ein Walzwerk von 4 m Ballenlänge und 1,2 m Walzendurchmesser mit einer Antriebsmaschine von 3'500 PS. Dazu gehören Regenerativ-

Schweissöfen grösster Dimensionen zum Schweissen der schmiedeeisernen Grundplatten, grosse Wärmeöfen zum Erhitzen, hydraulische Biegepressen von 7'000 t Druck, ferner eine Anzahl von Kaltsäge-, Hobel-, Fräs-, Stoss- und Bohrmaschinen.

Die Riesenanlage, die nun entsteht, weckt den Ehrgeiz der Krupp'schen Ingenieure. Sie sehen, dass es für die Herstellung von Panzerplatten noch viele unausgeschöpfte Möglichkeiten gibt. Vor nicht langer Zeit hatten sie Compound-Platten mit aufgeschweisster und durch Überbrausen gehärteter Chromstahlschicht erprobt, die sich beim Beschuss bewährten. Eine weitere Entdeckung waren die sogenannten homogenen Chromstahlplatten gewesen, die man einem eigentümlichen Härteverfahren unterzogen hatte. So richten sie jetzt ihren Ehrgeiz darauf, homogene Stahlplatten mit grösserer Widerstandsfähigkeit zu gewinnen; sie ziehen die Nickelstahllegierungen heran und gelangen binnen kurzem zur ersten Nickelstahl-Panzerplatte, die alle Erwartungen übertrifft. Das vorläufige Ergebnis ist eine Nickelstahl-Panzerplatte von 40 cm Dicke.

Im Jahr 1890 ist an die Spitze des Reichsmarineamtes der Vizeadmiral Friedrich Hollmann getreten. Der Kaiser schätzt ihn als fröhlichen Gesellschafter, er ist steter Gast bei seinen Jagden und im ständigen Gefolge des Hofes bei den Kieler Regatten. Hollmann gehört nicht zu den Liebedienern und Schmeichlern, die sich immer näher an den Kaiser drängen. Er ist ein schlichter, aufrechter Mann und freimütig in einer Art, die selbst der Kaiser zu schätzen weiss. Er erhofft sich von Hollmann, dass er im Reichstag die Interessen der Marine mit besserem Erfolg vertritt als sein Vorgänger. Das Parlament, das für das Steckenpferd des Kaisers, für «seine» Flotte wenig Verständnis zeigt, in richtiger Weise anzupacken, ist allerdings nicht Hollmanns

Sache. Auch im Reichstag macht sich der Zeitenwandel fühlbar. Die Parteien spüren, dass die Hand des Meisters fehlt, aber sie sind genau wie die Umgebung des Kaisers und die Bürokratie eher erleichtert. Schon immer um grössere Macht bemüht, merkt das Parlament mit Befriedigung, dass es langsam, aber unaufhaltsam Einfluss gewinnt, und zwar umso sicherer, je selbstherrlicher der Kaiser auftritt. Aber dieser Einfluss fordert auch die Intrigen heraus. Sie werden zu einem wichtigen Faktor im parlamentarischen Leben. Selbst auf diesem Feld lässt sich immer weniger mit männlicher Offenheit erreichen. Der Mann, der auch die Mittel des Kulissenkampfes beherrscht, steht bereits im Hintergrund. Zur gegebenen Stunde wird Tirpitz an Hollmanns Stelle treten.

Aber noch ist Hollmann im Amt und kommt durch die Verhandlungen über die Panzerplatten in nähere Berührung mit Krupp. Daraus entwickelt sich eine Freundschaft, wie sie unter Männern selten geworden ist, eine echte innere Zuneigung, die den Rücktritt Hollmanns überdauert und bis zum Tode Krupps währt. In seinem nicht eben freudreichen Dasein gehört diese Begegnung zu den wenigen Glücksfällen.

Die Nickelstahl-Panzerplatten begeistern Hollmann. Er sieht den Sieg dieses Panzers voraus und behält recht. Seine Berichte veranlassen den Kaiser, dem neuen Probeschüssen auf die 40 cm dicke Platte beizuwohnen; Meppen hat wieder einen grossen Tag.

Aber auch der Nickelstahl wird fortentwickelt. Das neue Härteverfahren, dazu bestimmt, die Oberfläche des Panzers so fest zu machen, dass jede Granate an ihr zerspringt, ohne dass im Panzer Risse entstehen, ist eine neue technische Meisterleistung. Es fusst auf der sogenannten Gaszementierung, das heisst, die Platte wird bis zu vierzehn

Tagen auf 1'000° Celsius erhitzt und während dieser Zeit strömt ununterbrochen Leuchtgas über die Oberfläche. Das Gas zersetzt sich und scheidet Kohlenstoff in feiner Form ab, der von dem Stahl aufgenommen wird. Diese kohlenstoffreiche Schicht ist leicht in fließendem Wasser zu härten. Aber auch das ist noch nicht der Endpunkt. Durch besondere thermische Prozesse wird erreicht, dass die Vorderseite der Panzerplatte härter als Glas ist, während das Material von einem bestimmten Tiefenpunkt an in ein zähes, sehniges Gefüge übergeht. Nun erst ist das Ziel erreicht, dass ein auftreffendes Geschoss durch die Härte der Oberschicht zum Zerspringen gebracht, mindestens aber im zähen Gefüge aufgefangen wird. Mit diesem Panzer, dem weltberühmten Krupp-Panzer, hat das Unternehmen jede Konkurrenz geschlagen. Das Panzerwerk, mehrfach umgebaut und auf seinen doppelten Umfang gebracht, verschlang viele Millionen Mark. Darin bleibt Krupp auf der Linie seines Vaters, dass er alle Kosten und Risiken einer solchen Entwicklung selbst trägt.

Die überraschenden Fortschritte der Waffentechnik dringen nicht ins Bewusstsein der Nation. Deutschland genießt seit fünf und zwanzig Jahren die Früchte des Friedens. Da keine Kriegswolken drohen, kann man das Interesse für neue Pulversorten, neue Kanonenrohre und Panzerplatten mit gutem Gewissen den Fachleuten überlassen. Der letzte Krieg ist zur Sage geworden, gelegentlicher Gesprächsstoff an Kaminen, der angenehme Gefühle erweckt, ähnlich, wie wenn fern in der Türkei die Völker aufeinander schlagen. Höchstens so etwas wie Langeweile taucht auf, da nichts Weltbewegendes geschieht. Hielte Seine Majestät nicht ab und an eine unvorsichtige Rede, selbst politische Kreise wüssten kaum, worüber sie sich im Augenblick unterhalten sollten. Die Langeweile wird so gross, dass man sich

dem Realismus zuwendet und sich bei den düsteren Dramen von Ibsen bis Sudermann angenehme Schauer über den Rücken jagen lässt.

Aber diese Ermüdungserscheinungen der Zeit berühren nur die Oberfläche, das deutsche Volk arbeitet hart, und der Erfolg drückt sich im steigenden Reichtum des Landes und in den sinkenden Auswanderungsziffern aus. In der Industrie gibt es keine Langeweile, keine Müdigkeit und keinen Stillstand. Vollends bei Krupp herrschten freudiger Eifer und Unternehmungsgeist; die Antriebe liegen weniger im Temperament der Werksleitung als in der allgemeinen Tendenz der Wirtschaft. Im Jahr 1893 werden die Gruson-Werke erworben, ein Ereignis, das ohne den Wunsch des Kaisers oder des Reichsmarineamtes, Krupp möge die Produktion von Panzerplatten aufnehmen, kaum eingetreten wäre. Dieser Schritt, der von Krupp wie von Jencke mit dem Direktorium als folgerichtiger Akt kaufmännischen Denkens angesehen wird, bedeutet tatsächlich viel mehr. Er ist der Beginn der Bildung des eigentlichen Krupp-Konzerns, wodurch das Unternehmen eine neue Organisationsform erlangt.

Die Beziehungen des Hauses Krupp zu Gruson bestehen schon lange. Sie reichen in jene Zeit zurück, in der Alfred Krupp noch erbittert kämpfen musste. Die erste Begegnung zwischen Krupp und Gruson fiel in das Jahr 1849. Damals war Gruson Maschinenmeister bei der Berlin-Hamburger Eisenbahn und hatte von Krupp Probeachsen bezogen, die er zu dessen grösstem Ärger an ein Konkurrenzunternehmen Krupps zur Nachprüfung schickte. Jahre später ist Gruson Teilhaber bei Wöhlert geworden, neben Borsig die grösste Maschinenfabrik Berlins. Zum ersten Mal berührte Gruson die Sphäre Krupps näher, als es ihm gelang, Panzertürme aus Hartguss zu konstruieren, die Krupp als Eisenguss

verspottete, ohne hindern zu können, dass sie die Aufmerksamkeit der Fachleute erregten. Denn dieser Schalenguss besass eine ausserordentliche Oberflächenhärte, an den so gefertigten Panzerkuppeln zerschellten alle Geschosse oder glitten einfach ab. Dem Panzerguss folgten Hartgussgeschosse, die neben einer erheblichen Durchschlagskraft den Vorzug grosser Billigkeit hatten. Im Jahr 1868 zeigte sich bei einem Probeschiessen in Tegel, dass die verspotteten «Gusseisen»-Panzerkuppeln der Durchschlagskraft der modernsten Krupp-Geschütze standhielten. Nicht zuletzt im Wettstreit mit den Gruson'schen Panzertürmen hat sich der Geschützbau bei Krupp entwickelt.

Wieder Jahre später, als Krupp, schon alt geworden, sich in die Idee seiner Panzerkanone verrannt hatte, wurde ihm Major Schumann von der preussischen Genie-Truppe empfohlen, ein anschlägiger Kopf, wohl bewandert im Festungs- und Panzerbau, aber so stark von seinen eigenen Ideen eingenommen, dass Krupp seine Dienste verschmähte. Schumann wandte sich an Gruson, wurde dort als ungewöhnlich fähig erkannt und trug nicht wenig zur glänzenden Entwicklung der Gruson-Werke bei, die in Magdeburg ihre Heimstätte gefunden hatten. Schumann trieb dort auch den Geschützbau voran. Gruson hatte sich einen eigenen Schiessplatz bei Tangerhütte angelegt, wo er, ähnlich wie Krupp, die militärischen Vertreter fremder Staaten empfing, sodass sich im Jahr 1890 die Interessen der beiden Unternehmen vielfach überschnitten.

Zu diesem Zeitpunkt beschäftigt Gruson zweitausendachthundert Arbeiter, sein Unternehmen stellt ein Objekt von fünfundzwanzig Millionen Goldmark dar. Für Krupp und sein Direktorium liegt bei dem geplanten Erwerb nicht die Absicht zugrunde, sich die lästige Konkurrenz durch Lahmlegung vom Leibe zu schaffen, vielmehr sie mit den

eigenen Interessen zu verknüpfen und vor allem das Gegeneinander im Ausland zu unterbinden. Gruson selbst, der schon ein schwerkranker Mann ist und zwei Jahre später stirbt, urteilt über den Besitzwechsel in einem Brief an Krupp: «Aber wie ich mit ruhigem klarem Sinn die Situation meines Werkes erfasst hatte, auch nicht zurückgeschreckt wäre vor einem bevorstehenden, harten Kampf, erfasst auch mit Freuden den friedlichen Ausgleich, der uns von Ihrer Seite hochherzig geboten wurde.» Trotz dieser Haltung Grusons ist die Wirkung auf die Öffentlichkeit eine andere. Diese unterschreibt Krupp selbstsüchtige Machtpläne. Dass er auch bei böswilligster Betrachtung alles andere ist als der Typ des herrschsüchtigen Industriekapitäns, stört die Gegner nicht. Von jetzt an wird es um das Haus Krupp keine Ruhe mehr geben.

DER WEG ZUR FLOTTE

Sein untrüglicher Instinkt für die Gefahrenzonen liess Alfred Krupp allem, was mit Politik zu tun hatte, so weit wie möglich aus dem Wege gehen. Sein Sohn hat sich auf dieses Feld gewagt, obgleich er sich kaum politische Fähigkeiten zutraute. Krupps Eintritt in die Politik, die ihm nie eine frohe Stunde bereitet hat, ist ein Akt der Schwäche, jener liebenswerten Schwäche des Herzens, die guten Freunden nicht nein zu sagen wagt. Er fand keine Kraft, sich Vulgärargumenten zu entziehen, etwa «dass es im Reichstag jetzt auf jede Stimme ankomme, dass es seine vaterländische Pflicht sei, die Autorität des Namens Krupp gegen die Sozialdemokratie in die Waagschale zu werfen, und dass Rücksichten auf sich selbst oder die Gussstahlfabrik nicht mitsprechen dürften.» Auch der Kaiser hat ihm nahegelegt zu kandidieren.

Der Kaiser interessiert sich für alles, Wichtiges und Unwichtiges; seiner schnellen Auffassungsgabe fehlt nicht der Blick für das Wesentliche und, so penetrant seine Redelust und so aufreizend seine Formulierungen sind, sie entsprechen dem Zeitbedürfnis, sind «Wilhelminische Ära» bis in die feinsten Klangfarben. Doch vernachlässigt sein Drang nach Repräsentation die täglichen Regierungsgeschäfte, durch die allein der Staatsapparat förderlich bewegt werden kann. Seine Reiselust ist Ausdruck einer nie beschwichtigten inneren Unruhe. Vom August 1893 bis August 1894

ist er nicht weniger als hundertneundneunzig Tage unterwegs.

Drei Jahre Regierung haben ihn gründlich enttäuscht. Jetzt vollzieht er die Kehrtwendung, die zusammen mit seinen aussenpolitischen Manövern schon von den Zeitgenossen als Zickzackkurs angeprangert wird. Er bläst Alarm gegen «die Parteien des Umsturzes», und er findet die Gedankengänge, derentwegen es zum Konflikt mit Bismarck gekommen war, schon nicht mehr kämpferisch genug. Da ihm der Sinn für das Mass versagt ist, gebraucht er bitterböse Worte über die «vaterlandslosen Gesellen», die nichts nützen, aber die moralischen Wirkungen der Sozialversicherung und des Arbeiterschutzgesetzes zunichte machen. Selbst einem Staatsstreich wäre er nicht abgeneigt. Die Sozialdemokratie wehrt sich auf ihre Weise. Als in der nächsten Reichstagsession, der ersten im neuen Reichstagsgebäude, das Hoch auf das Staatsoberhaupt ausgebracht wird, bleibt eine Reihe von sozialdemokratischen Abgeordneten sitzen. Für die damalige Zeit bedeutet diese Demonstration eine Ungeheuerlichkeit. Sie ist der Ausdruck eines echten Hasses, durch den das politische Tagesbild fortan seine giftigen Farben erhält.

Diese Spannungen bringt der Kampf um die neue Heeresvorlage zu heftigen Entladungen. Die Forderung nach einer weiteren Erhöhung des Mannschaftsetats der Armee ist die Folge der verschlechterten aussenpolitischen Lage. Schon 1893 ist die französisch-russische Annäherung nicht mehr zu übersehen. Im nächsten Jahr wird ein förmliches Bündnis daraus. Der französische Revanchegeanke trifft sich mit der Bewegung des Panslawismus, wobei von Nutzen ist, dass Frankreich und Russland nirgends in der Welt wesentliche Interessengegensätze haben. Der Nachfolger Bismarcks, der General von Caprivi, ist Soldat genug, um

die Gefahren eines Zweifrontenkrieges richtig einzuschätzen; er fordert daher eine Erhöhung des Truppenbestandes um vierundachtzigtausend Mann; die Mehrkosten werden auf jährlich vierundsechzig Millionen Mark beziffert. Dafür soll die dreijährige Dienstzeit auf zwei Jahre zurückgesetzt werden. Da der Reichstag sich der Regierungsvorlage versagt, wird er aufgelöst.

Unter diesen Umständen will sich Krupp einer Reichstagskandidatur nicht mehr entziehen. Als freikonservativer Abgeordneter tritt er nun offiziell auf die Bühne der Politik. Der neue Reichstag nimmt die Militärvorlage mit zweihundertundeiner gegen hundertfünfundachtzig Stimmen an. In der Tat, es scheint auf jede Stimme anzukommen. Die knappe Mehrheit rührt nur daher, dass die polnischen Abgeordneten, das heisst die von der deutschen Provinz Posen gewählten Vertreter, für die Vorlage stimmen. Krupp, der nun fast mehr in Berlin als in Essen weilt, verzehrt einen wesentlichen Teil seiner nicht eben grossen Kräfte fortan in der neuen Aufgabe. Er hat nicht das robuste Nervensystem des Freiherrn von Stumm-Halberg, jenes kriegerischen Grossindustriellen, dem der Kampf mit der Sozialdemokratie eine Lust ist, den Angriffe nicht erschüttern, sondern befeuern – die führende Gestalt unter den Industriellen jener Zeit. Kaum dass die Militärvorlage angenommen ist, folgt der Sturz Caprivis, weil dieser der Überzeugung ist, dass das vom Kaiser geforderte Gesetz gegen den Umsturz nie eine Mehrheit im Reichstag finden wird.

Der neue Reichskanzler, Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, setzt den Kampf gegen die Sozialdemokratie fort. Ihr, als der Partei der Massen, strömen Kräfte in dem Verhältnis zu, wie diese Masse wächst. Auch Hohenlohe kann der Umsturzvorlage im Reichstag keine Mehrheit gewinnen. Aus der erneuten Niederlage der kaiserlichen Politik

zieht Krupp bezeichnende Folgerungen. Als das Jesuitengesetz, das dem Orden die Niederlassung in Deutschland untersagt, im Parlament zur Debatte steht, stimmt er, die Parteidisziplin durchbrechend, für die Aufhebung des Gesetzes, indem er erklärt, er könne mit Überzeugung nicht anders stimmen. Wenn man vor der offen auf Umsturz hinarbeitenden Sozialdemokratie zurückweiche, erscheine es ihm als Unrecht, bei den Jesuiten das Gegenteil zu tun.

Um dieselbe Zeit wird Krupps Name in einer weit wichtigeren Angelegenheit genannt. In dem für Deutschland unheilvollen Jahr 1894 wünscht die deutsche Regierung einen neuen Handelsvertrag mit Russland abzuschliessen, mit jenem Russland, das soeben ein Bündnis mit Frankreich eingegangen ist, das sich unmissverständlich gegen Deutschland richtet. Nach der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrags kommt einem solchen Handelsabkommen grosse politische Bedeutung zu. Gesprächsweise, auf einem Diner des Reichskanzlers, erzählt Krupp, Bismarck habe zu seinem Arzt Schweninger gesagt, man treibe in einen Krieg hinein, wenn der Reichstag den Handelsvertrag nicht annehme. Diese Bemerkung gelangt durch eine Indiskretion in die Presse und erregt das gebührende Aufsehen. Bismarck stellt in einem Brief an Krupp den Sachverhalt alsbald klar. «Ich kann mir nicht denken», so schreibt er, «dass Schweninger sich in der angegebenen Form geäussert haben sollte, da der darin geäusserte Gedanke mir vollkommen fremd ist und mit meinen Ansichten in geradem Widerspruch steht. Ich kann Schweninger doch nicht das Gegenteil meiner Ansicht ganz zwecklos aufgebunden haben.» Die Presse bringt das Dementi, nicht ohne den Kommentar, Krupp werde sich die Sache wohl nicht aus den Fingern gesogen haben. Der Handelsvertrag wird angenommen, der Krieg lässt noch zwanzig Jahre auf sich warten.

Wenn man im bürgerlichen Lager auch bereit ist, sich mit vielem abzufinden und selbst die Sozialdemokratie als die Partei der Staatsverneinung als unumgänglich hinzunehmen, so gibt es doch einen Punkt, wo ein Kompromiss undenkbar ist. Was die herrschenden Schichten im Innersten reizt, ist die grundsätzliche Verneinung des Soldatentums durch diese Partei. Dass die Sozialdemokraten jeden Wehretat ablehnen, mag hingehen. Sie begnügen sich jedoch nicht damit, sondern führen, durch Gesetze kaum behindert, den Kampf gegen die Armee mit allen Waffen der Demagogie. Es geht ihnen offensichtlich nicht um einen Kampf gegen die Auswüchse des Soldatentums – das von der Partei geführte Wort Militarismus könnte zu diesem Glauben verführen, sondern gegen das Soldatentum schlechthin und gegen alles, was damit zusammenhängt, auch die Rüstung und Krupp. So lenken sie die Aufmerksamkeit der Welt jahrzehntelang auf das deutsche Militär.

Aber es gibt noch eine zweite Instanz, die, wenn auch aus anderen Motiven, das Gleiche tut. Der deutsche Kaiser, der gern von der schimmernden Wehr des Reiches spricht, verliert sich in Paraden und Schaustellungen, schreitet 1895 zur Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals mit allem nur erdenklichen Pomp. Der Durchstich, der eine Verbindung der beiden Meere innerhalb des deutschen Hoheitsgebietes herstellt, ist eine Tat von militärpolitischer Bedeutung. Unter der Führung der Kaiserjacht Meteor fahren hundert Schiffe aller Nationen durch den neuen Kanal, und die Welt kann sich wiederum von der deutschen Tüchtigkeit überzeugen. Auch Krupp nimmt an dieser Fahrt auf besondere Einladung des Kaisers teil, der das Haus Krupp noch fester mit den Interessen der Marine verbinden möchte.

Die Wirkung dieser und ähnlicher Manifestationen im Ausland entspricht nicht den Wünschen, die ihr Inszena-

tor hegt. Sie erwecken den Eindruck, alles Denken und Sinnen der Deutschen kreise um Armee und Flotte. Hinter der «schimmernden Wehr» verschwindet das arbeitende Deutschland, das sich seines ruhigen Lebens freuen will und von Hause aus nicht abenteuerlustig ist. Während in Frankreich und Russland, in Österreich und Italien Heere bestehen, die sich in nichts Wesentlichem vom deutschen Militär unterscheiden, wird in dem seltsamen Zusammenspiel von Kaiser und Sozialdemokratie die Mär vom deutschen Militarismus geboren, erhält die deutsche Armee ihr besonderes Odium. Krupp ist in den Augen der Welt und der deutschen Sozialdemokraten untrennbar damit verbunden.

Der Erwerb der Germaniawerft in Kiel durch das Haus Krupp erhöht das allgemeine Aufsehen. Für den Ankauf dieses Unternehmens im Jahr 1896 sprechen gewichtige Gründe. Krupp hat alte Verbindungen zum Schiffsbau. Achsen und Kurbelwellen, Schiffsgeschütze und Lafetten, Eisen- und Stahlbleche gehören seit langem zum Produktionsprogramm der Firma. Beim Absatz dieser Fabrikate ist sie auf fremde Werften angewiesen, während die englischen Firmen Armstrong und Vickers Handels- und Kriegsschiffe auf eigenen Werften bauen. Ausschlaggebend für den Erwerb der Germaniawerft ist der Wunsch des Kaisers. Wie in der Panzerplattenfrage kann Krupp nicht nein sagen, mag ihm der Plan auch wenig liegen. In dem Verhältnis dieser beiden Männer zueinander ist der Kaiser der vital Stärkere. Es gibt kein Anzeichen dafür, dass Ardenne sich mit seinem Urteil über Wilhelm II. bei Krupp je durchgesetzt hat. Krupp verfällt dem Zauber dieser Persönlichkeit, dem sogar August Bebel einmal erlegen ist, als er sagte, der Kaiser sei ein ganzer Mann. Für den Kaiser spricht der grandiose wirtschaftliche Aufstieg, der in seine Regierungszeit fällt. Bei allen Schwächen der

«Majestät», bei aller Unstetigkeit und Unzuverlässigkeit, er ist doch *der* Mann der Zeit; er spricht aus, was in ihr liegt, nicht zum wenigsten mit seiner Flottenpolitik.

In ihr ist etwas vom grossen Atem der Meere, von einem weiter gespannten Geist, der sich in einer Zeit der Kolonialisierung vom heimatlichen Kirchturm entfernt, in ihr wirkt ein freiheitlicher Sinn, der gegen das deutsche Binnenländertum gerichtet ist. Vor allem der Jugend, die hinausstrebt aus der Enge überkommener Anschauungen, aber auch aus der räumlichen Enge, bietet sie ein weites Feld. Der Welthandel ist eben doch mehr als ein kaufmännisches Rechenexempel, er ist eine Pioniertat, ausgelöst von Entdeckerfreude, Abenteuerlust und dem Eifer, ins Grosse zu wirken. Das sind die Gefühle, die diese Politik tragen und die es jedem «guten Deutschen» schwer, ja fast unmöglich machen, sich gegen sie zu stemmen.

England braucht man im Augenblick nicht zu fürchten; es ist in die grössten Abenteuer seiner Geschichte verstrickt. In Südafrika geht Cecil Rhodes, einer der glänzendsten Abenteurer Britanniens ans Werk. Er hat es vom unbekanntem Schatzgräber zum Beherrscher des Weltmonopols für Diamanten gebracht. Aber sein Reichtum ist ihm nur ein Mittel zum Zweck, diesen unendlichen Erdteil Afrika oder doch wenigstens seine südliche Hälfte für England zu sichern. Schon hat er ein Gebiet, das so gross ist wie ganz Mitteleuropa, für sein Vaterland gewonnen, nach ihm Rhodesia genannt, und hat damit die Einkreisung der Burenrepublik angebahnt. Auch er ist ein «Träumer in Wirklichkeiten», wenn auch sein schönster Traum nicht in Erfüllung geht: die gemeinsame Beherrschung der Welt durch England, Amerika und Deutschland.

Der Erwerb der Germaniawerft durch Krupp ist eine natürliche Folge der deutschen Flottenpolitik, die England

hinnehmen muss, weil es anderweitig beschäftigt ist, und die es angesichts der Stärke der eigenen Flotte auch nicht allzu ernst nimmt. Im Grunde kommt diese Ausdehnung der Firma wenig gelegen, da sie zu dieser Zeit schon mit den Plänen zur Gründung eines Hüttenwerks in Rheinhausen beschäftigt ist, wo sie das Thomasverfahren im Grossen anwenden will. Von den Hellinggen der Germaniawerft sind bis dahin die gedeckten Korvetten «Bismarck» und «Blücher», die erste Kaiser; acht «Hohenzollern», die Panzerschiffe «Wörth» und «Siegfried», dazu Torpedoboote und die Krupp'schen Erzdampfer «Essen» und «Sayn» gelaufen. Nun aber sollen grössere Pläne verwirklicht werden. Wenn man sich schon auf dieses Gebiet begeben muss, dann soll auch etwas der Würde des Hauses Krupp Angemessenes entstehen. Im Jahr 1896 beginnen die Vorarbeiten zum Umbau der Werft, der bis zum Todesjahr des letzten Krupp, dem Jahr 1902, vollendet sein wird und den Bau von Linienschiffen grosser und übergrosser Bauart ermöglicht.

Bereits jetzt wissen die Eingeweihten, dass die deutsche Politik keine allzu grossen Rücksichten auf England mehr zu nehmen gedenkt. Das zeigt die berühmte Krüger-Depesche, jenes Telegramm des Kaisers an den Präsidenten der Burenrepublik Ohm Krüger, worin er diesen zur erfolgreichen Abwehr Englands ohne fremde Hilfe beglückwünscht. England verspürt einige Lust, dem deutschen Kaiser zu zeigen, was es als Weltmacht bedeutet. Dessen bedarf es jedoch nicht. Das mächtige deutsche Reich, ohnmächtig zur See, ist nicht in der Lage, der Burenrepublik auch nur die geringste Hilfe zu leisten. Und eben diese Offenbarung der Ohnmacht spornt den Kaiser an, den Bau von Kriegsschiffen in einer Form voranzutreiben, die dem Haus Krupp noch viele schwere Stunden bereiten wird.

ten. Dazu gehört der «Muff» des Spiessertums, hervor- gebracht von der religiös eingefärbten «Muckerei» mit ihrer verlogenen «Sexualmoral», alles Begriffe der Zeit. Diese Gesinnungen wirken sogar auf die «Partei des Um- sturzes» und lähmen ihre revolutionären Antriebe. Die Reaktionen zeigen sich in der dramatischen Kunst und am drastischsten vielleicht in dem Kunst-München jener Zeit, das einen neuen «Sturm und Drang» erlebt. Dort kämpft man mit allen Waffen des Witzes und der Satire gegen die Spiesserseligkeit und den Materialismus, den die Technik herauf beschworen hat und der als Feind aller Geistigkeit angeprangert wird. Der Kreis um den «Simplizissimus» nimmt den Militarismus aufs Korn und bedenkt den Kai- ser mit den saftigsten Angriffen. Ein wahrer Hexensabbat tobt in München, wo man das Evangelium des Sichaus- lebens und viele andere Evangelien verkündet, wo neu- ethische, neureligiöse und neupolitische «Weltanschauun- gen» entdeckt und durcheinandergebraut werden.

Diesem Treiben steht Krupp denkbar fern. Sein Weltbild ist schlicht und sein gelegentliches Dilettieren in der Poli- tik beinahe einfältig. Im Jahr 1898 sitzt er bei einem Diner des Kaisers neben dem Staatssekretär des Auswärtigen von Bülow und hört ihn sagen, wenn er, Bülow, an Lord Salis- burys, des englischen Premierministers, Stelle sässe, begänne er jetzt den Krieg mit Frankreich, denn so günstige Ver- hältnisse kämen für England so bald nicht wieder. Es ist die Zeit der Fashoda-Affäre. Mitten im Sudan sind eine französische und eine englische Expedition zusamme- gestossen, und Frankreich ist gezwungen worden, die in Fa- shoda schon gehisste Trikolore wieder zu streichen. Krupp gibt diese Äusserung Bülows unter allen Siegeln der Ver- schwiegenheit an einen deutschen Geschäftsfreund in Eng- land weiter mit der Bitte, sie auf irgendeine Weise zur

Kenntnis Lord Salisburys zu bringen. Er glaubt, den Lord werde die Bemerkung Bülows so beeindruckend finden, dass er wirklich nach dessen Meinung handelte, was auch der deutschen Politik gelegen käme. Krupps naive Treueherzigkeit setzt seinen deutschen Geschäftsfreund nur in Verlegenheit.

Sonst ist Krupp von dem allgemeinen Treiben politischer Kolportage nur angeekelt. Das gilt besonders für die Presseangriffe, die umso unverblümter werden, je weniger Zurückweisung sie vom Hause Krupp oder von den in Mitleidenschaft gezogenen Regierungsstellen erfahren. Sie richten sich gegen den «Scharfmacher» und «Ausbeuter» Krupp. Bald folgen Angriffe gegen die Monopolstellung der Firma als Rüstungswerk, oder es wird behauptet, Krupp habe durch Waffenexport Reichsinteressen schwer geschädigt. Auch die ersten Beanstandungen der Krupp-Preise werden laut.

Die Presse versteht sich auf die Stimmungsmache, etwa wenn die Volkszeitung im Februar 1898 schreibt:

«Der Abgeordnete Krupp gab im Hotel Bristol am Sonntag Nachmittag 1 Uhr etwa 250 Personen ein Frühstück. Fast sämtliche Minister und eine grosse Anzahl von Nobilitäten Berlins, darunter auch eine grosse Zahl von Abgeordneten, waren anwesend. Es waren einzelne Tische aufgestellt, an denen je 10-12 Personen Platz nahmen. Bei jedem Couvert stand ein kleines anmutig mit Veilchen geschmücktes Schiff oder eine Kanone en miniature, statt mit Verderben bringenden Geschossen mit Veilchen und anderen Blumen geladen. Nachher fand eine Spezialitätenvorstellung statt, bei welcher Künstler vom Zentraltheater und vom Wintergarten, Tiroler-Sänger, Negerminstrels und eine italienische Konzertgesellschaft auftraten. Herr Krupp ist in der glücklichen Lage, ein Jahreseinkommen von 7 Millionen Mark zu versteuern. Seine Mittel erlauben es ihm daher, ein Frühstück

in der hier geschilderten Art in Scene zu setzen. Wer es der Schraube ohne Ende, an der alle Kulturnationen drehen, verdankt, dass sein Geschäft jährlich so viel einbringt, der darf auch die Kunst leben lassen, die bekanntlich nach Brot geht.»

Am Schluss des Artikels fehlt nicht der Hinweis, dass die Zeit nicht mehr so naiv sei, Festbeschreibungen dieser Art mit devoter Bewunderung zu lesen. Ach nein, die Zeiten sind endgültig vorüber, als auf der Weltausstellung in London charmante Damen das erste Gussstahlrohr der Welt bewunderten und am liebsten mit Blumen geschmückt hätten, hätte dieses nicht schon die Ausstellungsleitung getan.

Geschickt weiss man sich auch der Auslandsmeldungen zu bedienen. So lässt sich eine der angesehensten Berliner Zeitungen aus Rom berichten:

«Die ‚Gazetta di Venezia‘ erfährt von gut unterrichteter militärischer Seite folgende seltsamen Dinge. Kor einiger Zeit zahlte die italienische Regierung eine Million an Krupp für einen neuen Geschütztyp. Die Kanone kam in Turin an, wo sie von dem Hauptmann Parodi, dem Professor der Ballistik an der Militärakademie, derart verändert und vervollkommenet wurde, dass ein ganz neuer Typ entstand. Mit diesem Siebeneinhalbcentimeter-Geschütz wurden auf dem Schiessplatz Nettuno in der Provinz Rom Persuche angestellt, die ausgezeichnete Resultate ergaben. Obwohl nun die Militärbehörde das Geheimnis aufs strengste zu wahren versuchte, erhielt das Haus Krupp Kenntniss von der Veränderung, die Hauptmann Parodi vorgenommen hatte, und verkaufte nun diesen Kanontyp an die deutsche Regierung.»

Die «unterrichtete militärische Seite» hat nicht mit Einzelheiten gespart, der Hauptmann ist genannt und sogar der Schiessplatz, auf dem die Versuche angestellt wurden, wenn auch Angaben fehlen, wie man einen Kanontyp so verändern kann, dass ein ganz anderer daraus ward. Auch

ist nicht vergessen worden, auf das offenbar vorzügliche Spionagesystem des Hauses Krupp hinzuweisen. Der General von Ardenne ist über diesen Schandartikel empört und beschwört Krupp, dagegen vorzugehen, jedoch ohne Erfolg.

Inzwischen haben sich die Beziehungen der Firma Krupp zum Reichsmarineamt gründlich gewandelt, seitdem Tirpitz dort als Nachfolger Hollmanns eingezogen ist. Die Zeiten eines reibungslosen Arbeitens sind zu Ende, obwohl das Reichsmarineamt die Dienste Krupps auch in Zukunft nicht weniger zu beanspruchen gedenkt. Im Gegenteil, mit Tirpitz ist diejenige Persönlichkeit auf die politische Bühne getreten, die die Vergrößerung der deutschen Flotte dem Reichstag abringen wird. Mit den beiden Flottenvorlagen der Jahre 1898 und 1900 sollen die Grundlagen geschaffen werden für die zweitstärkste Flotte der Welt. Die Front gegen England tritt unverhüllt zutage. Das Ziel ist, jedem Angriff zur See gewachsen zu sein. Die Schlachtflotte, die bis zum Jahr 1917 fertigzustellen ist, soll aus vier Geschwadern zu acht Linienschiffen bestehen, ausserdem über zwei Flottenflaggschiffe und vier Linienschiffe der Reserve verfügen, im Ganzen eine Macht von achtunddreissig Linienschiffen. Rechnet man die vorgesehenen zwanzig grossen und fünfundvierzig kleinen Kreuzer dazu, so zeigt sich, dass dem Kriegsschiffbau nie gekannte Aufgaben gestellt sind. Für die Firma Krupp bringt diese Vorlage eine volle Auslastung der Germaniawerft für einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren, dazu eine Panzerplatten-Produktion, wie sie selbst die kühnsten Erwartungen der Ingenieure nicht ausgemalt haben.

Der Umschwung der öffentlichen Meinung Deutschlands zugunsten der Flotte hat viele Gründe, die Tirpitz geschickt auszumünzen versteht, nicht zuletzt durch den deutschen Flotten verein. England hat den Krieg gegen die Buren be-

gonnen, sich gelassen über die aufgebrachte Weltmeinung hinweggesetzt, wie es auch in der Faschoda-Affäre den französischen Zorn unbeachtet gelassen hatte. Das zur See ohnmächtige Deutschland kann den Buren keine Hilfe bringen. Deutsche Postdampfer werden an der afrikanischen Küste von englischen Kriegsschiffen aufgebracht, um auf Konterbande für die Burenrepublik untersucht zu werden; Tirpitz meint, der deutsche Kaiser müsse den englischen Kommandanten einen Orden verleihen, da eine bessere Hilfe für die Flottenvorlage im Reichstag nicht denkbar sei. So gefährdet wäre im Kriegsfall auch Deutschlands Lebensmittel- und Rohstoffversorgung, wenn es keine starke Flotte besäße.

Zum ersten Mal seit der Reichsgründung, die es saturiert hatte, glaubt das deutsche Volk, wieder etwas wie ein politisches Ziel zu sehen. Es will seinen «Platz an der Sonne» haben und seine weltweiten Handelsbeziehungen mächtig geschützt wissen.

In der öffentlichen Meinung kommen diese Tendenzen dem Haus Krupp jedoch kaum zugute. Einige Zeitungen der Linken nehmen sich jetzt die «monopolistische Preispolitik» Krupps zur Zielscheibe. In der Budgetkommission des Reichstages werde behauptet, schreiben sie, dass von den zweihundertneunundsiebzig Millionen Mark, die der Flottenbau für die Panzerplatten vorsehe, rund die Hälfte auf Unternehmergewinne entfalle. In der Abwehr hat Krupp keinen leichten Stand. Er setzt sich nicht öffentlich zur Wehr, erinnert aber den Kaiser, die Firma Krupp habe sich zur Panzerplatten-Produktion nicht gedrängt, sondern sei fast gegen ihren Willen vom Reichsmarineamt dazu getrieben worden. Die Firma wisse, dass sie auf diesem Gebiet bisher einzig dastehende Leistungen vollbracht habe; diese sollten ihr nun anscheinend zum Vorwurf gemacht werden, obgleich es doch allen Firmen der Welt offenstehe,

ebenso gute oder bessere Panzerplatten zu fabrizieren und, wenn sie könnten, zu günstigeren Preisen. Die Zeitungen setzen ihre Kampagne fort. Ein allgemeines Dementi der Firma, zu dem sich Krupp nur ungern bewegen lässt, verfällt dem Los aller Dementis und gibt nur Anlass zu weiteren Angriffen. Jetzt verlangen Presse und Reichstag, die Firma solle ihre Kalkulationen öffentlich vorlegen. Dass sie dieses nicht kann, allein schon im Hinblick auf das Ausland, ist aller Welt von vornherein klar; lehnt sie aber ab, so kommt ihr Verhalten einem Schuldbekennnis gleich.

Der erste Mann des Kruppdirektoriums, der geheime Finanzrat Jencke, erklärt Krupp, der Inszenator dieser Angriffe sitze im Reichsmarineamt selbst und heisse Tirpitz, eine Behauptung, die Krupp zu gegebener Stunde dem Kaiser unterbreitet. Was für eine Persönlichkeit Tirpitz auch gewesen sein mag – er wird in die Geschichte als ein hervorragender Organisator, aber kurzsichtiger Politiker eingehen –, im Hause Krupp hat man seine eigenen Erfahrungen mit ihm gemacht und nennt ihn in Essen wie auf dem Hügel den «Vater der Lüge». Selbst der Kaiser hält nicht für ausgeschlossen, dass Tirpitz oder sein Amt die Finger im Spiele hatten, mit dem Ziel, die Krupp-Preise zu drücken. Dem Kaiser sind, da die Flottenvorlage des Jahres 1900 vom Reichstag noch nicht angenommen ist, die Hände gebunden; Krupp mag zusehen, wie er mit den Angriffen fertig wird.

Die Fehde, die im Februar 1900 eingesetzt hat, findet erst im Mai ihren vorläufigen Abschluss mit den Verhandlungen in der Budgetkommission, die öffentlich sind. August Bebel erklärt, die Verwaltung des Reiches befinde sich in der Gewalt eines Polypen, eines Monopols, einer Kette von Monopolen, die die ganze Fabrikation umfasse und durch einen Ring verbunden sei. Die Parteien der Linken

stellen an das Reichsmarineamt das Ansinnen, es solle selbst eine Panzerplatten-Fabrikation in Angriff nehmen. Da aber muss Tirpitz bekennen, dieser Aufgabe sei das Amt nicht gewachsen, es dürfe sich nicht zu einem industriellen Grossunternehmen entwickeln, es könne seinen Beamten nicht annähernd die Gehälter zahlen wie die Industrie. Tirpitz muss auch bestätigen, dass Krupp sich erst auf Drängen der Marine zur Panzerplatten-Fabrikation entschlossen habe. Zudem hätten zwei schlesische Werke versucht, Panzerplatten herzustellen, wären aber wegen des zu grossen Risikos und wegen Kapitalmangels wieder davon abgekommen.

Selbst der immer ruhige und gefasste Jencke zieht ein pessimistisches Fazit, indem er Krupp schreibt:

«Auch ich lege mir oft die Frage vor, wohin es führen soll, wenn die Schmähungen Ihrer Person und Ihrer Verwaltung so fortgehen wie bisher und wenn von den massgebenden Stellen aus nicht nur nichts geschieht, um die Angriffe zurückzuweisen, sondern wenn dieselben anscheinend sogar, wenn nicht direkt gefördert, so doch nicht ungern gesehen werden. Ich will mich über manche Wahrheit hier nicht näher aussprechen, bezeichnend ist aber, dass Aktiengesellschaften hoher Erträge halber nie, jedenfalls nicht systematisch, angefeindet werden.»

Mit der Panzerplatten-Affäre hören die Angriffe gegen Krupp nicht auf, sie bleiben fast immer auf seine Person zugespitzt. Die nächsten Vorwürfe richten sich gegen die Germaniawerft. Als sich dort die Fertigstellung eines Kriegsschiffes verzögert, wird behauptet, ganze Arbeiterkolonnen seien vom Kriegsschiffbau abgezogen worden, um Schiffsbauten für das Ausland zu beschleunigen. Zwar ist in diesem Fall leicht nachzuweisen, dass es sich um eine böswillige Falschmeldung handelt, aber der Kaiser ist nur zu geneigt, voreilige Schlüsse zu ziehen.

Die Wirkungen «derartiger Fälle, die sich zum Verzweifeln häufen», auf Friedrich Krupp sind so, dass sie selbst dem Kaiser Sorgen bereiten. Er ist der Ansicht, ein Mann in solch exponierter Stellung wie Krupp müsse auf Angriffe und Verleumdungen gefasst sein und dürfe sich durch sie nicht niederdrücken lassen. Er ermahnt Krupp, Vertrauen zu ihm zu haben und sich an ihm ein Beispiel zu nehmen, der von allen Parteien seit Wochen aufs unerhörteste angegriffen werde. Aber er begnügt sich nicht mit diesen freundschaftlichen Ermahnungen, sondern findet es auch gut, sie durch Denk- und Sinnsprüche, meist aus Ganghofer'schen Werken, zu unterstreichen. Es ist die hohe Zeit der Sprüche, sie werden mit Vorliebe in Holz gebrannt und mit Blümchen garniert; die Tafeln, eingerahmt mit einem Kranz goldener Nägel, hängen zuerst in der guten Stube aus Achtung vor dem Schenker, bis sie im Laufe der Jahre langsam degradiert werden. Also liest Krupp, der sich mehr grämt, als gut ist, die kaiserlichen Tröstungen: «Starksein im Schmerz, nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos, zufrieden mit dem Tag, wie er kommt, in allem das Gute suchen und Freude an der Natur und an den Menschen haben, wie sie nun einmal sind. Für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten, welche schön ist, und aus Herz und Können immer sein Bestes geben, auch wenn es keinen Dank erfährt; wer das lernt und kann, der ist ein Glücklicher, Freier und Stolzer und immer schön wird sein Leben sein. – Wer misstrauisch ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist. – Die Welt ist gross und wir Menschen sind so klein, da kann sich doch nicht alles um einen allein drehen. – Wenn uns was schadet, was wehe tut, wer kann wissen, ob das nicht notwendig ist zum Nut-

zen der ganzen Schöpfung. – In jedem Ding der Welt, ob es tot ist oder atmet, lebt der grosse weise Wille des allmächtigen und allwissenden Schöpfers, uns kleinen Menschen fehlt nur der Verstand, ihn zu begreifen. – Wie alles ist, so muss es sein in der Welt, und wie es auch sein mag, immer ist es gut im Sinne des Schöpfers.»

Das ist viel Weisheit auf einem Haufen, und Krupp wird bestimmt nicht zu der Ansicht bekehrt werden, dass es gut sei, wenn sein Name in den Schmutz gezogen wird. Mit Sinnsprüchen ist weder dem Übel der Zeit, noch dem eigenen Übel beizukommen. Krupp hat nicht die Kraft, solche Kämpfe durchzustehen, wie das sein Vater vermochte, wenn auch unter vielen Zusammenbrüchen. Er kann Verleumdungen und Schmähungen nicht abschütteln, diese Erlebnisse greifen ihn im Kern seines gläubigen Wesens an.

So tritt auch er seine Flucht an, auf dieselben Wege geratend wie sein Vater; er rückt sich die Fabrik ferner und ferner und greift kaum noch in den Gang der Geschäfte ein; nur steht er noch vor der Mitte der Vierzig, während der Vater sich erst mit sechzig Jahren abkehrte. Und grundverschieden sind auch die Motive. Alfred Krupp hat alle seine Gedanken darauf gerichtet, das Unternehmen so zu festigen, dass es auch ohne ihn bestehen konnte. Der letzte Krupp geht anders davon. Nicht, dass er seine Pflicht vernachlässigte, nicht, dass er nicht Vorsorge trafe für die Zeit nach seinem Tode – er hat nie ein langes Leben erwartet –, aber wenn das Haus bestellt ist, glaubt er, auch das Recht auf ein Leben zu haben, wie er es denkt, wie er es sich als nützlich, befriedigend und schön vorstellt, ein Leben, in dem es keine Gussstahlfabrik und keine Schlote gibt. Der reichste Mann Deutschlands will einmal nur Mensch sein.

Diese Sehnsucht wird durch die Krankheit noch bestärkt. Des Asthmas sind weder Ärzte noch irgendein Klima je Herr geworden. Wer nicht schwächlich erscheinen, sich nicht im Mitleid der anderen geniessen will, muss sich beherrschen lernen und wird vor den Zugang in sein Inneres so viele Schlösser legen, bis er sie selbst nicht mehr zu öffnen versteht. Schon seine Jugend war ganz auf sich selber angewiesen. Wohl haben sich die Eltern um seine Gesundheit gesorgt, aber neben dem erwartungsvollen Vater konnte er die Kraft zur Bewährung nur aus den eigenen inneren Bezirken schöpfen, in die er durch das breit Ausladende des väterlichen Wesens gedrängt war. Mit solcher Kraft trug er den Vater, nicht der Vater ihn. So wuchs ein Hang zum Mit-Sich-Sein, zur Einsamkeit, die ihn in vielen Schicksalsstunden zögern liess, rechtzeitig verständigen Rat zu suchen –, auch die eigene Frau mag oft hilflos vor der verschlossenen Türe seines Wesens gestanden haben.

Friedrich Alfred Krupp, dreissig Jahre hindurch immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen, ist keine Kampfnatur. Er gehört nicht zu den Männern, die keine empfindsamen Seelen besitzen, denen Niedertracht, Bosheit und Gemeinheit nicht weh tun – ähnlich den «Helden» der Schlachten, die nicht zittern, weil ihre Nerven ihnen keine Furchtgefühle vermitteln. Man kann Krupp nicht als weich und sentimental bezeichnen, er ist eher nüchtern, in seiner Gefühlswelt immer auf der mittleren Linie festgehalten; aber unverletzlich ist er nicht, es gibt einen Punkt, wo er tödlich zu treffen ist und tödlich getroffen wird.

Der Kaiser brauchte wahrlich Krupp nicht zu schreiben, dass es Pflicht sei, jeden Menschen für gut zu halten, solange er nicht das Gegenteil beweise. Die inbrünstige Überzeugung von der Wohlanständigkeit der Welt besitzt Friedrich Krupp aus sich selbst. Keine seiner Erfahrungen mit

der Presse, mit dem Parlament, mit den Ministerien, keine seiner vielen Enttäuschungen können ihm diesen Stand erschüttern.

Um die Mitte der Vierzig besteht sein Egoismus nur darin, nach eigener Art und persönlichem Ermessen seine Tage gestalten zu wollen. An Versuchen, auf seine Façon selig zu werden, hat es schon früher nicht gefehlt. Um ein Stück Eigenleben zu gewinnen, hatte er noch zu Lebzeiten des Vaters die grossen Waldungen des Fürsten von Wied im Sayntal gepachtet und ein kleines, oberhalb Isenburg gelegenes Jagdhaus für seine Zwecke umgebaut. Dorthin kamen alle, die ihm nahe standen; sie wussten nicht genug Rühmens zu machen von den harmlos-heiteren Tagen, die der Jagd gewidmet waren. Jetzt aber werden die Jagden seltener; unter dem Eindruck der «Fälle», die sich zum Verzweifeln häufen, beginnt Krupp sich auch von seinen Freunden zurückzuziehen.

Seine Fähigkeit zum Geselligen beruht auf der Gabe, seine Person in den Hintergrund treten zu lassen, da zu sein, ohne sich viel bemerkbar zu machen, anderen das Gefühl des Behagens zu schenken, indem er sie in ihrem Wesen belässt. Kein Gran eines Eiferers ist in ihm, er will diese Welt nicht verbessern, noch will er, dass sie so sei, wie er es sich vorstellt. Er ist geneigt, das Leben hinzunehmen, wie es eben kommt, ohne mit Gott oder den Menschen darüber zu hadern. Nur wenn die Belastungen eine gewisse Grenze überschreiten, wird er verstört.

Von Friedrich Alfred Krupp ist ein Strom von Freuden und Aufmerksamkeiten ausgegangen – sehr verschieden von der grossartigen, zweckhaften Schenkwt des Vaters. Oft sind es nur die ganz kleinen Dinge, die so beglücken können wie etwa das Telegramm, das er dem Kind seines Freundes Ardenne zu dessen Geburtstag schickt. Er macht die Sorgen

seiner Freunde zu eigenen Sorgen und denkt lange darüber nach, wie er etwa Hollmann über den Kummer seiner Verabschiedung hinweghelfen könne. Er tut das, was sein Vater nie vermocht hat, er versetzt sich in die Lage seiner Mitmenschen und beglückt sie durch die Zartsicht, die er ihnen zuwendet.

Wäre Friedrich Alfred Krupp der zweite oder dritte Sohn gewesen, so hätte er einer jener stillen Gelehrten werden können, die sich glücklich in der Welt der reinen Wissenschaft einspinnen, ein wenig weltfremd, ein wenig unbeholfen, dem lauten Tag und allen Gussstahlfabriken der Welt abhold, niemandem zu Leide, den wenigen, die es wert sind, zur Freude, immer bescheiden, gerecht und gütig und darum liebenswert. Aber er ist der Besitzer des grössten Industrieunternehmens und der reichste Mann Europas. In Essen wird ihm kein Frieden; der Hügel ist nur die repräsentative Seite der Fabrik. Daran kann auch Marga Krupp nichts ändern. Auf dem Hügel liegt sein bürgerliches Glück, wie es Ehe und Kinder spenden, begraben. Nicht dass er seine Kinder nicht liebte – mit einer Liebe, die aufs innigste erwidert wird –, aber in diesem Hause haben die Pflichten ein grösseres Gewicht als die noch so natürlichen und berechtigten Wünsche. Dort ist keine Zuflucht, wo er aus der Stille sich neue Kraft schöpfen kann, dort ist Krupp immer der Hausherr, der Inhaber eines Weltunternehmens. Das empfindet er ebenso wie seine Frau, die unter der Last des Riesenhaushaltes seufzt. Ihr Mühen geht darum, wenigstens den Kindern ein Heim zu geben, trotz allem Trübel so fern der grossen Welt wie nur möglich. Krupp aber, der, im Innersten gekränkt, nach Einsamkeit verlangt, wird des Hügels überdrüssig. Die zahlreichen Reisen haben ihm lange schon die Trennung von Frau und Kindern zur Gewohnheit werden lassen.

Der Weg in eine andere Welt wird ihm durch seine alte Neigung zu den Naturwissenschaften gewiesen. In jüngeren Jahren hatte ihn die Mineralogie angezogen und veranlasst, beim Aufbau des «Naturalienkabinetts» in Essen mitzuwirken. Dann war er auf einer seiner Italienreisen mit dem Schöpfer der zoologischen Station in Neapel, Anton Dohrn, in Berührung gekommen. Der alte Professor hatte Krupps Interesse für Meeresforschung ursprünglich als Marotte eines reichen Mannes angesehen, sich aber im Lauf der Jahre bereitgefunden, den Eifer, der dem Institut nützlich wurde, zu unterstützen. Auch mit der biologischen Station in Plön hatte Krupp Verbindung aufgenommen, deren Leiter bald erkannte, dass Krupps Präparate der Süßwasserfauna sauber und technisch richtig hergestellt waren. Das Material hatte sich Krupp mit Hilfe von Tiefsee-Fischergeräten verschafft, die in Kiel nach seinen eigenen Angaben hergestellt worden waren. Jetzt zieht es ihn wieder nach Neapel zu Dohrn, der ihn dazu bewegen möchte, Aufgaben nach einem von der Station ausgearbeiteten Plan zu übernehmen. Aber Krupp will nach eigenem Gutdünken fischen, präparieren und bestimmen, und da er in der Lage ist, sich alle Wünsche zu erfüllen, die durch Geld verwirklicht werden können, kauft er sich die Dampfjacht «Maja» als Fangschiff, rüstet sie mit Tiefseenetzen und allem Zubehör aus und begibt sich auf die Jagd nach den winzigen Lebewesen der Tiefsee, die bisher der abendländischen Wissenschaft entgangen sind.

Sein Stützpunkt für diese Exkursion wird die Insel Capri, auf der er seit dem Jahr 1898 den Winter und das erste Frühjahr verbringt, Heilung suchend von Asthma, Schwindel, Blutandrang zum Kopf und von der Fabrik. Dann schreibt er an Hollmann: «Von Essen höre ich zuweilen, meistens nichts Gutes, denn entweder beziehen sich die

Dinge auf das Kriegsministerium oder auf die Marine oder auf das Auswärtige Amt, und was könnte auch Gutes von diesen Stellen kommen.» An kleine Ärgernisse gewöhnt und gegen sie einigermaßen abgehärtet, ist er zufrieden, wenn ihn nicht grosse Misshelligkeiten überraschen. Aber sie kommen immer wieder, wie etwa jener Rechenfehler, der Krupp und die Firma Monate in Bewegung hält.

In China ist der Boxer-Aufstand ausgebrochen und der deutsche Gesandte ermordet worden. Die Völker Europas, die zu dieser Zeit Asien gegenüber noch Solidarität empfinden, entschliessen sich zu einer gemeinsamen Expedition gegen die Aufrührer. Der Kaiser hat seinen Appell gegen die «gelbeGefahr» hinausgeschleudert: «Völker Europas, wahret eure heiligen Güter»; Hermann Knackfuss hat nach seinem Entwurf eine allegorische Zeichnung dazu angefertigt. Für die Expedition hat der Kaiser seinen Soldaten die berühmt gewordene Mahnung mitgegeben: «Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen. Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen. Wie vor tausend Jahren die Hunnen mit ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht.. ., so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, dass niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.» Vierzehn Jahre später wird die Kriegspropaganda der Entente sich dieser Worte bemächtigen und die Deutschen mit den Hunnen und ihren Greueln identifizieren. In dieser Zeit nun, als sich Wilhelm II. im Zustand gesteigerter Reizbarkeit befindet, unterläuft der Firma Krupp bei der Abrechnung mit dem Kriegsministerium ein Fehler, der dazu benutzt wird, sie unlauterer Manipulationen zu beschuldigen. Als bald erhält das Direktorium in Essen folgendes Telegramm des Kaisers: «Es passt sich nicht, im Moment, wo ich meine Soldaten ausrücken

lasse zum Kampf gegen die gelben Bestien, aus der ernstesten Situation noch Geld herausschlagen zu wollen.» Es vergehen Monate aufreibender Anstrengung, bis die einfachen Zusammenhänge Seiner Majestät erklärt sind.

Jedoch kommen die Enttäuschungen nicht nur aus der Fabrik. Da ist die Affäre mit einem entfernten Vetter, dem Krupp Schulden in Höhe von hundertsevenunddreissigtausend Mark bezahlt hat, um dann erleben zu müssen, dass dieser sich erbietet, der Sozialdemokratie Waffen gegen das Haus Krupp zu liefern. Derartige Vorfälle führen dazu, dass die Wohltätigkeit im Haus Krupp einer pedantischen Prüfung unterworfen wird, dass persönliche Hilfen zugunsten allgemeiner Stiftungen zurücktreten.

All dies versetzt Friedrich Alfred Krupp in jenen eigentümlichen Zustand, wo der Mensch, in sich zurückgepresst, nicht mehr frei zu atmen vermag, wo sich die Unterschiede zwischen dem Wichtigen und Unwichtigen verwischen, wo die Bitterkeit das Urteil trübt. Auch der körperliche Verfall wirkt mit. Dieser Achtundvierzigjährige ist kein Mann mehr «in den besten Jahren». Fernerstehende halten ihn für sechzig und älter. In diesen Nöten soll Capri ihm ein Refugium, ein Buon Retiro sein, Befreiung und Erlösung bringen von der Bürde, die das Schicksal auf ihn gehäuft hat. Und eben auf dieser paradiesischen Insel gerät der in seiner Kraft Gebrochene in den Bannkreis seines Schicksals. Sein Ende wird, wie sein Leben, ohne Klage sein.

DER FANGSCHUSS

Selten hat ein Fleck Erde so viel begeisterte Sänger gefunden wie Capri, das Eiland im Tyrrhenischen Meer. Den romantischen Deutschen hat es die Insel besonders angetan, sie ist ein Gemälde aus Felsen, Meer und südlicher Vegetation, vom Spiel feuriger Farben umflossen. Viktor von Scheffel war einer der ersten Verzauberten, hier schrieb er seinen «Trompeter von Säckingen», liess er den Kater Hidigeigei das steinerweichende Lied anstimmen. Spielhagen nannte einen seiner Romane nach dem bekanntesten Hotel der Insel «Quisisana».

Zu den verzückten Freunden der Insel gehört auch Friedrich Alfred Krupp, der in eben dieses Hotel geflohen ist. Er schwärmt fast wie ein Jüngling. Nicht nur die Schönheit der Landschaft hat es ihm angetan, so sagt er, mehr noch die Bewohner, die so anders sind als im Norden – treuer und dankbarer.

Seine Liebe zu Capri, überschwänglich aus vollem Herzen strömend, sucht ihren Ausdruck im Bau einer Strasse, welche die bisher unzugängliche Südseite der Insel erschliesst, das Geschenk eines reichen Mannes an eine grosse Liebe. Es hätte nicht der Strada Krupp bedurft, um ihn auf Capri bekannt zu machen. Er ist selbst eine der Sehenswürdigkeiten geworden, auf die man jeden Fremden aufmerksam macht. Viele haben ihn dort gesehen und meist dasselbe Bild von ihm gegeben: breitschultrig, korpulent, leicht

ergraut, ein etwas vornüber geneigt gehender Mann, der gutmütig durch seine goldene Brille blinzelt und, da er echte Zuneigung genießt, keinen Schritt unbeobachtet gehen kann.

Nur ungern begegnet Krupp der deutschen und ausländischen Prominenz, die dort Erholung sucht. Er ist seiner Berühmtheit leid. Er liebt es, italienische Musik zu hören und kann es sich leisten, einen Mandolinenspieler, einen Gitarrenspieler und einen Geiger zu halten, Italiener, die voller Gesang sind. Sein Umgang ist meist auf wenige Personen beschränkt; Dr. Cuomo gehört dazu, sein Arzt, der ihn nach Schweningers Weisungen betreut, Dr. Lo Bianco, der Kustos der zoologischen Station in Neapel, der Kapitän seiner Jacht und gelegentlich auch die Kommandanten von Kriegsschiffen, die vor Neapel ankern. Durch Cuomo und Bianco findet er einen geselligen Kreis, der ihm zusagt, wo er nicht als der reichste Mann Europas und der Träger eines weltberühmten Namens angesehen wird, sondern Mensch ist unter Menschen, der heiteren Unterhaltung geneigt, dem Scherz und selbst dem Ulk, wenn ihn nicht körperliche Beschwerden plagen, und auch ihrer wird er am leichtesten in diesem Kreise Herr.

Er läßt eine seit Jahrhunderten vergessene Grotte ausbauen, die Einsiedelei eines Klausners mit Namen Fra Felice, von dem niemand mehr etwas weiß. Sie wird zu einer romantischen Ekstase mit Säulen, Terrassen und wild überblühten Felsen. Dort finden sich die Freunde zusammen.

Sonst beschäftigt Krupp seine Tiefseeforschung, in der er alles um sich vergißt. Auf der kleinen Dampfjacht leitet er selbst die Fischzüge, bei denen es ihm gelingt, in bisher unerreichte Tiefen zu dringen. Der Schlick vom Meeresgrund ist voller Geheimnisse, vielleicht enthält er sogar den Schlüssel zu dem grossen Rätsel dieser Welt. Er macht

Jagd auf das Tiefseepflankton, jene kleinen schwebenden Organismen, er führt Buch über jeden einzelnen Fang, er bestimmt die Fangorte, die sich südlich des Golfs von Salerno, Capri und der Bocca Grande befinden, drei bis dreizehn Kilometer von der Küste entfernt. Tausend wichtige Dinge sind zu bedenken, und das Wetter ist eine der grossen Wichtigkeiten.

Im Februar des Jahres 1902 ist Krupp wieder nach Capri gekommen in Begleitung seines Privatsekretärs, des Assessors Korn, seines Hausjustitiars, wie er ihn nennt. Der Aufenthalt kann nur kurz sein, da zu Ostern seine Töchter Bertha und Barbara eingeseget werden, die sechzehn und vierzehn Jahre alt sind. Dann wartet auf ihn ein Kaiser-Schiessen in Meppen und die Eröffnung der grossen Rheinisch-Westfälischen Industrieausstellung in Düsseldorf, jener Ausstellung, wo die Firma Krupp in der Mittelhalle eine hohlgebohrte Schiffswelle von 45 m Länge zeigt. Doch vor der Eröffnung reist Krupp wieder nach Capri, flieht vor der offiziellen Veranstaltung, die ihm zuwider und auch zu anstrengend ist. Während man sonst seine Abwesenheit schweigend hinnimmt, da man seine Scheu kennt, vermerkt dieses Mal der Reichskanzler von Bülow sein Fehlen. Der Kaiser lässt Krupp wissen, dass er ihn in Deutschland zu sehen wünsche, und so fährt Krupp wieder ab. Er wird nie mehr nach Capri zurückkehren.

In Essen wird er ebenso freudig begrüsst wie sein Vater, wenn er sich nach langer Abwesenheit wieder sehen liess. Er besucht die Fabrik und die Ausstellung in Düsseldorf, klagt aber seinem Arzt, dass merkwürdige Kältegefühle ihn ängsteten – sonst hat er sich auch vor dem Arzt aller Klagen enthalten. Im Sommer nimmt er an der Kieler Woche teil, jener Reihe von Kaiserregatten, die ein internationales Ereignis sind. Hier trifft er mit Hollmann zusammen, hat

Besprechungen mit seinem Finanzdirektor Haux, der mit dem Nachfolger Jenckes, dem Mitglied des Direktoriums, Röttger, in Angelegenheiten der Germaniawerft Vortrag hält. Krupp ist verschlossen und bedrückt. Wenige Wochen später lässt er Haux zu sich auf den Hügel rufen. Von dieser Zusammenkunft gibt der Finanzdirektor folgende Darstellung:

«An einem trieben Septemberabend liess mich Herr Krupp, der sich damals, als ahnte er seinen baldigen Tod, viel und eingehend mit seinem schon vor langer Zeit errichteten Testament beschäftigte, auf den Hügel kommen. Es war totenstill in dem Grossen Haus. Frau Krupp war damals in Baden-Baden. Herr Krupp erteilte mir einen Auftrag für seinen privaten Rechtsbeistand, Justizrat von Simson in Berlin, der mich veranlasste, noch in der Nacht dorthin zu fahren. Als wir zwei in der dämmrigen Bibliothek sassen und dies und das vertraulich besprachen, eröffnete Herr Krupp mir einen tiefen Einblick in sein Inneres und ich war erschüttert zu sehen, wie schwer dieser Mann, dem alle Schätze der Welt zu Gebote zu stehen schienen, am Leben trug. Er war eine weiche und sensible Natur, wenn er auch in geschäftlichen Dingen stets einen festen Standpunkt vertrat. Aber er hätte für seinen Standpunkt in der Welt eine dickere, unempfindlichere Haut haben müssen und zu allem kam noch seine schwankende Gesundheit.»

Die überstürzte Reise von Haux nach Berlin steht offensichtlich im Zusammenhang mit Behauptungen eines sozialistischen Winkelblattes in Neapel, das Krupp vorwarf, sich auf Capri widernatürlicher Verfehlungen schuldig gemacht zu haben, ein Anwurf, der damals zu einem gebräuchlichen Kampfmittel gegen politische Gegner wurde. Krupp scheint geneigt, der Sache keine Beachtung zu schenken. Wer wird von dem Geschmiere eines Hinter-

treppenblättchens Kenntnis nehmen? Auch die italienischen Behörden raten von einem Schritt gegen die Zeitung ab. Ein Skandal sei leichter zu entfesseln als zu isolieren.

Der Rechtsschutz gegen Verleumdungen dieser Art ist schwer zu verwirklichen, besonders in Italien, wo das Delikt im Gegensatz zum deutschen Recht nicht unter Strafe steht. Krupp, dem seine Ruhe am Herzen liegt, ist nur zu geneigt, dem Rat der Italiener und wahrscheinlich auch dem seiner persönlichen Berater zu folgen.

Dann aber gelangen anonyme Briefe an den Kaiser und Marga Krupp. Der Kaiser nimmt keine Notiz, umso grösser ist die Wirkung bei Frau Krupp. Es gibt Worte, die vor Frauen nicht ausgesprochen werden, Verirrungen, die man vor ihnen nicht einmal andeutend erwähnen kann. In dieser Haltung liegt nicht Prüderie oder heuchlerische Moral; die bürgerliche Welt lebt noch in den Vorstellungen vom edlen, reinen Frauentum, von der unantastbaren Würde des Weiblichen. Marga Krupp ist allein schon die Tatsache, dass solches behauptet werden kann, unfasslich.

Als Krupp von einer kurzen Reise nach England zurückkehrt, findet er seine Frau in einem Zustand, der ihn in tiefste Bestürzung versetzt. Er ruft Ärzte zusammen und beschwert seine Frau, in einem Sanatorium Ruhe zu suchen. Als sie widerstrebend abgereist ist, fällt nach einer Spanne der Grabesstille der nächste Schlag. Am 15. November nimmt das führende Organ der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der «Vorwärts», den Fall wieder auf und wiederholt unmissverständlich die Beschuldigungen gegen Krupp. Damit bricht der grosse Sturm los. Die Gesellschaft, wie brüchig sie auch erscheinen mag, ist in Wahrheit eine reale Macht, die über Tod und Leben entscheiden kann. Wer gesellschaftlich «unmöglich» geworden ist, trifft verschlossene Türen. Nichts ist gefürchteter als der

Skandal, der die Ehre vernichtet; es wird gar nicht so sehr danach gefragt, ob Wahrheit oder Lüge, Verleumdung oder Ehrabschneiderei am Werk sind, der «anständige Mensch» setzt sich keinem Skandal aus.

Am 18. November wird in der Gussstahlfabrik Essen folgende Bekanntmachung angeschlagen: *«Ein Berliner sozialdemokratisches Blatt hat vor einigen Tagen ungeheure schimpfungen und Verdächtigungen gegen Herrn F.A.Krupp gerichtet. Ich bringe hierdurch zur Kenntnis, dass auf Antrag des Herrn F.A. Krupp gegen den verantwortlichen Redakteur der Zeitung von der königlichen Staatsanwaltschaft Berlin das öffentliche Strafverfahren eingeleitet ist. Ausserdem ist die sofortige Beschlagnahme des Berliner Blattes und anderer Blätter, welche den Artikel verbreitet haben, gerichtlich angeordnet worden.»*

Die Bekanntmachung ist unterzeichnet von F.A. Krupp und dem Direktorium.

Es wird ein langes Verfahren geben. Der «Vorwärts» wird sich bemühen, Beweise beizubringen, und die Anwälte Krupps werden bestrebt sein, seine Unschuld darzulegen. Monate wird die Voruntersuchung benötigen, Wochen die Gerichtsverhandlung, so lange wird der Verdacht über Krupp schweben, und selbst wenn er eines Tages widerlegt sein sollte-semper aliquid haeret. Deshalb entschliesst sich Krupp, an den Hofmarschall des Kaisers, den Grafen August Eulenburg, zu schreiben. Der Brief ist datiert vom 21. November: *«Hochverehrter Gönner! Ew Exzellenz werden, von England heimgekehrt, erfahren, wie mir seitens der Sozialdemokratie mitgespielt wird. Der Schlag trifft mich umso schwerer, als ich erst vor wenigen Wochen den Schmerz der Erkrankung meiner Frau habe durchmachen müssen. Meine Freunde in Berlin sind einstimmig der Meinung, unter diesen Umständen bleibe mir nichts übrig, als bei Seiner Maje-*

stät um den. Beweis grösster Gnade – um Gewährung einer Audienz – zu bitten und mich in Berlin zu zeigen. Gegebenenfalls würde ich bei Gewährung der Audienz die alleruntertänigste Bitte wagen, mir irgendeine Aufklärung oder Genugtuung seitens der italienischen Regierung zu erwirken, die ja angeblich meine Ausweisung verfügt haben soll.

Ich weiss nicht, ob es angängig ist, Seiner Majestät die Bitte um eine Audienz zu übermitteln, und ich möchte das Euer Exzellenz bewährter Freundschaft und Güte überlassen; die Bitte auszusprechen muss ich aber, nach dem Rate meiner Freunde, als eine für mich sehr schmerzliche und peinliche Notwendigkeit ansehen.»

Der Novembertag neigt sich dem Ende zu. Krupp verbringt ihn mit seinen Töchtern. Er spielt mit Barbara Salta, ein Brettspiel, das damals gerade in Deutschland bekannt geworden war. Da er sich nicht wohl fühlt, geht er früh zu Bett. Über das Weitere berichtet Haux in seinen Erinnerungen:

«Am Vormittag des 22. November fand im Krupp'schen Casino eine grosse Kundgebung der Krupp'schen Beamten statt, in der gegen die Verleumdungen der sozialdemokratischen Presse Stellung genommen werden sollte. Im Laufe des Vormittags war eine beunruhigende Nachricht über Herrn Krupps Befinden auf die Fabrik gekommen. Wir wussten, dass Frau Krupp nicht auf dem Hügel war, sie befand sich noch in dem Sanatorium des Professors Binswanger in Lena. So wurde im Direktorium beschlossen, dass einige von uns zum Hügel fahren sollten, um zu sehen, wie es dort stünde. So fuhren Röttger, Klüpfel und ich gegen Mittag hinaus. Es war ein schöner Herbsttag und der Park mit der Villa lagen in prächtigem Sonnenschein da, als wir zum Hügel hinauffuhren. Als wir am Grossen Haus angelangt waren, stürzte Assessor Korn, der Privatsekretär, aus dem Hause heraus mit der

Schreckensnachricht, dass Herr Krupp soeben gestorben sei. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Im Hause selbst war es totenstill, wir sahen niemand von der Familie. Der untröstliche Hausmeister führte uns in die oberen Räume. Wir betraten das einfache Schlafzimmer, in dem der stille Mann, der nun alles Erdenleid und alle Unruhe dieses Lebens überwunden hatte, in seinem Bette lag.»

Über die letzten Stunden berichtet ein Protokoll, das unterzeichnet ist von den Ärzten Prof. Dr. Aug. Forel, Prof. Binswanger, Dr. med. O. Vogt und Dr. med. Fritz Pahl:

«Herr Krupp hatte sich seit dem Abend des einundzwanzigsten November unwohl gefühlt, jedoch hatte die Dienerschaft auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Krupp vorläufig keinen Arzt hinzugezogen, da Dr. Vogt so wie so am andern Morgen um 6 Uhr erwartet wurde. Beim Eintreffen des Dr. Vogt am Morgen des 22. November fand dieser Herrn Krupp in bewusstlosem Zustande. Derselbe bat Herrn Dr. Pahl telephonisch um sofortiges Erscheinen mit Kampher und Äther. Die beiden Ärzte gaben gemeinsam zwei Äther spritzen. Kurze Zeit nach Verabreichung der zweiten Spritze erwachte Herr Krupp zu ziemlich klarem Bewusstsein. Herr Krupp trug dem Dr. Vogt Grüsse für die beiden Töchter auf, auch bat er ihn, an der Regelung der mit seinem Tode verknüpften Angelegenheiten Theil zu nehmen. Um 8¼ Uhr trat Atemnot, stärkere Herzschwäche und Abkühlung der Haut mehr und mehr in Erscheinung. Das Bewusstsein ging gleichzeitig mehr und mehr verloren.

Im Laufe des Vormittags trafen die Professoren Binswanger und Forel ein; Dr. Vogt setzte sie von dem gefahrdrohenden Zustand in Kenntnis und konnten dieselben in Gemeinschaft mit Dr. Vogt nur noch feststellen, dass eine Rettung des Herrn Krupp nicht mehr möglich sei. Es bestanden die Symptome eines Gehirnschlages; die Atmung stockte, wurde

langsamer und immer oberflächlicher; die Herztätigkeit sank in gleichem Masse; das Bewusstsein war völlig geschwunden. Nachmittags I Uhr trat der Tod ein.»

Trotz dieses Zeugnisses von vier angesehenen Ärzten verbreitet sich alsbald das Gerücht, Krupp habe Selbstmord begangen.

Einer der letzten Briefe, den Krupp persönlich geschrieben hat, ist an seinen Freund Ardenne gerichtet, datiert vom 19. November. Am 18. November hatte Ardenne angefragt, ob sein Besuch auf dem Hügel am 1. Dezember genehm sei. Krupp antwortet: «Mein theurer Freund! Sie kommen zwar in traurige Verhältnisse, doch sind Sie herzlich willkommen.»

Zur Beerdigung Krupps erscheint auch der Kaiser in Essen, um, wie er sagt, den Schild über den toten Freund zu halten. In seiner Grabrede bezeichnet er das, was mit Krupp geschehen sei, als intellektuellen Mord. Er spricht damit das aus, was das Empfinden weiter Kreise ist.

Das ist das Ende des reichsten Mannes Europas. «Der Tag», eine weitverbreitete Zeitung der Rechten, schreibt zu seinem Tode unter der Überschrift «Die Verrohung»: *«Friedrich Krupp ist zur Strecke gebracht. Er hat nie einem Menschen etwas zu Leide getan, aber er war der reichste Mann\$ er hat Zehntausende gegen Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend sicher gestellt, aber er war der grösste Industrielle Deutschlands. Darum war gegen ihn erlaubt, was gegen andere als Schurkerei gilt. Dieselben Männer, die mit gutem Gewissen hundertmal in ihre Volksversammlungen hineingeschmettert haben: ‚Der grösste Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant*, sind mit ebenso gutem Gewissen als Denunzianten gegen Friedrich Krupp aufgetreten.*

Wie viel die Erregung über die Anschuldigung des ‚Vorwärts‘ zu dem Schlaganfall beigetragen hat, dessen Folgen

Krupp erlegen ist, lässt sich natürlich nicht feststellen. Es ist auch unnütz, darüber zu streiten. Der zeitliche Zusammenhang wird der Allgemeinheit stets der ursächliche bleiben. Dass kein Redakteur des ‚Vorwärts‘ diesen Ausgang erwartet oder gewollt hat, ist selbstverständlich. Aber was bezweckt wurde, ist ebenso verwerflich. Nicht das Leben, aber die Ehre sollte er verlieren, aus Partei – nicht aus persönlichen Gründen! nicht weil er unehrenhaft, sondern weil er Krupp war. Die Person sollte getroffen werden, um die Gesellschaft zu erschüttern, der sie eine Stütze war.»

Nach der Beisetzung wird es still um das Haus Krupp. Die Witwe zieht sofort alle Strafanträge zurück in der Überzeugung, dass irdische Gerichte in dieser Sache kein Urteil mehr haben.

Über die Vorgänge in Capri hat der Engländer Norman Douglas in seinem Buch «Looking Back» eine Darstellung gegeben, die sich durch Unbefangenheit auszeichnet:

«Ich weiss nicht, ob jemals ein genauer Bericht über die Verfolgung und Ermordung dieses harmlosen Mannes veröffentlicht worden ist. Jeder, der die Ausdauer hat, mein Buch über Capri durchzulesen, das die Frucht eines langen Aufenthaltes auf der Insel ist, wird überzeugt sein, dass ich wenigstens auf diesem kleinen Gebiet so etwas wie ein Spezialist bin. Meine Bekanntschaft mit Krupp war ausserdem so nahe, dass er bei ein oder zwei Gelegenheiten darauf bestand, mich in seiner Jacht von der Insel direkt zu meiner Villa auf der Spitze des Posilipo zu bringen, um mir die Unbequemlichkeiten zu ersparen, in dem scheusslichen Hafen von Neapel landen zu müssen. Und bei dieser Gelegenheit möchte ich nur so en passant fragen, wieviele andere Leute die Liebenswürdigkeit so weit getrieben hätten?»

Der Kapitän war ein Engländer oder vielmehr Schotte, und man bekam ein englisches Frühstück an Bord. Ich muss

jedoch zu meinem Bedauern sagen, dass Krupp keinen französischen Champagner hatte, sondern nur einen deutschen Ersatz, mit dem er sehr grosszügig war –, und dass er, anstatt einem nach dem Essen eine Havanna anzubieten, eine auffallende Hamburger Marke, genannt ‚Bismarck‘, produzierte. Es war nichts gegen ihre Länge zu sagen, aber das Aroma liess ein gut Teil zu wünschen übrig.

Bei diesen und anderen Gelegenheiten hatte ich reichliche Möglichkeiten, ihn zu studieren; zum Beispiel wenn das Wetter zu stürmisch war und er deshalb seine Mahlzeiten an Land im Hotel Quisisana einnahm oder in jener Grotte Fra Felice, welche er für gesellige Stunden ausgestattet hatte. Er war fortgeschrittenen Alters, über 60, und was seine Gesundheit anbetraf, nicht sehr kräftig, weshalb er ursprünglich im Winter nach dem Süden kam. Er war bescheiden und ruhig, schmiedete immer Pläne für das Baggern am nächsten Tag und floss über von kleinen Freundlichkeiten. Diese Freundlichkeiten erwiesen sich als sein Verderben.

Fremde machen einen Fehler, wenn sie glauben, dass alle italienischen Bewohner von Capri Eingeborene sind. Krupp machte diesen Fehler, und ich habe in der Tat den Fremden noch zu treffen, der ihn nicht gemacht hätte. Die einheimische Bevölkerung zerfällt in zwei scharf zu trennende Gruppen: die wirklichen Eingeborenen, die Besitz auf der Insel haben, deren Vorfahren dort geboren wurden und die nichts anderes verlangen, als in Frieden ihrer Arbeit nachgehen zu dürfen. Und dann gibt es da eine Rasse von Zugezogenen, Immigranten vom Festland, die sich hier, vom Fremdenverkehr angezogen, für längere oder kürzere Zeit niederlassen. Ihre Mehrzahl setzt sich aus anständigen Leuten zusammen – Beamte, Geschäftsleute und akademische Berufe. Andere stellen das Gegenteil dar, ein störendes Element verarmter Abenteurer, skrupellos und bösartig, ohne guten

Ruf, für dessen Verlust sie fürchten müssten, und ohne Achtung für den Ruf anderer. Es war Krupps Unglück, dass er nicht begriff, dass der Eingeborene von Capri, wie arm er auch sein mag, immer ein Mann mit einer gewissen gesellschaftlichen Position ist, der von seinen Eltern in patriarchalischer Weise erzogen wurde; während jene anderen, obgleich sie dieselbe Sprache sprechen, oft der Abschaum der Provinz sind, und von ihrer Gerissenheit leben. Ich kenne die Insel seit 1888 und kann mit Bestimmtheit behaupten, dass immer, wenn sich Unerfreuliches ereignete, ganz gleich welcher Art, der eine oder der andere dieser raubgierigen Aussenseiter die Ursache dafür ist, und niemals ein Eingeborener. Die Eingeborenen haben mit Hilfe einer verhältnismässig grossen Isolierung, die viele Jahrhunderte dauerte und erst jetzt durchbrochen wird, einen bestimmten ethischen Kodex hervorgebracht, die anderen, vertrauenerweckend und gefällig, wie sie manchmal sind, haben keinen anderen Kodex als den ihres eigenen Vorteils.

Ausserdem war Krupp ein Deutscher, mit anderen Worten: ein sentimentaler Mensch. Wer die deutsche Gesellschaft kennt, wird wissen, dass die Formalitäten und das Katzbuckeln, denen eine Exzellenz seines Ranges ausgesetzt ist, eine viel grössere Plage sind als in einem gleichen englischen Fall; sie ärgerten seine einfache Gesinnung. Hier im Süden entspannte er sich, er atmete eine freiere Luft und liess sich gehen, ob er nun mit Immigranten zu tun hatte oder mit Eingeborenen.

Jeder hat seinen Lieblingsfriseur, und so war es auch bei Krupp. Er bevorzugte einen bestimmten Mann, um sich die Haare schneiden zu lassen, und bezahlte ihm viel zu viel. Sofort bildete sich eine anti-Krupp'sche Friseur-Clique. Einer von den sogenannten Künstlern unter den Immigranten, die in jenen Tagen die Insel überliefen, überredete ihn, Bilder im Werte von mehreren tausend Franken zu kaufen. Die an-

F. A. KRUPP
ESSEN IN RUHR

1 Mai. R.
30.

Herzliche Begrüßung!

Ich habe erfahren, dass Sie sich in der
Stadt befinden. Sie werden sich zu Cottbus
verbringen. Sie sind auf dem Wege zu sein
und werden, wenn Sie die Gelegenheit haben,
für mich persönlich eine Besichtigung machen.
Ich bin Ihnen sehr dankbar und würde mich
sehr freuen, wenn Sie mich persönlich
besuchen könnten.

Ich hoffe Sie werden, wenn Sie es
möglich ist, am 6. oder 7. d. d. kommen.

Ich bin mit der besten Verankerung
Ihnen verbunden und würde mich sehr freuen,
wenn Sie mich persönlich besuchen könnten.
Mit besten Grüßen
Ihr ergebener
F. A. Krupp

F. A. Krupp

deren, die nicht in der Lage waren, ihre Klecksereien zu verkaufen, waren wütend: mehr Feinde! Er mietete ein Apartment im Quisisana-Hotel zu einem sehr hohen Preis, aber er betrat nie das grösste Café der Stadt, dessen Besitzer, ein Immigrant, sich bereits in einer langjährigen politischen Fehde mit dem Quisisana-Mann befand: ein neuer Feind und zwar ein einflussreicher und unversöhnlicher. Er kaufte das Hotel Schweizer Hof und schenkte es irgendjemandem und veräumte es dann, die übrigen Hotels der Insel aufzukaufen und sie irgendjemand anderem zu schenken: mehr Feinde! Naturkinder! Er kaufte das Land, auf dem später die Villa Krupp gebaut wurde und schenkte es der Gemeinde; aber es gab hungrige eingewanderte Grundstücksmakler auf der Insel: warum nahm er nicht, was sie zu verkaufen hatten? Und so weiter. Während einige Leute auf seine Kosten fett wurden, wurden die erfolglosen Anwärtler grün vor Neid – Neid, dieses südliche Laster par excellence. Was sollte man tun? Einem Mann von Krupps Rang empfehlen, wie er sein Geld ausgeben sollte? Ein Sturm war im Anzug. Aus welcher Richtung würde er sich erheben?

Er erhob sich aus der gewöhnlichen Richtung.

Er hatte angefangen, von einem der beiden ansässigen Lehrer mit Namen X italienische Stunden zu nehmen. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass er ihm zu viel bezahlte. Und warum nicht? Krupp war der reichste Mann in Europa, und dieser arme Teufel, abgesehen davon, dass er ein guter Lehrer war, hatte eine Frau und eine Familie mit seinem elenden Gehalt zu ernähren. Er bezahlte ihm nicht aus Prahlererei zu viel, sondern aus Freundlichkeit –, zweifellos dachte er, dass solche Grosszügigkeit von ihm erwartet würde. Dieses kam Y, dem anderen Lehrer, zu Ohren.

Ich muss etwas bei Y verweilen', er ist die causa causans von Krupps Tod. Er wurde in dem Dorf A. auf dem benach-

barten Festland geboren (Vater unbekannt) und wurde später Lehrer in B., zwei Meilen entfernt. Aus dieser Stellung wurde er wegen ungehörigen Verhaltens gegenüber Schulkindern entlassen, und wem daran liegt, die originale Beratung des Gemeinderats über diesen Punkt einzusehen, wird sie in dem dortigen Gemeindearchiv finden. Ich habe mir notariell beglaubigte Kopien davon beschafft für verschiedene Freunde, die von seinen Intrigen bedroht wurden, und war dadurch in der Lage, seine Anstrengungen lahmzulegen. Die blosser Erwähnung der Akten liess ihn zittern, und ich wünschte nur, dass Krupp – oder ich zu der Zeit – davon Kenntnis gehabt hätten. Nach seiner Entlassung aus B. wanderte er nach New York aus, wo er sich mit einer Drehorgel ernährte und ein wenig englisch auf las. Dann kehrte er nach Europa zurück und wurde aus Gründen, die den Verantwortlichen keine Ehre machen, hier in Capri wieder als Lehrer eingesetzt.

Dieses ist der Mann, der die abscheuliche Sache begann, indem er eine anonyme Mitteilung an den sozialistischen Fetzen, genannt ‚Propaganda‘, schickte und worin er Krupp der Handlungen beschuldigte, mit denen er selbst vertraut war, – weil seinem Kollegen zu viel für seine Stunden bezahlt wurde, während er nichts bekam. Es ist nicht nötig, sich bei dieser Absurdität aufzuhalten. Wenn Krupp, in einem Ausbruch von teutonischem Idealismus und Lebhaftigkeit, einmal seinen Arm um die Schulter eines jungen Matrosen wie Silvestro legte, so war das alles, was jemals geschah; es war in der Tat alles, was jemals geschehen konnte, selbst angenommen, dass er weiter hätte gehen wollen. Denn ob Krupp nun auf seiner Jacht war oder an Land, er war unter keinen Umständen jemals allein, sondern immer von seinen Freunden umgeben, von seinem Ingenieur Wiesener oder einem von seinen beiden Sekretären, von Kapitän McCallum von der ‚Puritan‘, Dr. Cuomo, Lo Bianco und einem Dutzend anderer;

jeder Augenblick seines Tages war in Rechnung gestellt. Er war bei weitem der prominenteste Mann auf der Insel. Er lebte in einem Glashauss, und es heisst zu viel von einem Fisch in einem Aquarium verlangen, wenn man erwartet, dass er unbeachtet homosexuelle Possen treiben solle.

Ein englischer Millionär würde das Risiko vermieden haben, dem Krupp sich aussetzte – das Risiko, Neid durch zu hohe Gehälter zu erregen-, es ist seine Lieblingspose, ‚zu arm‘ zu sein, um seinen Lehrern oder irgendjemand anderem zu viel zu bezahlen. Der italienische Millionär verschmäht diese Pose der Armut y er gibt offen zu, dass er Geld hat; er fügt ebenso offen hinzu, dass er nicht die Absicht hat, auch nur einen Heller für irgendjemand anderen als sich selbst auszugeben. Es liegt etwas Erheiterndes in diesem offenen Geiz. Wenn Krupp zu einem dieser beiden Typen gehört hätte, so wäre nichts geschehen. Ich weiss, dass die Legende von Krupps Irrungen Wurzeln geschlagen hat, besonders in Deutschland, wo nichts über sein italienisches Leben bekannt war und wo es sogar zur Produktion von literarischem Gewäsch führte. Meine Version darf jedoch als die korrekte akzeptiert werden, nicht nur weil ich ihn und seine Begleitung und die gesamte Bevölkerung der Insel kannte und daher sofort von derartigen Vorkommnissen gehört hätte, sondern in der Hauptsache, weil es mir ganz egal gewesen wäre, wären diese Andeutungen wahr gewesen. Ich hätte es recht patent von dem alten Herrn gefunden, wenn er sich in seinem Alter noch in Liebesaffären irgendwelcher Art eingelassen hätte.

Es ist leicht, nach dem Geschehenen weise zu sein, und wir sehen jetzt, was Krupp hätte tun sollen. Er hätte sich einige der besten Rechtsanwälte des Landes nehmen sollen, vorzugsweise Parlamentsabgeordnete, und hätte die Sache an den Gerichten auskämpfen sollen. Wenn damals selbst unbedeutende Leute in der Lage waren, Vorwürfe gleicher Art nach allen

Regeln der Kunst vor dem neapolitanischen Tribunal zurückzuweisen, die in ihren Fällen nicht falsch, sondern wohl begründet waren – was hätte Krupps Geld nicht vermocht? (Ich betone hier nicht, dass seine Sache eine gerechte war.) Er hätte mit seinen Gegnern Schlitten fahren können. Aber er zögerte. Er war kein Kämpfer. Er wankte unter diesen Beschuldigungen. Vielleicht glaubte er, dass das Gewitter vorüberziehen würde. Vielleicht ahnte er, dass sich etwas anderes hinter dieser Sache verbarg: Erpressung. Wenn ja, so ahnte er das Richtige. Erpressung verbarg sich hinter dieser tugendhaften Entrüstung. Krupp war weise, als er sich nicht darauf einliess, oder man würde ihn vollkommen ausgesaugt haben.

Der ‚Avanti‘ war damals ein viel bedeutenderer Fetzen als die ‚Propaganda‘¹, und man hatte mir und meinen Untaten einmal die ganze erste Seite gewidmet. Was kümmerte es mich! Zum Teufel mit der Canaille! Mich konnte man nicht erpressen. Man konnte keine politische Waffe aus mir machen. Aber im Falle Krupps war das anders; denn das Gesicht der Affäre begann sich zu verändern –, es begann als ein Akt persönlicher Bosheit von Seiten eines Schulmeisters; es entwickelte sich nun zu einem politischen Manöver: Sozialismus versus Kapitalismus und seine Laster, für die Krupp als Beispiel diente. Er sah, dass es einen ungeheuren Skandal geben würde, wenn er eingriffe, ganz Capri würde hineingezerrt werden; die sozialistischen Mitglieder der Kammer würden ihren gewöhnlichen Lärm machen und die italienische Regierung in Verlegenheit bringen, die ihn mit der grössten Zuvorkommenheit behandelt hatte.

Er zögerte, bis es zu spät war. Denn bald erhob sich der Sturm aus einer anderen Richtung. Der deutsche sozialistische ‚Vorwärts‘¹ nahm das Kriegsgeschrei auf: Krupp hatte sich in Italien nicht gerechtfertigt, also waren die Vorwürfe

wahr. Seine einzige Hoffnung war nun sein Freund, der Kaiser. Ein einziges Wort von Wilhelm, eine einzige Geste würde ihn gerettet haben. Wilhelm überliess ihn seinem Schicksal. Das war Krupps Tragödie. Eine widerwärtige Presse-Kampagne tötete ihn, und ich versuche manchmal, mir die seelische Agonie vorzustellen, unter der er in jenen letzten Tagen in seiner Villa Hügel gelitten haben muss...»

Dieser Bericht von Norman Douglas bedarf nur in zwei Punkten einer Berichtigung. Bezeichnenderweise hielt er Krupp für einen Sechziger, während dieser in Wirklichkeit achtundvierzig Jahre alt war, als er starb. Die Kritik an Wilhelm II. ist unberechtigt. Krupp hat sich erst einen Tag vor seinem Tode an den Kaiser gewandt, so dass dieser keine Zeit mehr fand einzugreifen. Die Tragödie musste sich vollenden. Sie zu wenden, stand in keines Menschen Macht.

DRITTES BUCH

DER TREUHÄNDER

DAS INTERREGNUM

Marga Krupp, jetzt achtundvierzig Jahre alt, erhebt sich aus der Katastrophe zur vollen Würde ihrer Persönlichkeit. Sie weiss, dass die Gegner des Hauses Krupp triumphieren und in ihrem Verhalten einen eindeutigen Schuldspruch für den Toten sehen. Man glaubt zu wissen, dass die Strafanträge auf Wunsch des Kaisers zurückgezogen wurden, womit unterstellt wird, dass die kaiserliche Ehrenrettung am Grabe Krupps nichts als Spiegelfechtereie gewesen sei, dass Marga Krupp für ihren Gatten nur Verachtung gehabt habe, dass sie den Kaiser um Hilfe angegangen sei, um die Entmündigung ihres Mannes durchzusetzen; dieser Schritt habe wiederum Friedrich Alfred Krupp zu dem Plan bewogen, seine Frau als unzurechnungsfähig erklären zu lassen. Schliesslich, Krupp sei überhaupt nicht gestorben, sondern heimlich nach Amerika geflohen. Es gäbe genug Zeugen, die dieses auf ihren Eid zu nehmen bereit wären. Marga Krupp fegt den ganzen Schmutz mit einer Handbewegung beiseite.

Mit der Gelassenheit eines Menschen, der Herzensgüte besitzt, die nicht weibisch und energielos ist, sondern nach nützlicher Tat drängt, betritt sie den ihr gemässen Weg und wird zur vollkommenen Repräsentantin des eigentümlichen «Kruppgeistes», wie er sich im Lauf eines halben Jahrhunderts herausgebildet hat. Es ist der Geist, den Alfred Krupp schon bei seinen ersten Arbeitern wachrief und der seine

Kraft dadurch erhielt, dass zwei Generationen von Werksangehörigen an ihm «mitdichteten».

In diesem Jahr 1902 ist nicht die Firma in Gefahr – die Geschäfte gehen gut und werden bald wieder glänzend *gehen* –, wohl aber der innere Zusammenhalt des Riesenunternehmens. Der Name Krupp, in Essen *der* Name, ist erloschen. Erbin der Weltfirma ist Bertha, ein sechzehnjähriges Mädchen; Hass und Neid, Lüge und Verleumdung vergiften die Luft. Marga Krupp wird nicht unsicher, das spürt alle Welt, und es ist keineswegs die Rücksicht auf die Frau, die die Gegner zur Achtung zwingt – Ritterlichkeit gibt es im geschäftlichen Wettbewerb und im politischen Kampf nicht mehr. Auch die Gehässigsten spüren, dass Schmutzwellen diese Frau nicht erreichen können, weil sie reinen Herzens ist. Sie weiss genau, wo sie sich etwas zutrauen darf – sehr viel traut sie sich zu, wenn es um die Beurteilung von Menschen geht – und wo sie sich bescheiden muss. Sie urteilt nicht vorschnell, weiss zu schweigen und die gegebene Stunde abzuwarten, in der ein Wort fruchtbar werden kann. Sie hütet sich, in den eigentlichen Geschäftsgang einzugreifen, und versucht auch nicht, die Geheimnisse der Finanzverwaltung und der Bilanz zu durchdringen. Unbefangen scherzt sie mit dem Finanzrat Haux, einem der Testamentsvollstrecker und ihrem Rechtsberater, ein Kontoauszug, ein Saldovortrag oder gar eine Bilanz mit Soll und Haben blieben ihr ewig versiegelt. In solchen Fragen sei sie eben «eine Gans»; und wenn Haux ihr eigenes Todesurteil vorlegte, unterschriebe sie es «glatt». Aber sie spürt ganz gut, dass es auch andere als Zahlenmethoden gibt, um den Status einer Firma zu durchschauen, dass eingeborener Sinn für das Wesentliche auch ohne Analysen Gold von Talmi zu scheiden vermag. Und eben das ist ihre Sache.

Das Testament des Gatten kommt ihr klug und verständig zu Hilfe. Es verfügt die Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft, womit zwangsläufig die Bildung eines Aufsichtsrates verbunden ist, der, aus erprobten Freunden des Hauses zusammengesetzt, gemeinsam mit dem Direktorium sie von der geschäftlichen Verantwortung entlastet, die sie als Frau nur schwer tragen könnte. Da die Aktien nie an die Börse gelangen werden und die Beziehungen zwischen der Familie und der Fabrik sonst unberührt bleiben, ändert sich nichts Entscheidendes.

Immerhin bedeutet die Umwandlung eine gewaltige Transaktion. Das Aktienkapital wird auf einhundertsechzig Millionen Mark festgesetzt. Da ein Viertel davon nach dem Gesetz in bar eingezahlt werden muss, begeben sich eines Tages Mitglieder des Direktoriums zur Reichsbankstelle Essen, wo die benötigten vierzig Millionen Mark säuberlich in Paketen von Tausendmarkscheinen aufgebaut sind – ein gewiss seltener Vorgang auch in der Welt der Banken, wo die Millionen zählen wie die Markstücke in der Lade des Krämers. Die Firma borgt diese vierzig Millionen für drei Tage von der Reichsbank, um sie alsbald als Bareinlage für die neue Gesellschaft wieder einzuzahlen, womit dem Gesetz Genüge getan ist.

Das Testament macht Marga Krupp zur reichen Frau, da sie bis zur Volljährigkeit ihrer ältesten Tochter auch die Millioneneinkünfte aus der Fabrik erhält, Einkünfte, die noch keine Steuer ruiniert. Wer im Jahr 1903 im Deutschen Reich eine Million Mark Einkommen zu versteuern hat, schuldet darauf dem Staat an Einkommensteuer vierzigtausend Mark. Heute wären es achthunderttausend DM.

Die Lehren, die der Mensch in seiner Jugend empfängt, bleiben unvergessen. Dass Armut abhängig macht und zu einer harten Fron im Daseinskampfe zwingt, war die erste

Lebenserfahrung Margarethes. Dann machte sie ihre Ehe zur Gattin des reichsten Mannes Deutschlands und setzte sie in den Genuss aller Vorteile, die irdischer Besitz spendet. Der Tod des Gatten gab ihr schliesslich die freie Verfügung über Millionen. Ein Kamel geht leichter durch ein Nadelöhr als der Reiche in den Himmel. Marga Krupp gehört zu den seltenen Menschen, die Reichtum nur als Verpflichtung empfinden. Dafür legen ihre Taten Zeugnis ab: in den zehn Jahren von 1902 bis 1912 belaufen sich ihre Stiftungen auf elf Millionen Mark; sie mehren das Ansehen und die Verehrung, die sie bei den Werksangehörigen schon von Natur besitzt. Sie wird die Verkörperung des Werkgeistes. Wenn Alfred Krupp seine Schwiegertochter auch nicht liebte – das Lieben war nicht seine Stärke –, so hat er doch genau gewusst, dass sie aus dem gleichen Holz geschnitzt war wie er. Sie hätte seine leibliche Tochter sein können. Marga Krupp ist es ebenso wenig gegeben zu geniessen wie Alfred Krupp; für sie ist die Macht, die ihr zufällt, keine Versuchung. Wie ihrem Schwiegervater zollt man ihr Respekt. Es fehlt ihr nicht an Selbstbewusstsein und am Gefühl für den eigenen Wert, ihr Auftreten ist voll natürlicher Geltung, den schwierigen Aufgaben der Repräsentation bleibt sie immer gewachsen.

Wie sie ihr vergangenes Leben von sich abgewandt verbracht hat, so empfindet sie es jetzt erst recht als Pflicht, für andere da zu sein. Obwohl durch den Tod des Gatten ihre Stellung an Bedeutung gewinnt, bleibt sie sich selbst uninteressant. Es geht ihr niemals um die eigene Person, wie es auch Alfred Krupp, den man als Egoisten verschrie, nicht auf sich ankam. Krupp meinte die Fabrik und ihre Menschen, Marga Krupp meint die Menschen der Fabrik und die Menschheit. Gewiss steht auch ihr das Kruppwerk an erster Stelle, aber sie greift über seine Grenzen hinaus.

In ihren sozialen Taten ist keine Spur von Werk- und Selbstgerechtigkeit. Darin ist sie, die nicht eben kirchlich Gesinnte, Protestantin. Der Gedanke, dass sie sich Verdienst erwerben könnte mit ihren Stiftungen, wäre ihr verächtlich erschienen. Sie handelt keinen Ablass ein, sondern bereitet sich vor auf die Frage des letzten Richters: ist das alles, was du tun konntest?

Die rechte Erziehung der Kinder sieht sie als ihren ersten Auftrag. Sie geht auf gut preussische Art vor, doch nicht in der Härte und Lieblosigkeit, unter der ihre eigene Jugend litt. Die Gräfin Brockdorff, Oberhofmeisterin der Kaiserin, notiert in ihrem Tagebuch: «Es war fast ergreifend, wie Frau Krupp sich mühte, ihre beiden Töchter, reizende kleine Mädchen, so einfach und bescheiden wie nur möglich zu kleiden und zu erziehen – gewiss keine kleine Aufgabe in dieser Umgebung.» Zu dem Verlobten ihrer jüngeren Tochter sagt Marga Krupp: «Weisst du, es ist fast ein Übermass irdischen Glückes und äusserer Ehren. Oft bedrückt mich wie ein Alpdruck die Furcht, dass all dieses einmal zusammenbrechen könnte. Aber ich glaube meine Töchter so erzogen zu haben, dass sie auch härtesten Schicksalsschlägen gewachsen sein können.»

Die grosse Aussage des Lebens von Marga Krupp ist ihr Sozialwerk. Es ist eng verflochten mit dem Krupp'schen Sozialwerk und verleugnet doch nicht die eigene Prägung. Als sie ihren Weg an der Seite Friedrich Alfred Krupps begann, erschien es der jungen Frau als die schönste Aufgabe, die Familien der Arbeiter persönlich zu besuchen und in allen Notfällen selbst einzugreifen. Eine solche Tätigkeit billigten ihr die Leute auch zu, weil sie wohl empfanden, dass hier eine in Prüfungen stark gewordene Frau zu ihnen kam. Marga Krupp überzeugte sich aber bald, dass das persönliche Eingreifen weit über Menschenkraft ging. Auch

erfuhr sie, wie unendlich schwer es ist, «wohlzutun und mitzuteilen»; dass es nicht die Besten sind, die sich Hilfe heischend vordrängen; dass Neid und Missgunst unheimliche Lebensmächte sind, immer bereit, selbst den reinsten Willen zu verdächtigen; dass Not schnell Menschenwürde bricht und dass sie viel häufiger mit Schuld verbunden ist, als es bei flüchtiger Betrachtung den Anschein hat. Darum wendet sie sich bewusst von der persönlichen Form des Eingreifens ab und entschliesst sich zu Stiftungen. Auch wenn sie dabei eigene Wege geht, verliert sie doch nicht die Verbindung zu dem, was bis zum Jahr 1902 vom Hause Krupp schon geschaffen wurde. Sie entwickelt das Bestehende folgerichtig weiter.

In dem Streit der Meinungen um das Haus Krupp, der bis zur Gegenwart fort dauert, wird mit dem Krupp'schen Sozialwerk nach Gutdünken verfahren, je nach der Einstellung derer, die sich am Streit beteiligen. Es ist zum Gegenstand heftiger Angriffe geworden, man hat es auf viele Weise zu verkleinern gesucht oder es totgeschwiegen wie in der Anklage der Sieger im Jahr 1947. Man hat erklärt, nackter Unternehmeregöismus habe es ins Leben gerufen, seine Früchte seien in erster Linie dem Werk selbst zugute gekommen. Alle Sozialwerke der Gegenwart, ohne die grosse Betriebe nicht mehr zu denken sind, verfolgen den Zweck, den Arbeiter an das Unternehmen zu binden, die Ziffern des Arbeiterwechsels nieder zu halten, durch eine zufriedene und gesicherte Arbeiterschaft die Leistungen der Firma zu steigern. Genau diese Ziele verfolgte Alfred Krupp, und die Erben gingen in seinen Spuren. Es ist aber immer ein Ruhmesblatt im Lebenskranz eines Menschen, wenn er zukunftssträchtige, die Menschheit fördernde Gedanken zum ersten Mal Gestalt gewinnen lässt. Als Alfred Krupp sie fasste, waren es Funken in einer weithin lichtlosen Welt.

Das Fundament des Krupp'schen Sozialwerkes ist der Wohnungsbau. Die Einwohnerzahl der Stadt Essen war im Jahr 1854 so hoch wie zwanzig Jahre später die Zahl der allein bei Krupp beschäftigten Arbeiter – nämlich zwölftausend. Die Wohnungsfrage war ein drängendes Zeitproblem *geworden*, die Firma Krupp griff es als erste auf. Im Jahr 1902 bestehen in Essen die Kruppsiedlungen Alt-Westend, Neu-Westend, die Wohnkolonien Nordhof, Baumhof, Schederhof, Cronenberg, Alfredshof und Friedrichshof. Im Ganzen stehen viertausendundvierundachtzig Werkwohnungen zur Verfügung; im Jahr 1872 waren es tausendundfünfundsechzig Wohnungen und 1887, im Todesjahr Alfred Krupps, dreitausendvierhundertdreiundsiebzig. Diese Zahlen sagen nichts darüber aus, wie ernsthaft das «Wohnungsproblem» durchdacht, durchkämpft und praktisch erprobt worden ist, und dieses zu einer Zeit, als der Satz galt: «jeder für sich, Gott für uns alle». Schon damals wurde das «Cottage-System», das Einzelhaus für jede Familie inmitten eines Gartens, als Ideallösung angesehen, und schon damals scheiterte es an der Preisfrage. Die Kolonie Alfredshof, mit deren Bau im Jahr 1894 begonnen wurde, umfasst Ein-, Zwei-, Drei- und Vierfamilienhäuser, sowie anderthalbstöckige Reihenhäuser. Um diese Zeit sind bereits alle erdenklichen Formen des Bauens und Wohnens praktisch erprobt. Man mag suchen, wo um die Jahrhundertwende in Deutschland Ähnliches zu finden wäre. Keine Frage ist ausser Acht gelassen, die Höhe der Mietpreise auf den Pfennig kalkuliert und in Bezug gesetzt zum Einkommen des Arbeiters, also ausserordentlich niedrig gehalten. Die Mietpreise betragen für eine zweiräumige Wohnung mit Keller neunzig bis hundertundacht Mark, für eine dreiräumige hundertzwanzig bis zweihundertzwanzig Mark, für eine vierräumige hundertsechzig bis dreihundertzwanzig Mark – im Jahr. Die

Hygiene wird nicht vernachlässigt, für gelockerte Bauweise, für Plätze und Gärten, für Licht und Sonne ist gesorgt soweit nur irgend möglich. Wohl berechnet ist der Weg zur Fabrik, damit der Arbeiter die Mittagspause in der Familie verbringen kann. Es fehlt nicht an der Sorge für gutes Wasser, in Essen ein besonders schwieriges Problem, an ausreichender Gasbeleuchtung für die Strassen durch das Krupp'sche Gaswerk. Jede Wohnung ist nach aussen möglichst abgeschlossen, damit der Grundsatz «my house, my castle» verwirklicht werde.

Zuletzt erstrecken sich die Anstrengungen der Fabrik auch auf Gebiete, die eigentlich Angelegenheit der Stadt oder des Staates wären. Um den Kindern der Werksangehörigen den Schulbesuch in den Siedlungen zu ermöglichen, sind nach den Ideen Alfred Krupps Privat-Volksschulen auf Kosten der Firma errichtet worden, Schulen simultanen Charakters. Ein Rektor, dreizehn Klassenlehrer und drei Hilfslehrerinnen walten im Jahr 1902 ihres Amtes. Tausendundfünfzig «Krupp-Kinder» erhalten dort unentgeltlich Unterricht. Den Bauaufwand, Lehrergehälter, die Kosten der Schulbibliothek und eines botanischen Gartens, der zur Schule gehört, trägt die Firma.

Neue Wege geht auch die Krupp'sche Altersfürsorge, die mit der Gründung der Siedlung Altenhof im Jahr 1896 eine originelle Lösung findet. Die Siedlung besteht aus kleinen, freistehenden Häusern für die Veteranen der Firma. Ein solches Häuschen enthält vier oder mehr Einzelwohnungen, und jede hat einen eigenen Eingang, damit alle Reibungsflächen zwischen den Hausgenossen wegfallen. Die Wohnungen werden mietfrei überlassen, sie sind nur für die ganz Alten da. Kinder haben hier keine Stätte. Nicht die Firma, sondern der Vorstand der Krupp'schen Arbeiter-Pensionskasse verfügt über das Ausgeding.



Da ist ausserdem die Krupp'sche Konsumanstalt, die inzwischen zu einem grossen Unternehmen herangewachsen und im Kampf mit dem verbreiteten Borgsystem des Einzelhandels, mit dem nur zu oft eine gewissenlose Ausbeutung der Arbeiter verbunden war, Sieger geblieben ist. Ohne viel Aufhebens ist «der kleine Mann» aus wucherischen Händen befreit worden, erzogen zu gutem Haushalten, so wie ihn auch das wohnliche Heim von den Gastwirtschaften fernhält, die in den Arbeitervierteln an jeder Ecke zu finden waren. In den beiden grössten Krisen der Firma nach den Weltkriegen war die Konsumanstalt eine ihrer Säulen und trug dazu bei, dass die Millionenbeträge für die Krupp'schen Pensionszahlungen aufgebracht werden konnten.

Schon vor der Jahrhundertwende ist in das Krupp'sche Sozialwerk auch die Betreuung des Arbeiters in seiner freien Zeit einbezogen worden. Sie ergibt sich ebenfalls aus dem lebensnahen Geist des Hauses, der den gesamten Kreis des menschlichen Daseins erfasst und dadurch «Kruppianer» schafft, die stolz sind auf diesen Namen. Der «Vorwärts» wird zwar nicht müde zu erklären, dass der Arbeiter bei der ganzen «Wohltäterei» aus Stiftungen nichts profitiere, dass sämtliche Leistungen der Krupp'schen Pensionskassen aus den Beiträgen der Mitglieder, aus Strafgeldern, Einschreibengebühren und Zinsen gedeckt würden, aber das hindert nicht, dass die Zahl der lange Zeit bei Krupp beschäftigten Arbeiter ungewöhnlich hoch ist. Der Krupp'sche Bildungsverein, der im Jahr 1899 ins Leben gerufen wurde und 1902 tausendundfünfzig Mitglieder zählt, diene, so behaupten die Gegner, nur der Verdummung. Er umfasst eine Stenographenabteilung, ein literarisches Kränzchen, eine Schachabteilung, ein Dilettantenorchester und einen gemischten Chor. Ein Jahr vorher ist die Krupp'sche Bücherhalle mit achttausend Bänden gegründet worden. Im Jahr

1902 besitzt sie bereits achtundzwanzigtausend Bände, heute stehen dieser Bibliothek hundertzwanzigtausend Bände zur Verfügung.

Die heftig beförderten Hilfskassen und besonderen Unterstützungseinrichtungen der Firma sind Kranken-Unterstützungskassen, Beamten- und Arbeiterpensions-, Witwen- und Waisenkassen und besondere Arbeiter- und Invalidenstiftungen. Die Firma weist bis zum Jahr 1900 für soziale Leistungen der Fabrik auf Grund gesetzlicher Verpflichtungen 6'009'101 Mark aus, gerechnet vom Todesjahr Alfred Krupps 1887, und an freiwilligen Aufwendungen in dem gleichen Zeitraum 11'132'657 Mark.

Das also ist das weite Feld des Krupp'schen Sozialwerkes, das Marga Krupp wie nur wenige überblickt und nun zu ihrem besonderen Arbeitsgebiet macht. Ihre Stiftungen haben Hand und Fuss, sind zweckentsprechend, klar, einfach und gelegentlich nicht ohne herbe Züge, wie sie zu ihrem Charakterbild gehören. Sie dotiert die speziellen Sozialstiftungen der Firma mit Millionenbeträgen, um dann einzelnen Aufgaben ihr besonderes Augenmerk zu schenken. Zu ihnen gehört die Margarethe-Krupp-Stiftung für Wohnungsfürsorge, die schöne Heime für Minderbemittelte schaffen soll. Aus ihr erwächst die Siedlung Margarethenhöhe, die auch nach den grossen Schäden durch Bombenangriffe noch die meisterliche Grundanlage verrät. Eine kleine Stadt für sich ist aus dieser Stiftung geworden mit zweitausend Wohnungen und zehntausend Einwohnern, die heute von der Stadt Essen betreut wird. Von Anfang an ist die Siedlung zur Hälfte für «Kruppianer» und zur Hälfte für Beamte der Stadt Essen vorgesehen.

Die Stiftung, die ihrem Herzen vielleicht am nächsten steht, fällt aus dem Krupp'schen Sozialwerk ganz heraus und führt zurück zu jener Margarethe von Ende, die sich

als junges Mädchen nach schmerzhafter Lösung vom Elternhaus ihren eigenen Weg suchen musste, allen Gefahren ausgesetzt, die Mittellosigkeit mit sich bringt. Es ist das Margarethenheim in Baden-Lichtenthal, das zur unentgeltlichen Aufnahme unbemittelter, alleinstehender und erwerbsunfähiger Damen der gebildeten Stände bestimmt wird. Sehr bald häufen sich die Bewerbungen um Aufnahme derart, dass Marga Krupp nur nach gründlicher Prüfung jedes Einzelfalles ihre Entscheidung trifft. Die Hausordnung atmet in jedem Satz preussischen Geist – Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit und Sich-einfügen in die Gemeinschaft sind ihre Stichworte. Das elektrische Licht wird um 10 Uhr 15 abends aus- und um ½8 Uhr morgens eingeschaltet. Die Stiftung hat mit einem bestimmten Etat auszukommen, und das einfache Leben ist nicht nur äusseres, sondern auch inneres Gesetz. Diese etwas trockene Sachlichkeit ist das Erbe aus längst versunkenen Zeiten, dem schillernden Geist der wilhelminischen Ära fremd, ja, sich bewusst in Gegensatz zu ihm stellend, denn Marga Krupp hält nichts vom Kaiser und seiner Art.

Wie sie jeden Aufnahmeantrag für das Heim gewissenhaft prüft, so behandelt sie auch jedes der Bittgesuche, die täglich zum Hügel kommen. Ihre Kinder und später ihre Enkelkinder, für die sie nun «das Mütterchen» wird – ein Ehrenname, den bald alle übernehmen –, kennen sie nicht anders als immer beschäftigt mit den Fragen der Fürsorge, des Nutzenstiftens, unbekümmert um Anfeindungen und Verdächtigungen sorgfältig das Für und Wider jeder Hilfe wägend.

Im Übrigen sind die Jahre des Interregnums bis zur Heirat der ältesten Tochter ruhige Jahre; die Geschäfte gehen, wenn auch unter Schwankungen, gut, und der wirtschaftliche und technische Aufstieg Deutschlands und Europas

setzt sich fort. Das Hauptinteresse der Firma richtet sich auf den Ausbau des Hüttenwerkes Rheinhausen, das jetzt nach dem Wunsch der Witwe den Namen Friedrich-Alfred-Hütte erhält. Hier kann die Firma Krupp, ganz frei von den alten Bindungen, ein modernes Industrierwerk von Grund auf planvoll gestalten. Der Beginn fällt noch in die Ära Friedrich Alfred Krupps; bis zum Jahr 1906 werden in Rheinhausen sieben Hochöfen angeblasen, die eine Jahresleistung von siebenhunderttausend Tonnen Roheisen erreichen. Hinzu kommen ein Stahlwerk, ein Walzwerk mit zwei Block- und sechs Fertigstrassen und die erforderlichen Nebenbetriebe. Man arbeitet mit dem Thomasverfahren, zu dessen Einführung sich der alte Krupp nicht mehr hatte entschliessen können. Die Anlagen, so angeordnet, dass sie sich vergrößern lassen, werden auf der Höhe der Zeit gehalten und legen, im zweiten Weltkrieg von Luftangriffen verschont, noch heute Zeugnis ab für den Vorausblick der Firma.

Die nun schon fast ein Menschenalter währende wirtschaftliche Blüte Deutschlands eröffnet den Spitzenwerken der deutschen Industrie immer neue Möglichkeiten. Jahr für Jahr strömen die Reichtümer der Welt in das kleine Land im Herzen Europas, herbeigezogen durch die über den ganzen Erdball greifende Tatenfreude des Volkes, das, wie wechselvoll auch seine Geschicke sein mögen, auf angespannte Arbeit nie verzichten will. Diese Betriebsamkeit verhüllt den Zeitgenossen die Brüche und Risse im Jahrtausende alten Bau. Als im Jahr 1906 das Haus Krupp durch die Heirat der ältesten Tochter und Erbin des Fabrikvermögens in einen neuen Abschnitt seiner Geschichte tritt, hat es keine Ursache, an einer glücklichen Zukunft zu zweifeln. Wenn auch auf dem Hügel alles andere als der Geist des Übermutes waltet, in so gesegneter Arbeit darf das menschliche Herz sich wohl der Freude hingeben.

DIE NEUE ROLLE

Für alles, was sich zur «Hautevolee» zählt, ist im Mai 1906 die Verlobung des Legationsrates der Königlich Preussischen Botschaft am Vatikan, Gustav von Bohlen und Halbach, mit Bertha Krupp, der Erbin des Krupp-Vermögens, das grosse gesellschaftliche Ereignis. Die Weltpresse verbreitet die Nachricht mit entsprechenden Kommentaren und lässt sich die Sensation nicht entgehen, dass ein bescheidener Legationsrat, der mit irdischen Gütern nicht gesegnet ist, aus dem Füllhorn Fortunas so bedacht wurde. Reichtum und Glück sind gleichbedeutende Begriffe in dieser Zeit, die selbst im alten Preussen das Geld zum allgemeinen Wertmassstab erhebt. Zwar gibt es noch genug Beamte und Offiziere, die arm sind wie die Kirchenmäuse, aber man weiss nur zu gut, dass Armut die Karriere nicht gerade fördert und dass finanzielle Unabhängigkeit erst das vollgewichtige Auftreten ermöglicht. Neben die Geburtsaristokratie ist längst die Finanzaristokratie getreten. Durch eine glückliche Heirat «sein Wappen zu vergolden», ist das Ziel vieler junger Leute aus adligem Hause. «Mischehen» solcher Art gehören fast schon zum guten Ton.

Für Marga Krupps Zustimmung zu diesem Verlöbnis ist entscheidend, dass die jungen Leute eine herzliche Zuneigung verbindet, dass sie in Wesen und Denkweise des Bräutigams nicht eine Spur von Berechnung entdeckt, dass menschlich von beiden Seiten die Voraussetzungen zu einer

glücklichen Verbindung gegeben scheinen, und diese Ehe bleibt in der Tat vorbildlich und ungetrübt durch lange und wechselreiche Schicksale hindurch. Hinzu kommt, dass der Legationsrat Gustav von Bohlen als befähigt qualifiziert ist; das Urteil seiner Vorgesetzten bestätigt die schwiegermütterliche Meinung. Auch ist als Vorteil anzusehen, dass Gustav von Bohlen sechzehn Jahre älter als ihre nun zwanzigjährige Tochter ist; da ihm zwangsläufig die Leitung des grössten Industrieunternehmens Deutschlands zufällt, erscheint ein gewisses Mass von Welterfahrenheit als unerlässlich. Wes Geist und Art dieser Mann ist, hat für die Gussstahlfabrik, die nun mit den dazu gehörigen Unternehmungen dreiundsechzigtausend Arbeiter beschäftigt, die grösste Bedeutung.

Ein anderes Bild ergibt sich für den Bräutigam. Er sieht sich vor die Aufgabe gestellt, fortan einen Namen zu vertreten, der in der Welt kaum seinesgleichen hat. Wie sich das im Innern Gustav von Bohlen widerspiegelt, dafür gibt es kein Zeugnis, denn er gehört nicht zu denen, die das Herz auf der Zunge tragen. Aber es gibt viele Gründe für die Annahme, dass er von dem Glanz des Namens Krupp geradezu überwältigt ist, mehr als vom Reichtum. Dieser Glanz, so, wie ihn Gustav von Bohlen sehen muss, überstrahlt wirklich vieles. Der Name Krupp ist innig verbunden mit der Macht und der Weltgeltung des deutschen Kaiserreiches, die trotz gelegentlicher Schwächezeichen unbestritten sind. In ihm findet der Aufstieg der deutschen Industrie, der innerhalb von fünfzig Jahren das einstige Agrarland völlig verändert hat, seinen überzeugendsten Ausdruck. Wenn das Ausland an die deutsche Industrie denkt, dann denkt es vor allem «Krupp». Die Krupps sind ungekrönte Könige, deren Nimbus der Strahlenkranz der Legende noch hebt. Auch auf dem bescheidenen Weg sei-

ner diplomatischen Laufbahn ist Gustav von Bohlen dieser Name in vielfachen Zusammenhängen begegnet.

Dieser Weg führte ihn zunächst als Legationssekretär an die Kaiserlich Deutsche Botschaft in Washington und von da an die Deutsche Botschaft nach Peking, wo er sein Tagebuch im trockensten Amtsstil mit Aufzeichnungen über den Boxeraufstand füllt. Von da wurde er an die Preussische Botschaft beim Vatikan versetzt. In den acht Jahren dieser Karriere konnten ihm die Beziehungen des Hauses Krupp zu hohen und höchsten Stellen, vor allem auch zu den diplomatischen Kreisen nicht entgehen. Ein Kampffeld der Diplomatie aller Völker Europas ist jetzt mehr denn je das Gebiet der Rüstung. Das Wettrüsten Europas dauert schon viele Jahre. Jedem Eingeweihten ist bekannt, dass Krupp auf dem Weltmarkt in scharfer Konkurrenz liegt, vor allem mit der französischen Firma Schneider-Creusot und mit den englischen Rüstungsfirmen, und dass in dem grossen Wettrennen Krupp unbestritten an der Spitze liegt. Es ist der Erfolg, der das Ansehen des Namens Krupp im Ausland ins Ungemessene steigert; vorläufig hütet man sich noch, dem Neid allzu lauten Ausdruck zu geben. Damit zeichnen sich für Gustav von Bohlen, schon ehe er die Firma übernommen hat, Aufgaben ab, die gewiss höchst ehrenvoll, aber auch von vielen Tücken umwittert sind. So betrachtet stellt das Haus Krupp in den Augen Gustav von Bohlens eine Grösse dar, der gegenüber das eigene Ich zu behaupten nicht einfach ist.

Die Verbindung mit Bertha Krupp reisst den nach Herkunft und Ausbildung auf festen Bahnen gehaltenen Beamten aus den vorgezeichneten Geleisen. Der Werdegang Gustav von Bohlens kann geradezu als Musterbeispiel gelten für den korrekten Weg zu einer ehrenvollen Stellung. Hier steht alles genau an seinem richtigen Platz, wie es

dem Zeitideal entspricht: mit achtzehn Jahren das Abiturientenexamen, anschliessend Dienst als Einjährig-Freiwilliger beim zweiten Badischen Dragonerregiment in Bruchsal, dann Studium der Rechtswissenschaften in Lausanne, Strassburg und Heidelberg, zur gegebenen Zeit Dr. jur. und Leutnant der Reserve, dann Eintritt in die unteren Regionen der höheren Verwaltungslaufbahn. Als der Achtundzwanzigjährige in den Dienst des Auswärtigen Amtes in Berlin übergeht und seine diplomatische Prüfung besteht, sind für dieses Leben nach den Auffassungen der Zeit klare und endgültige Entscheidungen gefallen. Diese Ehe ist von solchem Standpunkt aus eine Regelwidrigkeit.

Bestimmender als alles andere für dieses Leben ist jedoch die Tatsache, dass Gustav von Bohlen nach Wesen und Charakter, nach Denk- und Auffassungsweise ganz und gar ein Kind des 19. Jahrhunderts ist, und zwar so sehr, dass er sich nie aus seinem Bannkreis löst. Darin liegen Stärke und Begrenzung, und sein Schicksal ist es, dass er hineingestellt ist in eine Epoche der Übergänge und Katastrophen, in denen die alten Götter stürzen, die er von ganzem Herzen verehrt.

Über sein Herkommen unterrichtet die vielen, die es genau wissen wollen, der «Gotha», das genealogische Taschenbuch der adligen Häuser, worin zu lesen steht, dass der grossherzoglich badische Legationsrat und Minister-Resident am königlich niederländischen Hofe, Dr. jur. Gustav von Bohlen und Halbach, im August 1871 in den Adelsstand erhoben wurde. Diese Auszeichnung für den Vater Gustav von Bohlen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es weder im Jahr 1871, geschweige denn in diesem Jahr 1906, noch einen Adelsstand als Organ gab oder gibt und dass der Adel nur noch einen Teil der herrschenden Schicht in Deutschland darstellt, welche ihrer Aufgabe des Herrschens

immer weniger gerecht wird. Doch ist alles, was «die gute Gesellschaft» ausmacht, nach wie vor ein Machtfaktor, vielleicht ein umso grösserer, weil er sich nicht mehr auf Vorrechte und geschriebene Gesetze, sondern auf allgemeine Anschauungen und Vorstellungen im überwiegenden Teil des Volkes stützt.

Die gegenwärtige Form des Doppelnamens geht auf den Vater des jungen Legationsrates zurück, der seinem Familiennamen Halbach den seiner in Philadelphia geborenen Gattin Sophie Bohlen hinzufügte. Diese ist die Tochter des aus dem amerikanischen Bürgerkrieg bekannten Generals Bohlen. Den Namen Bohlen trägt aber nicht nur die Gattin, sondern auch die Mutter Gustav Halbachs, welche die Tochter des deutsch-amerikanischen Kaufmanns Bohl Bohlen war. Auf diesen Namen soll der Glanz des Namens Krupp fallen. Der junge Legationsrat mag zusehen, wie er die Rolle eines Prinzgemahls bewältigt. Er darf überzeugt sein, dass keine seiner Handlungen und Taten, seiner Schritte und seiner Worte unbeachtet bleiben wird.

Einen ersten Begriff vom äusseren Rahmen, in dem er sich fortan zu bewegen hat, liefert der Hügel, dessen repräsentative Ungemütlichkeit den künftigen Herren nicht schreckt. Gustav von Bohlen, klein und zierlich von Gestalt, liebt die grossen Räume des Hauses, in denen sich seine aufrechte Haltung noch mehr straffen wird. Für die Pflichten der Repräsentation hat er ein wohlentwickeltes Organ, vom Vater ererbte Fähigkeiten, der das Zeremoniell am badischen Hof zu meistern verstand. Insofern sind auch die Jahre in der Diplomatie nicht umsonst gewesen. Es war eine nützliche Schule, sich in der Welt der ausgewogenen Formen zu bewegen, in der man die verbindliche, doch nie verpflichtende Rede übt, nicht nur die Worte, sondern auch die Gesten wägt und Gunst oder Ungunst nach Spielregeln

austeilt, die schier unerlernbar sind – eine Angelegenheit des Blutes und der Tradition; eine Welt, die nicht jedermanns Sache ist, da ihr äusserer Glanz nur zu oft Hohlheit und Leere verdeckt. Schon in den ersten Anfängen erweist sich, dass Gustav von Bohlen den hier fälligen Teil seiner ungewöhnlichen Aufgabe vollkommen bewältigen wird. Er versteht aufzutreten und zu verbergen, was in seinem Innern vorgeht, zu reden und zu schweigen, und er versteht auch, Abstand zu halten, eine Kunst, die bisweilen eine ganze Philosophie in sich birgt. Sie kann Stärke und Schwäche bedeuten, Stärke dann, wenn sie der Ausdruck innerer Überlegenheit, überragender Gaben ist, die den anderen in die ihm gebührenden Schranken weisen; Schwäche, wenn sie nur ein Hilfsmittel ist, um den Einblick in eine nicht reich genug ausgestattete Natur zu verwehren. Im Übrigen zeigt diese Zeit erstaunlich wenig Neugierde; sie ist allzu bereit, sich am glänzenden Schein genügen zu lassen.

Fast um dieselbe Zeit verlobt sich die zweite Krupp-Tochter Barbara mit dem achtundzwanzig Jahre alten Regierungsassessor Freiherrn Thilo von Wilmowsky, der früher Dienste bei dem Essener Landrat geleistet hatte. Die Wilmowskys sind Nachfahren deutscher Kolonisten, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts, von Westn kommende, das spätere Herzogtum Teschen besiedelten. Ihr Stammhaus liegt zwischen Teschen und Skotschau in einem Gebiet, wo bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die deutsche Sprache vorherrschte. Von da wanderten sie nach dem Dreissigjährigen Krieg, bedrängt durch die Gegenreformation, nach der Mark Brandenburg aus, wo ihnen die Gewissensfreiheit am ehesten gewährleistet schien. Dort wuchsen sie in die preussische Beamtenhierarchie. Der Grossvater des Bräutigams war Chef des Zivilkabinetts Kaiser Wilhelms I. vom Jahr 1869 bis zum Tode dieses Monarchen, der ihn sein «Zivil-

gewissen» zu nennen pflegte. Sein Vater ist im Jahr 1906 Oberpräsident der Provinz Sachsen und später lange Jahre ihr Landeshauptmann gewesen. Thilo von Wilmowsky, von Gustav von Bohlen in vieler Weise verschieden, wird zu den Männern gehören, die ein ungewöhnliches Mass von innerer Freiheit gewinnen. Sein Weg führt durch die stilleren Räume des Lebens dorthin, wo sich die Kräfte finden, die das Auseinanderstrebende oder Zerfallende zu einer neuen tieferen Einheit zu binden suchen.

Die Hochzeit der Erbin findet am 15. Oktober 1906 in Gegenwart des deutschen Kaisers auf dem Hügel statt. Nach Trauung und Festmahl begibt sich die Hochzeitsgesellschaft in die obere Halle, wo der Kaiser noch einige Zeit Cercle hält, während die Gäste an den Wänden herumstehen und sich nur flüsternd unterhalten. Sitzen ist nicht statthaft, solange die Majestät steht. Dieses Intermezzo dauert zwei Stunden. Der Kaiser ist in guter Laune, die sich noch steigert, als er eine Gefährtin aus Jugendtagen entdeckt. Oft tönt sein etwas gewolltes, nasales Lachen durch die Halle. So schildert der Finanzrat Haux die Atmosphäre dieser Hochzeit, die durch Feierlichkeit ersetzt, was ihr an Gemütlichkeit fehlt. Der Kaiser verleiht dem jungen Ehemann das Recht, sich fortan Krupp von Bohlen und Halbach zu nennen, ein Name, der jeweils auf den ältesten Sohn und Erben des Fabrikvermögens übergehen soll. So wird die besondere Stellung des Hauses Krupp noch einmal unterstrichen.

Diese Feier auf dem Hügel ist der grosse Einschnitt im Leben des Legationsrates von Bohlen, es gibt niemanden, der ihn tiefer empfindet und gründlicher durchdenkt als er selbst. Er hat bisher gelebt wie alle jungen Leute aus gutem Hause und dabei die geschriebenen wie die ungeschriebenen Gesetze der Zeit wohl beachtet. Sein Leben als

angehender Diplomat war mit gewichtigen Verantwortungen nicht belastet, es setzte ihn instand, sich seines Daseins unbekümmert zu freuen, wie es den glücklichen Jahren vor den Weltkriegen entsprach. Gehörte es an sich schon zum Stil der Zeit, mit dem Tag der Eheschliessung sich neuer Pflichten ernsthaft bewusst zu werden, Abschied zu nehmen von Jugend und Ungebundenheit, ein so zwingender Anlass zur Besinnung wie hier war nur wenigen gegeben, und gewiss sind nur selten so weitgehende Folgerungen daraus gezogen und ein langes Leben hindurch in die Tat umgesetzt worden.

Bei diesen Überlegungen rückt die Gussstahlfabrik mit allem, was sie wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich bedeutet, von selbst in den Vordergrund. Je länger Gustav von Bohlen dieses Phänomen betrachtet, desto grössere Dimensionen nimmt es an. Soll die Aufgabe gelöst werden, so muss er sich in die Geschichte des Hauses vertiefen, das ein so starkes, nur ihm eigentümliches Leben entwickelt hat. Und eben dieses Studium weist dem neuen Herrn auf dem Hügel fast zwangsläufig die Rolle eines Treuhänders zu. Das Vermögen, das er zu verwalten hat, ist nicht von ihm erarbeitetes Gut, es ist umstrahlt von der Gloriole des grossen Krupp, ist eine Macht, der er im Augenblick aus sich nichts entgegenzusetzen hat. Gustav von Bohlen erfasst seine Aufgabe mit grossem Ernst, und er wird die Verpflichtung, die sie ausdrückt, in keiner Sekunde vergessen. Wenn er für die Firma auftritt, fühlt er sich stets nur als Treuhänder und ist auch entschlossen, dieses in des Wortes innerster Bedeutung zu sein. Seine Verantwortungsfreudigkeit wird keine Grenzen kennen. Eine andere Frage ist es, ob er damit schon allen Pflichten genügt.

Die Gussstahlfabrik ist zwar in der jetzigen Form der Aktiengesellschaft ein klar umrissenes Wirtschaftsgebilde,

aber Gustav von Bohlen glaubt, am Sinn der ihm vom Schicksal zgedachten Aufgabe vorbeizugehen, versenkte er sich nicht in das Mehr, das dieses Unternehmen vorstellt. Keine noch so gewissenhafte Treuhänderschaft kann diesem Mehr gerecht werden. Die Gussstahlfabrik ist nicht nur die Parade der Schlote und Hallen in Essen. In ihr wirken traditionsbestimmte Kräfte, die mit dem Sausen der Räder und dem Stampfen der Kolben nicht das Mindeste zu tun haben. Die Gussstahlfabrik, wie sie sich Gustav von Bohlen darstellt, ist nicht nur ein technischer und wirtschaftlicher Tatbestand, sondern etwas anderes. Poetische Vergleiche sind nicht eben seine Sache. Er denkt nüchtern, seine Augen blicken klar und nicht schwärmerisch, seine Bewegungen sind straff und niemals lässig; auch die hohe Stirn, die scharf vorspringende Nase, das betonte Kinn drücken Willenskräfte aus. Aber zuletzt siegt doch über sein Gemüt die Dichtung des grossen Alfred Krupp, die Romantik, mit der dieser Mann das nüchternste Unternehmen der Welt umspannt. Die Arbeit hat ihr eigenes Pathos, sie ist begleitet von vaterländischen Klängen, dieses Werk ist Ausdruck selbtherrlicher Menschenkraft und türmenden Gestaltungswillens, Verkünderin des siegreichen Dennoch eines Hauses, welches das Schicksal zum Partner in seinem Lebenskampf wählte. Hier ist ein Ganzes geschaffen, das so hingenommen werden muss, wie es ist – nur so und nicht anders. Die Tradition dieses Hauses, nunmehr erkannt als die eigentlich wirkende Kraft, zu wahren und zu pflegen, sie weiterzudenken im Geist Alfred Krupps, das ist die eigentliche Aufgabe, die sich Gustav von Bohlen stellt.

Zu diesen Einsichten kommt Gustav von Bohlen nicht im Lauf einer sich über Jahre erstreckenden Entwicklung. Sie sind das Ergebnis jener Überlegungen, die er schon bei der Heirat mit Bertha Krupp anstellt. Und so erscheint er

schon am Anfang seines Weges als der, der er durch die Jahrzehnte bleiben wird. Vor Antritt der Fahrt hat er sich mit dem Rüstzeug der Tradition versehen, um es niemals mehr abzulegen. Eine neue Rolle ist ihm unversehens zu-gefallen. Er wird kaum danach fragen, ob sie seinem eigent-lichen Wesen gemäss ist. Es erübrigen sich alle Reflexionen, da nicht *er* die Rolle gewählt hat, sondern die Rolle ihn.

Zuerst muss sich Gustav von Bohlen Klarheit schaffen über die allgemeine Lage der Firma, das bedeutet, er muss Deutschlands Stellung in der Welt betrachten. Dem ein-stigen Legationsrat bieten sich dafür von seiner Laufbahn her drei Blickwinkel: von Washington, von Peking und von Rom. Aber wie gross auch der Vorteil sein mag, diese Stel-lung seines Landes von aussen gesehen zu haben, das Bild ist verwirrend. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben im Krieg des Jahres 1898 der ehemaligen Weltmacht Spa-nien Kuba und die Philippinen entrissen und sind damit in die Weltpolitik eingetreten. Das Zeichen war nicht zu über-sehen, jedoch Europa, blind in seiner Sicherheit, Mitte der Welt zu sein, achtet kaum darauf. Das neue Jahrhundert hat die Niederlage des Burenvolkes besiegelt, und England ist über die Kritik der Völker zur Tagesordnung übergegan-gen. Etwa um dieselbe Zeit wird der Boxeraufstand nieder-geworfen, ein Ereignis, das Gustav von Bohlen aus näch-ster Nähe verfolgen konnte; soweit Tagebuchblätter eine Deutung zulassen, tat er es offensichtlich mit Neigung für den Vordergrund der Geschehnisse, für die Tatsachen und nicht ihre Zusammenhänge. Wer kann auch zu dieser Zeit wissen, dass hier die Völker Europas zum letzten Mal für lange Zeit solidarisch aufgetreten sind. Näher schon, zeit-lich wie räumlich, liegt der russisch-japanische Krieg, dem ein englisch-japanisches Bündnis vorangegangen ist. Die Niederlage Russlands wird begleitet von revolutionären

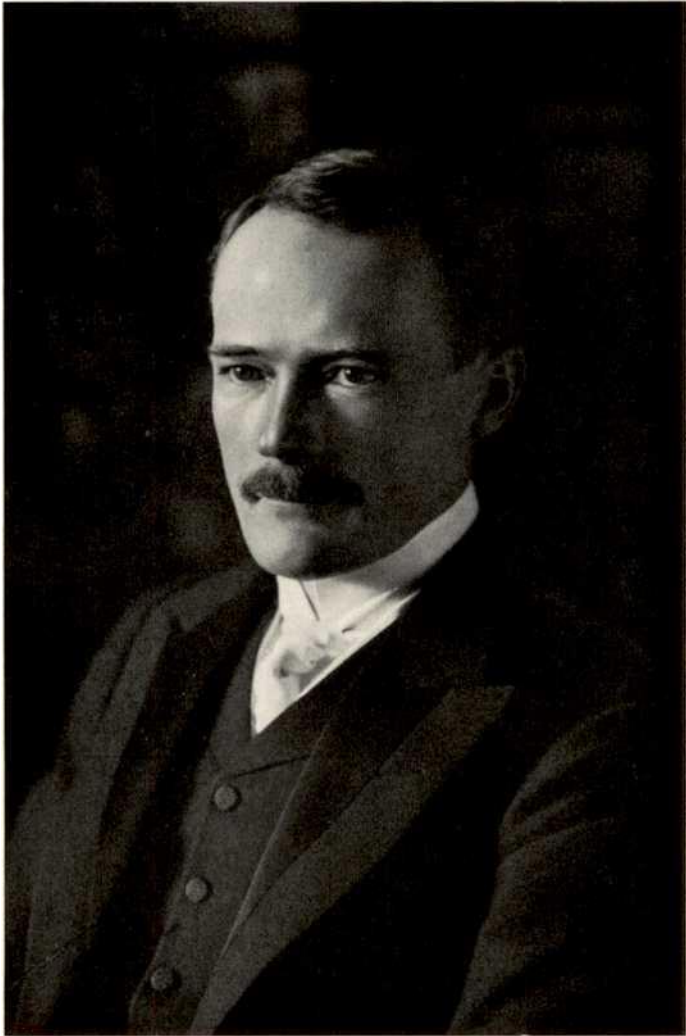
Sturmzeichen im Innern des Zarenreiches, auf die man nirgends hören will. Das Jahr 1904 bringt die englisch-französische Entente, eine Vereinbarung, die zusammen mit dem russisch-französischen Bündnis des Jahres 1894 Frankreichs Stellung in Europa erheblich stärkt. Dagegen bestehen fort der deutsch-französische, der russisch-österreichische und auch noch der russisch-englische Gegensatz. Es ist nicht leicht, das Geflecht der Bündnisse zu durchschauen und die Gegensätze richtig zu werten, denn über die geheimen Spannungen, Neigungen und Abneigungen breitet der allgemeine Wohlstand Europas seine Schleier.

Das gilt auch für das deutsch-englische Verhältnis, das von wirtschaftlichen Interessen mehr als erwünscht berührt wird. Im grossen Kampf um die Güter dieser Erde hat Deutschland Erfolge erzielt, die nicht unbeachtet bleiben. Niemals in der Geschichte hat es einen englisch-deutschen Gegensatz gegeben, uralt aber war die französisch-englische Feindschaft. Soll man das Bündnis dieser beiden Staaten nun wirklich als grosses Politikum werten? Lassen sich die «Vorzeichen der Weltgeschichte» durch Willensakte zweier Regierungen umkehren? Gewiss, es sind einige merkwürdige Dinge geschehen, die, wenn sie auch fast ein Jahrzehnt zurückliegen, nicht ganz vergessen sind, wie jener Artikel aus der «Saturday Review» mit dem Schluss: «Ceterum censeo, Germaniam esse delendam». Er wurde wieder ins Gedächtnis gerufen durch eine Rede des Zivillords der englischen Flotte, Lee, aus dem Jahr 1905, der unverblümt ankündigte, im Falle eines Krieges werde die englische Flotte den ersten wuchtigen Schlag führen, bevor die andere Macht die Kriegserklärung erfahren habe. «Kopenhagenen» nennt man das in Erinnerung an den Überfall Englands auf die dänische Hauptstadt mitten im Frieden des Jahres 1807. Und dieses «Kopenhagen» ist seitdem ein

Angsttraum des deutschen Kaisers. Auch die Bündnisangebote Englands an Deutschland zu Beginn des Jahrhunderts sind nicht vergessen – dass Bülow es sich sogar leisten konnte, sie abzulehnen, um nicht «Englands Festlanddegen» zu werden, nimmt man als Beweis dafür, wie mächtig das Deutsche Reich geworden war. Selbst wenn Deutschland in Rechnung stellt, dass der Bau der Flotte Unbehagen in England erregt – tiefer begründet als solche vorübergehenden Differenzen erscheint wohl die englisch – russische Feindschaft. Doch die Weltgeschichte ist der menschlichen Logik nicht unterworfen. Wäre in diesem Jahr 1906 ein Prophet aufgestanden, um zu verkünden, dass im deutsch-englischen Gegensatz sich der «Untergang des Abendlandes» vorbereitete, er wäre als Narr angesehen worden.

Da diese politischen Welt Dinge nach so vielen Seiten verhangen sind, entschliesst sich Gustav von Bohlen, der grossen Politik fernzubleiben und ihr, wie Alfred Krupp, nur da Aufmerksamkeit zu schenken, wo die Interessen der Fabrik berührt sind. Sie ist Sache der Berufenen. Ihrer Autorität beugt er sich, *seine* Politik liegt innerhalb der Grenzen der Firma. In diesem Entschluss wirkt auch etwas von der «Majestätsgläubigkeit», die weite Kreise des deutschen Volkes beherrscht.

Im grossen Streit um den Führungsanspruch in Deutschland haben sich nicht die Regierung oder das Parlament durchgesetzt, sondern der Kaiser. Wieviel Kritik an ihm auch geübt worden ist – erbittert und zuletzt hasserfüllt von den Sozialdemokraten, besorgt und bedrückt in den übrigen Lagern, zaghaft und lau von der Regierung-, all diese Kritik hat nichts daran zu ändern vermocht, dass sich das Schwergewicht zum Kaiser hin verlagert hat. In den Kreisen des Adels und der Offiziere, der Beamten und des Bürgertums wird es üblich, zu erklären, Seine Majestät werde



es schon machen. Mit dieser Formel trösten sich die vielen, denen das politische Lied ewig und immer ein garstig Lied ist. Mit ihr wird das eigentümliche Bündnis legitimiert, das die Regierungstreue mit Indolenz, Trägheit und politischer Stümperei eingegangen ist. Wohl gibt es Kreise, die anders denken, aber sie sind ohne Einfluss. Zu der wachsenden Illoyalität auf der Linken tritt die übersteigerte Loyalität auf der Rechten, und beide wirken zum Verderben des Reiches.

Eine kritische Betrachtung der Zeit liegt Gustav von Bohlen so fern, dass er bald jeden Versuch dazu als ungehörig empfindet. Wohl lässt er sich in das Preussische Herrenhaus berufen, aber in der Absicht, nicht in die verwüstete Arena der parlamentarischen Kämpfe hinabzusteigen. Er hat nur den Wunsch, auf seinem Arbeitsgebiet das Seine zum allgemeinen Wohle beizutragen. Obgleich er nach Art und Wesen kein Mann mit Popularität ist – er ist hemdsärmelig und Schulter klopfend undenkbar –, erringt er sich rasch das Mass von Achtung in der Fabrik, das einem gerechten Willen immer gezollt wird. So beginnt sein neues Leben, das viele, die es ihm neiden, weit von sich gewiesen hätten, wenn sie es nach seinen Gesetzen hätten leben müssen.

ZWISCHEN TRAUM UND WIRKLICHKEIT

Es gibt verschiedene Formen, in denen ein Mann sich zum Leiter eines bedeutenden, ihm nicht angestammten Unternehmens aufschwingen kann. Er mag sich grosse Konzeptionen zu eigen machen und Gefahr laufen, zu diletieren, mag allen Verlockungen nachgeben, das Interessante, Abenteuerliche oder Ungewöhnliche an sich zu ziehen. Gustav von Bohlen wählt die entgegengesetzte Art. In dem Bestreben, aus jedem Arbeitstag die höchste Leistung herauszuholen, zerlegt er ihn in genau durchdachte Segmente, Arbeit und spärliche Erholung sich mit der Uhr zu messend. Pünktlichkeit wird zum Gebot auf dem Hügel, unerbittlicher als je zu Zeiten Alfred Krupps, wird ein drakonisches Gesetz, dem sich alle zu beugen haben. Genau auf die Minute steht morgens vor dem Hauptportal das Reitpferd, das ihn zur Fabrik bringt. Als das Pferd dem Auto weichen muss, wartet der Wagen mit laufendem Motor, damit keine Sekunde bei der Abfahrt verloren gehe. Jeden Abend ein Viertel vor zehn Uhr auf den Glockenschlag erscheint der Diener und flüstert den nie fehlenden Gästen zu, dass die Wagen zur Abfahrt bereitstünden. Denn pünktlich zehn Uhr fünfzehn geht der Hausherr zu Bett, ganz gleich, wer geladen ist. Nur einmal führt dieses Mahnverfahren nicht zum gewünschten Ergebnis, als Oscar von Miller, der Gründer des Deutschen Museums in München, auf dem Hügel weilt und im schönsten bayerischen Dialekt

knurrt, er gehe heim, wenn es ihm passe, womit denn die geheiligte Hausordnung für dieses Mal aus den Fugen gerät.

Systematisch und mit immer gleicher Energie erobert sich Gustav von Bohlen die Fabrik. Es ermüden ihn nicht die stundenlangen Vorträge seiner Direktoren, noch die eingehenden Werksbesichtigungen. Die Fülle der Eindrücke verwischt ihm nicht das Bild, er ordnet jede Beobachtung und neue Erfahrung systematisch ein. Er seziert die Fabrik förmlich, verliebt in die Akten und in aktenmässige Erledigungen. Er vergisst nichts und führt grundsätzlich jeden Geschäftsvorgang zu einem Ende. Mappen, in denen sich Dinge «von selbst erledigen», gibt es nicht. Bald wird sein Notizbüchlein bekannt, aus dem er Fragen hervorholt über Dinge, die seine Mitarbeiter längst vergessen wähten. Er liebt die kühlen, ja kalten Räume, wie er selbst eine kühle Atmosphäre um sich verbreitet. Auf dem Flügel darf die Temperatur auch im kältesten Winter nicht achtzehn Grad Celsius übersteigen, weswegen seine junge Gattin mehr als einmal zum Hausmeister flüchtet, um sich aufzuwärmen. Das Thermometer im Arbeitszimmer des Hauptverwaltungsgebäudes zeigt im Winter dreizehn Grad Celsius «Wärme» an, so dass kein Direktor länger als notwendig bleibt, was auch die Absicht ist. Dabei verlaufen die Besprechungen an sich schon kurz und bündig. Jedes Wort, das nicht zum Thema gehört, ist verpönt. Niemand vergisst, dass er sich dem Inhaber der Firma gegenüber befindet. In überraschend kurzer Zeit wird aus dem Lernenden der Verfügende, unterstützt von einer schnellen Auffassungsgabe und einem genau arbeitenden Gedächtnis, in der Arbeit gründlich, in den Entscheidungen bestimmt.

Der Reichtum mildert Bohlen's Lebensgewohnheiten nie. Sein Ordnungssinn erfasst das Kleine und Geringe mit Vorliebe. Er kontrolliert die Länge seiner Ferngespräche mit

der Uhr und lässt dann nachfragen, wieviel Minuten das Fräulein vom Amt verbucht habe; nicht aus Geiz, sondern als Fanatiker der Ordnung. Er rechnet am Abend mit seinem Kammerdiener auf den Pfennig ab und weiss genau, wieviel er selbst ausgegeben hat. Immer bleibt er die offizielle Persönlichkeit, selbst vor seinem Kammerdiener, an den er nie ein persönliches Wort richtet. Wie Alfred Krupp vermeidet er es, Tadel direkt auszusprechen. Dinge auf dem Hügel, die ihm nicht passen, muss Bertha abstellen.

Bei allem Ernst und Pflichteifer versteht er, wenn es angebracht ist, liebenswürdig und verbindlich zu sein, darin ganz Diplomat der alten Schule. Er kann aufmerksam zuhören und charmant plaudern, je nachdem der Augenblick es erfordert. Nie ist er aus der Fassung zu bringen, niemals verliert er die Selbstbeherrschung. Diese äusserste Disziplin hat preussischen Charakter, es lässt sich nicht leugnen, dass sie freudlos wirkt. Doch Kühle, Nüchternheit und Kargheit passen zum Hügel, wo sie traditionell beheimatet sind. Ja, man kann vermuten, dass Gustav von Bohlen gerade darin der Atmosphäre dieses Hauses erlegen ist. Dass er auch anders sein kann, wissen die, die ihn näher kennen, sehr wohl. Auf der Jagd und wenn es um die Pferde geht, seine beiden grossen Passionen, ist er gelöst und unbefangen, als gäbe es auf dieser Welt keine Gussstahlfabrik mit ihren unabdingbaren Pflichten.

Sinn und Ziel dieses Lebens ist geworden, dass das ihm anvertraute Werk keinen Schaden leide. Hinter diese Verantwortung tritt jeder eigene Wunsch zurück, sie rechtfertigt ihm jeden Verzicht. Sie verstattet keine menschliche Schwäche, kein Sichgehenlassen, wachsam zu sein ist das Gebot jeden Tages. Mögen die Pflichten der Repräsentation niemals enden, die Gäste, wie sie kommen und gehen auf dem Hügel, sind nun einmal verschieden von den Gä-

sten anderer Häuser. Sie sind nicht geladen zur Auflockerung des Lebens, um Stunden des Frohsinns, der Entspannung zu schaffen, sie stammen mit verschwindenden Ausnahmen aus dem Bannkreis der Fabrik. Mit ihnen wird nicht getafelt in heiterer Lässigkeit, zum Stil des Hügels gehört das schnelle Servieren; alle Üppigkeit ist verpönt.

Dieser zeremonielle Geist greift auch hinüber in die Sphäre der Familie. Die Taufe des Erstgeborenen und Erben Alfried im August 1907 gibt Anlass zu einer wohlorganisierten Feier. An alles ist gedacht; das Zeremoniell ist schriftlich festgelegt worden. Es gibt eine Liste derjenigen «Hügelangehörigen», denen es gestattet ist, bei der Tauffeierlichkeit in der oberen Halle, auf der südlichen oder auf der nördlichen Tribüne zugegen zu sein. Die grossen Tage des Hauses, wie die nun schon näher rückende Jahrhundertfeier der Firma, werden Meisterleistungen eines durchdachten Festzeremoniells sein, wie es an keinem Fürstenhof besser funktionieren könnte.

Die Geburt des Erben teilt Gustav von Bohlen dem Direktorium in folgender Weise mit: *«Dem Direktorium drängt es mich zugleich im Namen meiner Frau in erster Stunde mitzuteilen, dass uns soeben ein kräftiger Junge geboren wurde, dem wir in Erinnerung an seinen grossen Ahnen den Namen Alfried beilegen wollen; möge er in den Krupp'schen Werken aufwachsen, in praktischer Arbeit sich die Grundlagen schaffen zu der wichtigen Übernahme der verantwortungsvollen Pflicht, deren Grösse ich mit jedem Tag mehr erkenne.»* Alfred Krupp hätte seine helle Freude an dieser Anzeige gehabt.

Bis zum Jahr 1914 werden zwei Söhne und eine Tochter geboren, denen noch zwei Söhne und eine Tochter folgen. Die Autorität des Hausherrn, Gatten und Vaters wird zu keiner Stunde in Frage stehen, und der selbstverständ-

liche Respekt lässt die Kinder sich gut überlegen, mit welchen Anliegen sie zum Vater kommen dürfen. Er ist ein unerbittlicher Zuchtmeister, der nur deshalb nicht als solcher empfunden wird, weil sein eigenes Sich-in-Zucht-Nehmen als Vorbild wirkt.

In das erste Jahr der neuen Tätigkeit Gustav von Bohlen fällt der Abschluss der englisch-russischen Entente. Ein Bündnis wird Wirklichkeit, das weder die graue Eminenz von Holstein noch der Reichskanzler von Bülow für möglich gehalten hatten. Man sollte meinen, dass dieses Abkommen, mit dem der letzte grosse politische Gegensatz unter den Nachbarn Deutschlands bereinigt wird, wie ein Alarmschuss wirken müsste, dass überall Männer aufstünden und, sich ihrer Verantwortung bewusst werdend, ihr «videant consules» riefen. Denn jetzt ist die Isolierung Deutschlands vor aller Welt offenbar geworden. Aber kein Sturm erhebt sich, weder in den Kreisen der Regierung noch im Parlament, geschweige denn in der bürgerlichen Schicht. Mag die Tragweite des Abkommens, das die Einflussphären der beiden Staaten in Persien abgrenzt, nicht gleich zu durchschauen sein, es ist die Sache der «Hochgestellten», mehr zu sehen als der gemeine Mann.

Jede Generation hat ihre eigene Blindheit, ihre eigentümlichen Wunschbilder. Gefährlicher als die Alpdrücke der heute Lebenden ist der Traum, dass die grossen Schrecken für ewig in die Tiefe gebannt sein könnten. Wesentlich im Bewusstsein jener Generation vor dem ersten Weltkrieg ist weder, was die Kabinette Europas zusammenbrauen, noch das ständig steigende Rüstungsfieber. Sie fühlt nur selten, wie es in der Tiefe gärt, wie die Kräfte sich umschichten und hindrängen zu unbekanntem Zielen. Und wenn sie gelegentlich aufmerkt, so besitzen die furchtbaren Mächte für sie doch keine Wirklichkeit, weil hundert Jahre

zwischen ihr und der napoleonischen Ära liegen und weil ihre Phantasie versagt. Die Furcht, dass eines Tages die Asiaten ihre Rosse am Rhein tränken würden, konnte Bismarck den Schlaf rauben. Der Kanzler, der jetzt an seiner Stelle steht, sieht das Nahe, nicht das Ferne. Kassandrarufer sind unerwünscht. Diese Generation will glauben, dass es so bleibt, wie es ist. Ihr Dasein hat den Bestand zur Voraussetzung, ganz gleich, ob man auf dem Hügel wohnt oder in einer Kate. Man ist seit Generationen gewöhnt, nicht für ein paar Tage oder Wochen zu disponieren, sondern für die Zukunft der Kinder und Kindeskinde von der Wiege bis zur Bahre. Diese Welt will nicht wanken, und wenn sie hie und da auch bebt, sie glaubt sich bebenfest. Der Optimismus gehört zum guten Ton wie heute die Skepsis. Wohl häufen sich die Warnungen, weithin hörbar, man bleibt stehen, horcht auf, fragt, aber man geht weiter und vergisst.

Gustav von Bohlen stehen Einblicke zur Verfügung wie kaum einem anderen. Die grösste Rüstungsfirma Deutschlands, hunderter Geheimnisse verdächtigt, während sie nicht ein Dutzend hat, liegt vor ihm wie ein aufgeschlagenes Buch. Geradezu umstürzende Erkenntnisse könnte ein Mann gewinnen, wenn der Vorhang vor politischen und wirtschaftlichen Hintergründen so plötzlich zur Seite gerissen wird. Für ihn haben sie nichts Erstaunliches. Je näher er dem Geheimen und Geheimsten rückt, desto schneller scheint es ihm alltäglich, jeder Überraschung bar. Er sieht, dass die Gusstahlfabrik und die Germaniawerft voll ausgelastet sind, aber keineswegs ungewöhnlich mit Aufträgen überhäuft, am wenigsten in der Rüstung. Es gibt für den Kriegsfall einige wenige, sehr zahme Anweisungen, denen alles Dramatische fehlt und fehlen wird bis zum Beginn des grossen Krieges. Den zähen Streit um die Flotte führt Tirpitz mit wachsendem Erfolg; allerdings müssen deshalb die

Ausgaben des Heeres zugunsten der Marine zurückgesetzt werden. Man hat Zeit genug gehabt, sich an diese Kämpfe zu gewöhnen. Selbst das entscheidende Ereignis kommt im Gewände harmloser Nichtigkeit. Auf der Germaniawerft wird zu dieser Zeit das erste Unterseeboot der Kaiserlichen Kriegsmarine nach den von der Firma Krupp entwickelten Konstruktionen gebaut. Das Reichsmarineamt zeigt für die neue Waffe nur ein gemässigttes Interesse. Bis zum Krieg werden auf der Werft neun U-Boote gebaut werden, der Mobilmachungsplan sieht weitere sechs vor. Tirpitz sind die Linienschiffe wichtiger für seine Englandpolitik, die dem Ziel nachjagt, Deutschland freie Meere zu erringen. In der Rückschau zeigt sich, dass auch dieser «grosse» Mann bar jeder schöpferischen Phantasie war: er sah nicht voraus, dass die Taktik Englands, nicht die deutschen Häfen zu blockieren, sondern die Zugänge zu den Weltmeeren unter der Rückendeckung der englischen Küste zu sperren, seine Flottenpolitik illusorisch machen würde. So erkannte er auch nicht die Bedeutung der neuen Waffe, die, zu Kriegsbeginn zahlreich genug und schlagartig eingesetzt, England tödlich hätte treffen können.

Diese Blindheit ist keine Einzelerrscheinung, sondern in Wahrheit ein Verblendetsein; sie ist keineswegs nur eine deutsche Eigenschaft. Es wirkt sehr vieles darin, ein Nicht-Sehen-Können und ein Nicht-Sehen-Wollen. Kaum zwei Jahre liegt der russisch-japanische Krieg zurück, der erste moderne Landkrieg mit Schützengräben, Stacheldrahtverhau und einem ganz unromantischen Massensterben in den trostlosen Gefilden der Mandschurei. Dort ist die Wirkung moderner Waffen erprobt worden. Aber der Krieg hat an den Auffassungen der Militärs in den Armeen Europas nichts geändert. Jedes Übungsschiessen belehrt die Fachleute über die gesteigerte Feuerwirkung, der Infanterie

wie der Artillerie. Aber die deutsche Armee exerziert in genau derselben Weise wie bisher, und ihre Felddienstübungen sind auch nach der Einführung des Maschinengewehrs angelegt, als ob es keine modernen Waffen gäbe. Die Neuerer bleiben in der Armee auch weiterhin unbeliebt. Krupp konnte in früheren Zeiten ein Lied davon singen, die Firma kann es jetzt wieder. Die Taktik, keinen Fussbreit Boden preiszugeben, wird beibehalten werden bis zur Sommeschlacht des Jahres 1916, dann erst wird Ludendorff ihr das Ende bereiten. Und im zweiten Weltkrieg soll sie sich noch verhängnisvoller behaupten.

Das auffallendste Beispiel für die Denkträgheit dieser Zeit bietet die Entwicklung der Motoren. Schon im Jahr 1904 exportiert die französische Automobilindustrie, damals die bedeutendste der Welt, für einundsiebzig Millionen Goldfrancs. Als 1914 die deutschen Truppen ausrücken, hat die Heeresverwaltung von dem neuen Transportmittel noch keine Kenntnis genommen. Lediglich die Stäbe vom Divisionsstab aufwärts verfügen über einen Personen-Kraftwagen, und erst in der höchsten Not kommen französische Generale auf den Gedanken, die Pariser Auto-Droschken zu beschlagnahmen, um mit ihnen Soldaten an den wankenden linken Flügel der Marne-Front zu werfen. Das Rüstungsfieber ist offensichtlich begleitet von lethargischen Zuständen, die die Menschen hindern, an den Ernst der Krankheit zu glauben.

Diese Erscheinungen sind mit der minutiösen Pflichterfüllung Gustav von Bohlens schwerlich zu erfassen. Sollte es nicht genügen, gewissenhaft, sauber, rechtlich, treu, ehrbar und in allen Tugenden fest zu sein, um seinem Auftrag gerecht zu werden? Was kann das Leben mehr fordern als Tugendhaftigkeit? Die Menschheitstragödie, die bald in ihre Krise treten wird, ist auch eine Tragödie eben dieser

Rechtlichkeit und Ehrbarkeit, die im entscheidenden Augenblick nicht die Kraft hat zu tun, was sie soll.

Die Daily-Telegraph-Affäre des Jahres 1908 gibt ein erstes Beispiel dafür. Der deutsche Kaiser ist in England gewesen und hat dort mit englischen Freunden auf seine Weise politische Gespräche gepflogen; einer der beteiligten Engländer, der es zwar gut meint, aber von der politischen Vernunft seines Heimatlandes verlassen ist, möchte die kaiserlichen Verlautbarungen der Weltöffentlichkeit unterbreiten. Da er loyal ist, schickt er sein Manuskript, säuberlich mit der Maschine geschrieben, dem Kaiser zur Genehmigung. Dieser, durch frühere Vorgänge gewarnt, gibt es an den Reichskanzler von Bülow weiter, der es ungelesen dem zuständigen Ressort im Auswärtigen Amt zuleitet. Da «dortseits» keine Bedenken erhoben werden, erscheint das Interview eines Tages im Daily Telegraph.

Eine ganze Pandorabüchse, gefüllt mit politischem Unfug, ist ausgeschüttet. Da stehen zu lesen des Kaisers Klagen über das von ihm so geliebte England, um das er Besseres verdient habe, er, der Erbauer der deutschen Flotte. Sei er es doch gewesen, der England jenen Feldzugsplan geliefert habe, mit dessen Hilfe die Engländer die Buren niedergerungen hätten, eine Behauptung, die im Munde des Absenders der Krüger-Depesche besonders peinlich wirkt. Es folgen Indiskretionen über die russischen und französischen Absichten, sich in den Burenkrieg einzumischen, die post festum nur kränkend wirken und zur Vorsicht bei künftigen vertraulichen Mitteilungen an Deutschland aufrufen. Auch die «gelbe Gefahr» ist wieder da in einer Warnung vor jenem Japan, dem Deutschland noch vor kurzem sich zu nähern gesucht hatte.

Der Entrüstungssturm, nicht zuletzt in Deutschland, ist so gross, dass selbst die Konservativen, die Kaiserstreuesten,

vom Kaiser abrücken. Er selbst ist es, der den monarchischen Gedanken untergräbt. Was nützt es, dass er sich darauf beruft, er habe dem verantwortlichen Kanzler das Manuskript zugeschickt; was hilft es, dass der Fürst Bülow Entschuldigungen ersinnt, die einem Quartaner Ehre machen würden, zum Beispiel, das Schriftstück sei fast unleserlich gewesen. Vor aller Welt ist die verderbliche Schwäche der deutschen Staatsverfassung an ihrem empfindlichsten Punkt offengelegt. Es wird erregt gefordert, dass das Staatsoberhaupt nicht nur den Kontrollen des Reichskanzlers, sondern auch denen des Parlaments unterstellt werden müsse. Die Krise ist so ernst, dass der Kaiser an Abdankung denkt. Er ist im Innersten erschreckt; wo ist das Volk, das jubelnd und begeistert hinter ihm steht?

Die Krise dauert verhältnismässig lang, viele Monate, dann klingt sie ab. Zurück bleiben ein Kaiser, unbeeugt in seiner Machtfülle, aber unsicher geworden, ein Kanzler mit untergrabener Stellung, die er schliesslich einbüssen wird, da er das Vertrauen seines Herrn verloren hat, ein Parlament, das an Achtung im Volk nichts gewann.

Wenn je, dann war dieses die Stunde des deutschen Parlamentarismus. Aber sie geht ungenützt vorüber. Es finden sich keine Männer, bereit zum Zusammenschluss, die jene demokratischen Kräfte aufrufen könnten, denen selbst die alteingewurzelten Gewalten nicht widerstehen würden, Männer feurigen Mutes und heissen Herzens, die bereit wären, in die Bresche zu springen bei Gefahr des Leibes und selbst der Ehre. Sie finden sich weder innerhalb noch ausserhalb der Regierung, weder innerhalb noch ausserhalb des Parlaments. Sie treten nicht im Jahr 1908 auf und sie werden später nicht da sein in dem Augenblick, wo es not tut.

Das Durchschnittliche hat den Sieg davongetragen, und alles geht den alten Gang, als ob nichts geschehen sei. Im

Gegensatz zu dem grossen Gebilde des Reichs sind die untergeordneten Bezirke in vorzüglichem Stand, wie etwa die Gussstahlfabrik in Essen, die sich im denkbar vorzüglichsten befindet. Eben zu dieser Zeit legt sie eine Anleihe in Höhe von fünfzig Millionen Mark auf, um den notwendigen weiteren Ausbau finanzieren zu können. Bei diesen Erweiterungen handelt es sich weniger um Werkstätten für die Rüstungsproduktion, der grössere Teil fliesst nach Rheinhausen. Die Anleihe gehört zu den vorsorglichen finanzpolitischen Massnahmen der Firma, für die es seit der Gründerkrise heiliges Gesetz ist, ihre Unabhängigkeit von Banken und anderen Geldgebern zu wahren. Anders als bei jener Zehn Millionen Taler-Anleihe, die dem alten Krupp den Schlaf raubte, gefährdet die gewaltige Schuldenlast die Firma nicht, denn die Gussstahlfabrik verfügt allein über 9 Stahlwerke, 16 Walzstrassen, 79 hydraulische Pressen bis zu 10'000 t Druckkraft, 181 Dampf- und Transmissionshämmer bis zu einem Fallgewicht von 50'000 kg, über 7'160 Werkzeugmaschinen, darunter die grössten der Welt; ausserdem über 554 Dampfmaschinen, 1'191 Elektromotore und 874 Kräne. Die eigenen Elektrizitätswerke leisten im Jahr 26 Millionen Kilowattstunden, und auf drei Schiessplätzen der Firma sind im letzten Jahr 48'880 Schuss aus Geschützen abgefeuert worden, dazu noch 25'131 Gewehrschüsse.

Zu diesem Kern des Unternehmens kommen die stetig wachsende Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, das Stahlwerk Annen, das Grusonwerk in Magdeburg, die Germaniawerft in Kiel, drei mittelrheinische Hüttenwerke; dazu die Steinkohlenbergwerke, die Zechen Hannover und Hannibal, die Zechen Sälzer und Neuack und die halbe Gewerkschaft des Steinkohlenbergwerks Emscher-Lippe, schliesslich zahlreiche Eisensteinbergwerke, Tongruben, Kalksteinbrüche und viele andere Kleinigkeiten. Die Stein-

kohlenförderung liegt jetzt bei über 2'000'000 t, die Koks-
erzeugung bei 800'000 t, die der Eisenerze beträgt über
100'000 t, Roheisen 800'000 t jährlich.

Indessen sind es doch nur Menschen, die diese ungeheure
Maschinerie in Gang halten, die Besetzung der leitenden
Posten ist darum wichtig. Seit dem Rücktritt des Geheim-
rats Jencke hat im Direktorium eine beherrschende Kraft
gefehlt. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Unter-
nehmens, dass auch ohne die alles überragende Persönlich-
keit Fortschritte erzielt wurden, dass die Firma gleichsam
aus sich lebt, so wie es Alfred Krupp sich erträumt hatte.
Gustav von Bohlen gerät auf seiner Suche nach einem
überlegenen Kopf an den Geheimen Finanzrat Hugenberg,
der ihm vom preussischen Finanzminister empfohlen wird.

Dieser kleine Mann mit dem Seehundschnauzbart ver-
fügt über einen grossen Ehrgeiz und über zähe Arbeitskraft.
Seine organisatorischen Fähigkeiten sind ungewöhnlich.
Als Verhandlungspartner ist er unbiegsam mit deutlicher
Hinneigung zum Starrsinn. Da ihm in der Firma kein be-
stimmtes Ressort übertragen ist und er im Direktorium
primus inter pares bleibt, behält er Kraft für andere Auf-
gaben, worunter die Politik sein wird. Aber noch ehe es ihm
möglich ist, die Firma in einen Zusammenhang mit seinen
politischen Konzeptionen zu bringen, führt ihn sein Weg
aus Essen fort, wo er keine sichtbare Spur zurücklässt. Nur
daran wird man sich gelegentlich mit einem Lächeln er-
innern, dass er auf der Hundertjahrfeier des Hauses in der
grossen Festrede das Lob des deutschen Bauern sang.

In Essen ist weniger denn je Platz für unruhige, ehrgei-
zige Geister. Herrschte dort schon früher der Fanatismus
der Sachlichkeit, so steigert er sich jetzt höchstens noch.
Sensationslüsterne werden weder zu dieser Zeit noch spä-
ter auf ihre Rechnung kommen. Man kann Gustav von Boh-

len unmöglich irgendwelcher Welterneuerungs- oder Weltverschwörungspläne verdächtigen, noch ihm Kriegsabsichten unterschieben, wie sie der Rüstungsindustrie immer wieder angedichtet werden. Jeder, der Gustav von Bohlen kennt, weiss, dass dieser Mann nichts ernster nimmt als sein Hüteramt für die Tradition des Hauses, dass jedes Abweichen vom Wege der Rechtlichkeit bei ihm undenkbar ist.

Diesen Geist anlässlich der Hundertjahrfeier darzustellen, ist sein besonderer Wunsch. Am besten gelingt es in der grossen Jubiläumsschrift, die den Titel «Krupp 1812 bis 1912» trägt und auf den hundertsten Geburtstag von Alfred Krupp herausgegeben wird. Wer diese vierhundert Seiten gelesen hat, muss am Ende wünschen, das Leben möchte nicht ganz so sachlich und nüchtern sein, wie es dort dargestellt ist. Er wird sich fragen, ob es denn wirklich nur den Gussstahl, die Stahlprozesse, die Hochöfen, die Maschinen, diesen unendlich emsigen, ständig sich steigenden Arbeitsprozess gibt. Gustav von Bohlen hätte ihm geantwortet: eben darum geht es. Dieses Geschehen, das da geschildert wird, kennt kein Woher und Wohin. Es ruht notwendig in sich.

Dass es trotzdem nicht das ganze Leben ist, empfindet auch Gustav von Bohlen. Er erinnert sich, dass der grosse Krupp selbst dem grauesten Alltag einen romantischen Anstrich zu geben verstand, und so versucht er, ihm auch darin zu folgen, freilich mit wenig Glück, da hier seine Natur versagt. Der Plan geht dahin, dem Kaiser zur Jubiläumsfeier ein Turnier nach alter Ritterart vorzuführen, verbunden mit einem Festspiel, das sich auf Motive der Krupp-Saga gründen soll.

Und so beginnen auf dem Hügel, diesem Denkmal, das Alfred Krupp einst seinem Bürgerstolz setzte, eines Tages die Vorbereitungen und Proben zum grossen Turnierfest,

vergleichbar einem Ritterspiel Kaiser Maximilians, des letzten Ritters. Ein grosser Festzug soll den Auftakt machen mit hohem und niederem Adel, mit der Geistlichkeit aller Bekenntnisse, mit ehrsamem Bürgern und zünftigen Handwerkern, mit Landsknechten an der Spitze, von einem Fähnrich geführt. Für die Ritter werden schwere belgische Pferde beschafft und «echte» Rüstungen. Echt soll auch das Turnier werden, selbst auf die Gefahr hin, dass einer sich beim Sturz vom Pferde in dem schweren Harnisch alle Knochen bricht. Auch an edlen deutschen Frauen darf es nicht fehlen. Sie werden einherkommen in köstlichen Gewändern, mit wallendem Blondhaar, das bis in die Kniekehlen fällt. Die Düsseldorfer Künstlerschaft ist entzückt. Hier darf sie schwelgen in Prunk und Pomp, in prächtigen Stoffen und blitzenden Geschmeiden.

Jede Zeit schreibt sich ihre Satiren selbst und überliefert sie der Nachwelt, damit diese Gelegenheit finde, sich zu überheben. Dieses Fest ist wilhelminische Ära bis in den letzten Ring der Kettenhemden. Kein gröberer Anachronismus ist zu ersinnen als solches Festtheater vor dem Hintergrund von Hochöfen und Fördertürmen. Dass der Wirbel nichts mit der klug gepflegten Krupp-Saga zu tun hat, empfinden auch einige unbefangene Beobachter, unter ihnen der Finanzrat Haux, der sein Herz in beide Hände nimmt und Gustav von Bohlen seine Bedenken vorträgt. Er "wird auch freundlich angehört, aber leider ist der Kaiser schon unterrichtet, und er freut sich so auf das Spectaculum, dass ein Zurück nicht mehr möglich ist.

Die Festlichkeiten der Jahrhundertfeier des Hauses Krupp nehmen ihren Anfang. Auf dem Hügel ist im Anschluss an das grosse Haus eine Festhalle errichtet worden, in der sich in einem besonders feierlichen Akt tausend Jubilare aus der Arbeiterschaft zusammenfinden. Der Kaiser ist dieses Mal

mit grossem Gefolge erschienen. Da ist der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, seit 1909 Nachfolger des Fürsten Bülow; da sind die Minister Delbrück und Sydow, es fehlt nicht der Kriegsminister von Heringen sowie der Chef des Civilkabinetts von Valentini, und da ist wahrlich nicht zuletzt der Staatssekretär des Reichsmarineamtes von Tirpitz, den jedes Kind in Deutschland kennt. Von den fernsten Ländern sind die Gäste herbeigeströmt, aus Amerika, aus Australien, Brasilien, China und Japan. Der übliche Ordenssegnen ist niedergegangen, und die ersten beiden Festtage mit ihrem kolossalen Programm sind vorüber. Jetzt, da der inoffizielle Teil der Feier beginnt, steigt die Stimmung aufs höchste. Man sitzt an kleinen Tischen, während ein einfacher Imbiss gereicht wird im sogenannten Hungerturm, dem Turm des Hauptverwaltungsgebäudes, dem eine heitere Ironie diesen Namen gegeben hat, da sich in ihm die Räumlichkeiten für offizielle und nicht offizielle Frühstücke befinden.

Da reicht ein Bürodienner dem Herrn von Valentini einen Brief. Bald wissen alle, dass auf der nicht zu Krupp gehörigen Zeche Lothringen ein schweres Grubenunglück geschehen war. Es ist die folgenschwerste Schlagwetterexplosion, die sich je im Ruhrgebiet ereignet hat. Sie kostet mehr als achthundert Bergarbeitern das Leben. Mitten in die Festfreude hinein mahnt der bitterernste Arbeitstag. Die Blumen, welche die grosse Festhalle schmücken, finden nun ihren Weg zur Zeche Lothringen, der grosse Festzug, das feierliche Spiel und das Turnier werden abgesagt, manchem zur Erleichterung. Still geht der Tag zu Ende, an dem das Haus Krupp auf der Höhe seines Ansehens und seines Weltruhmes hatte erscheinen sollen.

Nach den hohen Tagen melden sich bei Krupp die Sorgen auch noch in einer ganz anderen Weise. Den Auftakt



der Ereignisse schildert der Finanzrat Haux: *«Eines Morgens – es war Mitte September – kam Assessor Muehlon in grosser Aufregung in mein 'Zimmer und berichtete, dass drüben bei Eccius, dem kaufmännischen Dezernenten für Kriegsmaterial, die Kriminalpolizei und ein Untersuchungsrichter aus Berlin seien, um nach den Geheimberichten unserer Berliner Vertretung zu fahnden. Sie hätten es vor allem auf die sogenannten, Kornwalzer‘ – das war das Code-Wort für vertrauliche Berichte – des Sekretärs Brandt abgesehen. Hauptmann Dreger, unser Berliner Vertreter, und eben dieser Brandt seien in Haft genommen worden. Dreger wurde übrigens bald wieder entlassen. So begann der Krupp-Prozess, der ungeheuer viel Staub auf wirbelte, uns aber völlig überraschend kam, da wir uns keines Verstosses für schuldig hielten und auch nicht glaubten, solches bei der Berliner Vertretung vermuten zu müssen.»*

Über Schuld und Unschuld werden die Meinungen immer geteilt sein. Und immer wird es Menschen geben, die sich allein im Besitz der Wahrheit wähnen. Zu ihnen gehört der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Liebknecht, Rechtsanwalt und Doktor der Rechte, dessen Faust sechs Jahre später die Fackel des Bolschewismus über Deutschland schwingen wird. Jetzt besteigt er die Tribüne des Reichstages, um der aufhorchenden Welt zu verkünden:

«Der Vorstand der Gussstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen an der Ruhr, unterhielt – darf ich jetzt sagen – in Berlin bis vor wenigen Wochen einen Agenten namens Brandt, einen früheren Feuerwerker, der die Aufgabe hatte, sich an die Kanzleibeamten der Behörden, der Armee und der Marine heranzumachen und sie zu bestechen, um auf diese Weise Kenntnis von geheimen Schriftstücken zu erhalten, deren Inhalt die Firma interessiert. Was sie interessiert, sind besonders Absichten der Behörden, Angaben über Konstruktionen der

Behörden sowie der Konkurrenz, Ergebnisse von Versuchen, namentlich Preise, welche andere Werke fordern oder die ihnen bewilligt werden. Herrn Brandt sind zu diesem Zweck grosse Mittel zur Verfügung gestellt. Die berühmte Firma nutzt ihre Geldmacht systematisch dazu aus, um höhere und niedere preussische Beamte zum Verrat militärischer Geheimnisse zu verleiten ... Ich bin besonders darauf aufmerksam gemacht worden, dass eine Bekanntgabe dieser Dinge zu einem früheren Zeitpunkt leicht dazu führen könnte, dass die Firma bei ihrer ungeheuren Geldmacht in der Lage sein würde, alle Beweisstücke, auch unbequeme Personen irgendwohin aus der Welt zu schaffen... Der Herr Kriegsminister hat in dieser Angelegenheit seine volle Schuldigkeit getan. Der Herr Kriegsminister hat eingegriffen, und zwar nicht nur gegen Militärpersonen, sondern auch gegen Zivilpersonen .. es darf nichts verschleiert und vertuscht werden. Es handelt sich hier um ein Panama, schlimmer als Panama!»

Und einige Tage später:

«Meine Herren, ich habe selbstverständlich vom Herrn Kriegsminister keinen Dank erwartet. Aber dass der Herr Kriegsminister in seinen Ausführungen glaubte, der Firma Krupp noch Dank abstatten zu müssen für ihre grossen patriotischen Leistungen, das mutet doch ein wenig eigenartig an. Vielleicht ist der Herr Kriegsminister, der ja jetzt gar oft an patriotischen Zentenarfeiern teilzunehmen hat, dabei durch die Gewohnheit hingerissen worden. Ohne Krupp kann man ja alle die patriotischen Ruhmeslieder auf Deutschland gar nicht singen, wie sie in den Kriegervereinen, im Jungdeutschlandbund, in allen Militärvereinen usw. gesungen werden. Wenn Krupps Ruhm zusammenstürzt, dann hat unser deutscher Patentpatriotismus einen schweren Schlag erlitten.»

Es kostet die Firma Krupp manche Mühe, um die Enthüllungen Liebknechts über einen Skandal ins rechte Licht

zu rücken, der an Bedeutung angeblich selbst den berühmten Panama-Skandal übertreffen soll. Zu aller Erstaunen geht es bei den schweren Anschuldigungen, die das Ausland aufhorchen lassen, um die Beziehungen des Hauses Krupp zum preussischen Kriegsministerium, mit dem die Firma nun fünf Jahrzehnte hindurch eine oft leidvolle, aber trotzdem enge Zusammenarbeit gepflegt hat. Das Kriegsministerium ist der Nachfolger jenes Allgemeinen Kriegsdepartements, mit dem Alfred Krupp seine erbitterten Kämpfe um die Einführung des Gussstahlrohrs geführt hatte. Seitdem hat die Zusammenarbeit, mag sie erfreulich oder unerfreulich gewesen sein, nie aufgehört, man hat gemeinsam Geschütze, Lafetten und alles Zubehör entwickelt, was den vertraulichsten Gedankenaustausch voraussetzt, gerade auch über das Geheimste vom Geheimen, nämlich über die Geschützkonstruktionen. Wie sollen Beamte dieses Kriegsministeriums, die mit sachverständigen Angestellten Krupps über solche Dinge sprechen, Verrat begehen können? Wieso sollten Angestellte der Firma, die mit diesem Ressort des Kriegsministeriums arbeiten, Beamte zur Verletzung ihrer Dienstpflichten verleiten können, indem sie diese veranlassen, ihnen Geheimnisse anzuvertrauen, auf deren Kenntnis sie Anspruch haben?

Tatsächlich ist jener ehemalige Feuerwerker Brandt der Berliner Vertretung Krupps zugeteilt worden, um eine bessere Fühlungnahme mit den unteren militärischen Instanzen in Berlin herzustellen. Die Beziehungen der Firma zur Abteilung für Feldartillerie im Kriegsministerium blieben seit jenen alten, nun schon historisch gewordenen Gegensätzen getrübt bis in das Jahr 1912 hinein. Man will in dieser Abteilung von Krupp durchaus nichts wissen; man hat der Firma sogar für den Fall der Mobilmachung nur achtundvierzig Gussstahlrohre als Auftrag zugeteilt. Längst

sind die Zeiten vorüber, wo die Firma Krupp für die Gussstahlrohre ein Monopol besass, weil sie allein es verstand, sie zu giessen –, selbst von einer Vorzugsstellung kann jetzt keine Rede mehr sein. Da andere Firmen mit der Feldartillerie-Abteilung besser stehen als Krupp, erfahren sie auch leichter nützliche Dinge wie zum Beispiel die Preise der Konkurrenz, die von je für alle Firmen der Welt interessant sind. Diese Benachteiligung sollte Brandt durch seine Geschicklichkeit und guten Beziehungen ausschalten. Dabei soll er sich unter Beihilfe seines vorgesetzten Direktors der Bestechung schuldig gemacht haben.

Es vergeht mehr als ein Jahr, bis gerichtlich klargestellt ist, dass von einem Verrat militärischer Geheimnisse an oder durch die Firma Krupp keine Rede sein kann. Jene Haus-suchung in Essen fällt in den September 1912, der Prozess gegen «Brandt und Genossen» beginnt am 23. Oktober 1913, und nach dreizehn Verhandlungstagen wird Brandt wegen Bestechung zu vier Monaten Gefängnis, der Angeklagte Eccius zu 1'200 Mark Geldstrafe verurteilt, ausserdem wird der Wert der für die Bestechung ausgegebenen Beträge in Höhe von 1'224 Mark eingezogen. Das Panama Liebknechts ist zu einer Bestechungsaffäre zusammengeschrumpft, die der bekannteste Publizist jener Zeit, Maximilian Harden, der freundschaftlichen Gefühle für das Haus Krupp unverdächtig, im Zusammenhang mit dem Prozess gegen die beteiligten «Militärpersonen» glossiert: *«Mich dünkt das Urteil objektiv ungerecht. Ich glaube nicht, dass diese Subalternen, wenn sie ein paar Glas Bier, ein Abendbrot, ein Läpperdarlehen, dessen Tilgung nicht befristet wurde, annahmen, das Bewusstsein hatten, damit bestochen und zum Bruch von Dienstgeheimnissen verleitet zu werden. Sicher nicht. Erstens war der Träger der Spendierhosen ein alter Kamerad, der eine höhere Einkommenstufe erklettert hatte,*

und Darbende aus seinem alten Bezirk gern mal, auch ohne Entgelt, mitkneipen, mitschmausen liess. Zweitens war er ein Vertreter Krupps, beinah also einer Reichsinstitution, jedenfalls einer unantastbar ehrwürdigen Firma, der, vom allerhöchsten Kriegsherrn bis zum Kantinenkellner, jeder im Leben des deutschen Heeres Heimische unbeschränktes Vertrauen schenkt. Missbrauch? ‚Blech!‘ Schädigung der Reichswehr? ‚So siehste aus!‘ Krupp kann Alles wissen, muss Alles wissen, soll Alles wissen; was er heute noch nicht weiss, erfährt er morgen... Unerschaute Schmutzerei sollte dem Auge Germaniens enthüllt werden. Bestechungsfonds. Verpestung der Armee. Ein Offiziergewimmel erkauft. Und was ist ans Licht gekommen? Siebenhundertdreissig Mark wurden (nach dem Urteil des Militärgerichts gegen die beteiligten Militärpersonen) in einem weiten Zeitraum verpumpt, verschenkt. Die Firma Krupp wollte so früh wie möglich die von den Konkurrenten geforderten Preise kennen und hören, ob sie in Berlin besonders Wichtiges anboten. Das wollen alle zu Wettbewerb Genötigten; und überall finden sie, in staatlichen und städtischen Behörden, Industrie- und Bankbüros freundliche Auskundschafter. Dazu der Lärm? (wirkliche, nicht eingebildete) Schändung des deutschen Namens?»

Das ist der Ausgang des ersten Krupp-Prozesses, dem im Laufe der Zeiten noch zwei weitere folgen werden, wenn auch aus anderen Gründen. Schon die Zeitgenossen dieses ersten Verfahrens haben seine Wirkungen richtig eingeschätzt. Für das Ausland ist es ein Zeichen der deutschen Schwäche und darum ein Ansporn, sich eifriger gegen das Reich zu wenden; für das Inland ein Dokument des Hasses, der keine Grenzen kennt. Durch diesen Prozess wird klar, weswegen weite Kreise des Bürgertums vor einer grösseren Machtfülle des Parlaments zurückschrecken. Wenn sich auch nicht abstreiten lässt, dass dem deutschen Kaiser

politisches Augenmass und Taktgefühl fehlen, wie soll man sich für ein Parlament begeistern, das solche schädlichen Exzesse duldet?

Das deutsche Volk befindet sich just im kritischsten Zeitpunkt seiner Geschichte «ausser Verfassung». Die Verfassung, die Bismarck ihm gegeben hat, vermochte es nicht weiter zu entwickeln. Die Schuld trifft den Kaiser wie die Sozialdemokratie, wie das Bürgertum, das keine tragenden Ideen hervorbringen konnte. Die Deutschen taumeln den Abgründen zu, vor denen sie ihre Augen gewaltsam verschliessen.

DIE ZERBROCHENEN SIEGEL

Man kann nicht sagen, der Krieg sei über Nacht gekommen. Das Wettrüsten war schon lange eine deutliche Warnung es hatte sich in den letzten Jahren wütend gesteigert. Wenn Deutschland ein Linienschiff oder einen Dreadnought auf Kiel legte, dann baute England zwei. Auf die Einführung der dreijährigen Dienstpflicht in Frankreich im Jahr 1913 antwortete Deutschland mit seiner bisher grössten Heeresvermehrung. Russland hatte sich von dem verlorenen Krieg gegen Japan erholt und die «Dampfwalze» geschaffen, um Österreich und Deutschland zu überfahren. Alle Staaten verfolgen dabei ihre eigenen Ziele. England denkt an die Vernichtung der deutschen Flotte, an die unbestrittene Beherrschung der Weltmeere, Frankreich an die Rückgewinnung Elsass-Lothringens und die Zerstückelung Deutschlands, Russland an die Zusammenfassung aller europäischen Slawen unter seiner Schirmherrschaft, die Eroberung Konstantinopels und der Meerengen, während das verhasste Österreich in seine Teile zerlegt werden soll. Und Deutschland hofft, dass es das Reich erhalten könne. Das Land im Herzen Europas, auf der Erdkarte kaum zu finden, ist der Brennpunkt der Welt geworden.

Im deutschen Reichstag haben die Parteien einmütig die Kriegskredite bewilligt, auch die hundertzehn Sozialdemokraten, die nun in ihm die stärkste Partei bilden, womit alle Angstträume Alfred Krupps von der Wirklichkeit übertrof-

fen sind. Die Partei wird sich eines Tages ungern an dieses Ja erinnern lassen und unter Hinweis auf ihr späteres Verhalten im Krieg bestreiten, dass jener 4. August 1914, an dem sie für den Krieg stimmte, ihr Damaskus geworden sei. Auf jeden Fall ist diese Zustimmung ein Ja zur Realität des eben ausgebrochenen Krieges. Es ist offensichtlich leichter, ein ehrlicher Pazifist zu sein, alle Kriege in Grund und Boden zu verdammen und eine Welt ohne Soldaten zu versprechen, als diesen einen Krieg zu verhindern. Und so stimmen sie zum ersten Mal für einen Heeres- und Marine-Etat. Der lange, böse Streit der Vergangenheit verstummt, und behende erklärt der Kaiser, er kenne keine Parteien mehr, er kenne nur noch Deutsche.

Jeder Streit um die Vergangenheit ist müssig, jetzt, da Deutschland an zwei Fronten kämpfen muss und England die Weltmeere sperrt; wichtig ist im Augenblick nur, wie es um die deutsche Wehrbereitschaft steht. Über die Kriegsvorbereitungen Deutschlands können die Zahlen der grössten deutschen Rüstungsfirma Auskunft geben.

Die Belegschaft des Krupp-Konzerns beträgt im August 1914 82'500 Mann. Von diesen beschäftigt die Gussstahlfabrik in Essen genau die Hälfte. Von dieser Hälfte waren vor dem Krieg neununddreissig Prozent bei der Rüstungsproduktion tätig. Von den Bestellungen auf Kriegsmaterial fällt regelmässig etwa ein Drittel auf das Ausland. Die deutsche Heeresverwaltung ist an den Rüstungsaufträgen kaum mit einem Zehntel beteiligt. Die grossen Lieferungen bezieht die Marine, wo die Firma in der artilleristischen Bewaffnung und Panzerung keine Konkurrenz hat. Das Mobilmachungsprogramm für die Firma umfasst zweihundert Feldkanonen und Feldhaubitzen für die Heeresartillerie, sowie hundertvierundvierzig Torpedobootsgeschütze, dazu die schon erwähnten sechs U-Boote. Der Auftrag für Mu-

nition macht kaum eine nennenswerte Änderung in den laufenden Dispositionen erforderlich. Die Mobilmachungsaufträge sind für die Firma Krupp Bagatellen. Gustav von Bohlen braucht keine Furcht zu haben, mit ihnen im Rückstand zu bleiben. Der Kriegsausbruch hat ihn völlig überrascht, wie alle Welt davon überrascht wurde. Sein Hauptinteresse in der letzten Zeit galt dem grossen Umbau der Villa Hügel – ein Millionenprojekt, das noch lange nicht durchgeführt ist. Er hatte viel Mühe darauf verwendet, das Alte zu schonen und trotzdem das Schloss etwas wohlicher zu gestalten. Aber jetzt gibt es ganz andere Sorgen.

Man ist in den ersten Mobilmachungstagen froh, dass sich hundertachtzig Feldkanonen für Brasilien in der Fertigung befinden, die die Heeresleitung sofort an sich ziehen kann. Diese Geschütze sind besser als die der deutschen Armee, die mit dem sogenannten Kompromissgeschütz ins Feld zieht. Das besteht aus einem alten Rohr minderer Leistungsfähigkeit, da das Kriegsministerium zu sparen wünschte, während die Lafette aus Konstruktionsteilen der Firma Krupp, der Rheinischen Metallwarenfabrik und des staatlichen Artillerie-Konstruktionsbüros zusammengebaut ist. Die Unterlegenheit dieser Waffe gegenüber dem französischen Feldgeschütz wird Teilnehmern am Vormarsch in Frankreich immer in Erinnerung bleiben, ebenso wie die Überlegenheit der leichten deutschen Feldhaubitze.

Ein günstigeres Bild auf deutscher Seite zeigt die schwere Artillerie, an welche die Firma Krupp im Laufe der Jahrzehnte ihre besonderen Mühen gewandt hatte. Hier erreicht sie eine Leistung, die die Welt schon bei Kriegsbeginn aufhorchen lässt. Der berühmte 42 cm-Mörser, genannt «die dicke Bertha» – so berühmt, dass die Sieger von 1945 sie in ihrer Anklage gegen das Haus Krupp namentlich erwähnen –, ist eine Konstruktion des Professors Rausenberger,

Chefkonstruktors der Firma Krupp. In der «leichten Form», nämlich auf Räder montiert, schießt der Mörser 9'300 m weit, in der schweren Form über 14'000 m bei einem Geschossgewicht von 930 kg. Mörser dieses Kalibers zerschmettern die Forts der Festung Lüttich, so dem deutschen Sturm die Bahn öffnend. Sie sind hergestellt worden auf besonderes Verlangen des deutschen Generalstabs, dem sie für den Operationsplan des Grafen Schlieffen unentbehrlich schienen. Der Mörser verbreitet erneut den Ruhm des Namens Krupp über eine Welt, die 1914 noch in der Lage ist, technische Grossleistungen selbst beim Feinde zu bewundern.

Aber es fehlt auch nicht an versäumten Gelegenheiten. Da ist das 10 cm-Geschütz und eine sehr weittragende 15 cm-Kanone, Waffen, die von grosser Bedeutung gewesen wären für eine schnelle Entscheidung des Krieges. Jedoch sie sind nicht fertig. Die schwere Feldhaubitze 13, zu dieser Zeit allen feindlichen Waffen weit überlegen, wird eben erst hergestellt. In den ersten Mobilmachungstagen weilt bei Gustav von Bohlen der bekannte Chemiker Professor Emil Fischer. Er erzählt dem Hausherrn, dass die deutschen Salpeterbestände, für die Munitionsfabrikation unerlässlich, gerade jetzt ungewöhnlich klein seien. Grosser Mangel herrscht an Flieger-Abwehrgeschützen. Und so geht es fort.

Indessen bedeuten diese Mängel wenig gegenüber der Tatsache, dass der Munitionsverbrauch und der Materialverschleiss, wie die Fronten melden, die Voranschläge um ein Vielfaches übertreffen. In den ersten zehn Kriegsmonaten müssen neunhundert verlorene oder ausgefallene Feldgeschütze ersetzt werden, ausserdem dreihundert leichte Haubitzen, und das bei den meist siegreichen deutschen Armeen. Damit tritt ein Begriff in den Vordergrund, der zum Kennzeichen dieses Krieges wird: der Materialverbrauch, die Materialschlacht. Die Vokabel «Material» macht

sich so breit, dass man eines Tages auch von «Menschenmaterial» spricht. Es ist in der Tat die Materie, die in diesem Ringen über den Menschen triumphiert.

Nach dem Bewegungskrieg sind die Fronten im Westen und Osten erstarrt. Vorbei ist die Marneschlacht, wo es noch so etwas wie «ehrlichen Krieg» gab, vorbei die Schlacht von Tannenberg, in der die russische Dampfwalze aufgehalten wurde. Eine neue Zeit erhebt ihr Haupt. Die an der Front fühlen es zuerst. Trotzdem glauben die meisten noch an ein baldiges Kriegsende. Im Februar 1915 geht Tirpitz durch die Germaniawerft und sagt beim Anblick der U-Boote, die dort gebaut werden: «Na, die kommen für diesen Krieg ja doch zu spät». Dann aber spricht man weniger und weniger vom Frieden. Bald wird es das Beste sein, so zu tun, als ob der Krieg ewig dauern würde.

In den ersten Kriegsmonaten voll lodernder Hoffnungen und seltsamer Bängnisse geraten die Krupp-Werke in einen Wirbel von Forderungen, Wünschen und schier unlösbaren Aufgaben, so dass alle Dispositionen über den Haufen geworfen werden. Die Artillerie ist Trumpf. Es hat keinen Zweck, mit Infanterie gegen feuerspeiende Mauern zu rennen, wahrhaftig, die Ergebnisse beim Versuchsschiessen haben sich bestätigt. Aber die Behörden verteilen die Aufträge wohl dosiert wie mitten im Frieden. Krupp und andere Unternehmen bauen, was die Werkstätten hergeben. Das gilt als selbstverständliche vaterländische Pflicht. Waffen zu schmieden, ist ein noch nicht verdächtigtes oder in Zweifel gezogenes Recht. Im Januar 1915 wird mit dem Bau einer neuen Geschosdreherei mit einer Fläche von 23'000 qm begonnen, im Juli ist sie in Betrieb. Das ist nur ein Auftakt. Bald wird es sinnlos, die weiteren Neubauten zu zählen, das höllische Tempo dieses Krieges lässt sich kaum noch in Statistiken einfangen.

Auf der anderen Seite schläft man auch nicht. Während der Gegner in der ersten Winterschlacht in der Champagne zweitausend Geschütze zusammenzieht und das erste «Trommelfeuer» veranstaltet, antworten die Deutschen in der Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow mit eintausend-fünfhundert Geschützen, vom leichten Minenwerfer bis zum 42cm-Mörser. Doch das sind erst bescheidene Anfänge. Dieser Krieg wächst aus sich selbst ins Überdimensionale, da er die Aufgabe hat, eine alte und sehr festgefügte Welt zugrunde zu richten. England schafft ein Munitionsministerium mit Lloyd George an der Spitze. Er fordert im Juni 1915 sechshundertneununddreissig schwere und schwerste Geschütze, nachdem er feststellen musste, dass die französischen und englischen Generale das lächerliche Deutschland weit unterschätzt hatten.

Bis zum Sommer 1916 hat Krupp achthundertfünfzig schwere Feldhaubitzen geliefert, dazu zweihundertfünfzig 10 cm-Kanonen und sechsundsiebzig 21 cm-Mörser neben einer unübersehbaren Menge von leichten Feldkanonen, Feldhaubitzen und losen Rohren. Was aber bedeutet das gegenüber den Anstrengungen der Gegenseite! Im Februar 1916 vereinigen die Deutschen bei Verdun sechshundert schwere Geschütze gegenüber zweihundertfünfzig französischen. Doch in wenigen Wochen ist der deutsche Vorsprung ausgeglichen, französische 37 cm- und 40 cm-Mörser greifen in den Kampf ein. Unvorstellbar ist der Munitionsverbrauch geworden. Krupp allein stellt im zweiten Kriegsjahr 7'600'000 Artillerie-Geschosse her, und dennoch schreien die deutschen Fronten nach Munition. Und während die Verdun-Schlacht noch tobt, bereiten die Engländer und Franzosen an der Somme eine neue Offensive vor. Sie teilen das Schlachtfeld auf den Generalstabskarten Quadratmeter für Quadratmeter auf, damit in einem siebentägigen

ununterbrochenen Trommelfeuer kein Stückchen Bodens unbeschossen bleibe. Zu diesem Zweck sind Geschütze jeder Art, jedes Kalibers und jeder Reichweite herangeschafft worden. Sie wurden in den Fabriken der ganzen Welt gebaut, man hat sie aus Festungen und von alten Kriegsschiffen herbeigeht. Da gibt es Mörser schwersten Kalibers, Schiffsgeschütze, in behelfsmässige Bettungen eingebaut oder auf Eisenbahnfahrzeuge montiert, die in einer Gleiskurve in Stellung gefahren werden. Ein solches Aufgebot ist noch nie dagewesen, die fruchtbaren Gefilde an der Somme werden in wenigen Tagen zur Wüste.

Längst sind im abgesperrten Wirtschaftsraum der Mittelmächte die wertvollen Metalle wie Kupfer und Nickel eine Seltenheit geworden, auch an Rohgummi herrscht grosser Mangel, da der Kraftwagenverkehr in zwei Kriegsjahren ungeahnte Ausmasse angenommen hat. So baut die Germaniawerft das erste Fracht-Unterseeboot der Welt, «Deutschland», mit einer Nutzlast von achthundert Tonnen und einem Aktionsradius, der bis nach Amerika reicht. Aber achthundert Tonnen Material sind nur ein Tropfen in der Glut der grossen Feuersbrunst. Im wachsenden Furioso dieses Krieges schlagen am 31. Mai 1916 die deutsche und die britische Hochseeflotte die Schlacht am Skagerrak, in der sich die Krupp'schen Geschütze, Panzer und Schiffe als Spitzenleistungen der modernen Kriegstechnik bewähren. Aber der halbe Erfolg von Admiral Scheer ändert nichts an der Kriegslage zur See. Die Freiheit der Meere ist nicht zu gewinnen, Tirpitz' Voraussagen, der zu dieser Zeit nicht mehr im Amt ist, erweisen sich als verfehlt, und sie werden sich auch später als verfehlt erweisen, wenn es um den uneingeschränkten U-Boot-Krieg geht. Am Ende des zweiten Kriegsjahres, im Sommer 1916, steht Deutschland in der ersten grossen Krise seines Ringens.

Zwei Jahre Krieg haben das Antlitz der Welt auf ihre Weise umgebildet. Traumhaft fern liegt die Friedenszeit. Die Massenvernichtung an den Fronten hat nicht nur die Blüte der Jugend in die Massengräber sinken lassen, sondern auch denen, die verschont blieben, jedes gläubige Lebensgefühl geraubt. In der entgotteten Welt sterben Mitleid, Menschenliebe, Ehrfurcht vor dem Tode und Anstand dahin. Inmitten so grosser Schrecken ist es natürlich, dass die Frage nach den Schuldigen gestellt wird. Die Welt jenseits der deutschen Grenzen weiss längst die Antwort und schreit sie unmissverständlich hinaus. Deutschland hat diesen furchtbarsten Krieg der Geschichte gewollt, den Krieg der schweren Geschütze, der Minen, die wie betrunken durch die Luft torkeln, und der Gasgranaten, die die Lungen verpesten. Es hat ihn mit Bedacht vorbereitet und teuflisch ausgeweitet. Nicht Österreich ist schuldig mit seiner unseligen Balkanpolitik, noch sonst jemand.

Es liegt ein Trost in der These: Zerschmettert Deutschland und es wird ewiger Friede sein, alles wird seinen Gang gehen wie vordem. An diesem Glauben lässt sich der ermattete Mut aufrichten. Will aber die Weltöffentlichkeit diese Überzeugung sich nicht zu eigen machen – und sie ist durchaus nicht bereit, es ohne Weiteres zu tun –, dann muss solche Stimmung eben künstlich erzeugt werden.

Nun, da die Siegel zerbrochen sind, mit denen die Abgründe hundert Jahre verschlossen waren, wird das Infernalische heraufgerufen. Gehörte es früher zum guten Ton, der Humanität zu huldigen, jetzt ist es wohlstandig, Deutschland zu schmähen und zu verdächtigen. Der Zynismus feiert Triumphe, Weltmeinung lässt sich machen wie ein Börsenjob. Das Wesen der Propaganda ist Simplizität und Konsequenz. In England entsteht die Hass-Retorte des Lord Northcliffe.

Es gibt dort eine offizielle und eine inoffizielle Propaganda, was den Vorteil hat, dass man Exzesse der inoffiziellen zuschieben kann. Und die inoffizielle ist die wirkungsvollste, die zäheste, die unsterbliche. Das belgische Baby ohne Hände lebt noch heute im Jahr 1953. Deutsche Soldaten haben sie ihm abgeschnitten, zahlreiche Zeugen sahen es persönlich, und wer durchaus ungläubig sein will, mag sich die Bilder ansehen, die überall zu haben sind. Demgegenüber hat die Tatsache, dass ein Kind, dem die Hände abgeschnitten sind, sterben muss, wenn nicht sofort ärztliche Hilfe eintritt, nicht das geringste zu bedeuten. Ebenso unsterblich ist die Kadavergeschichte. Die Deutschen kochen Fett aus den Leichen der Gefallenen. Vernünftige Engländer stürzen blass vor Wut zur nächsten Werbestelle und lassen sich in die Listen eintragen, um gegen die Hunnen zu kämpfen. Oder es steht in den Zeitungen zu lesen: «Dieses moderne Deutschland kämpft wie ein tapferer Halunke. Es stirbt wie ein Held, aber es mordet wie ein Apache und stiehlt wie ein gemeiner Taschendieb». Der Beginn des Deutschlandliedes «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in derWelt», der sagen will, den Deutschen gehe ihr Vaterland über alles, wird von dem englischen Witzblatt «Punch» mit einer Zeichnung glossiert, die Wilhelm II. als Hohenpriester des Moloch zeigt, der die Aufschrift «Deutschland, Deutschland über alles» trägt. Schliesslich steigert sich die Welthetze ins Blasphemische. «Critica» in Buenos Aires veröffentlicht ein Bild mit der Überschrift «Die Bibel vor allem», darunter steht «Lasset die Kindlein zu mir kommen». Die Zeichnung zeigt den deutschen Kaiser, hinter einem Riesenklotz stehend, eine Axt in der mit Blut beschmierten Faust. Um ihn herum liegen Haufen von abgehackten Kinderhänden. Der Kaiser gibt einer Frau das Zeichen, Kinder herbeizuführen, die sich an sie anklammern.

Das sind die Kampfmittel einer neuen Zeit. Der Verfasser des Buches «Lügen in Kriegszeiten», Arthur Ponsonby, Mitglied des englischen Parlaments, bemerkt dazu: «Die Lügen der deutschen Propaganda nehmen sich dagegen aus wie Lämmer gegen Wölfe.»

So steigt der Unflat höher. Man berennt alle Positionen des Gegners, die noch intakt erscheinen, zum Beispiel das Haus Krupp. Hat diese Firma nicht die 42 cm-Mörser gebaut, die die belgischen Festungen zerschmetterten? Sitzen nicht dort die heimtückischen Ränkeschmiede, die von deutscher Weltherrschaft träumen? Der Ausstoss dieser Riesenwerke an Geschützen, Munition und anderen Waffen – ist er nicht Beweis genug für einen verbrecherischen Kriegswillen? Mag Gustav von Bohlen sich tausendmal in seine Rechtlichkeit hüllen, mag er schon 1914 erklären, die Firma verzichte auf jeden Kriegsgewinn, es wird ihm wenig helfen. Man lese nur nach in der Geschichte der «boches», man braucht nur die Stichworte aufzunehmen, die Kaiser und Sozialdemokratie mitten im Frieden reichlich gegeben haben, um Zeugnisse zu besitzen, mehr, als man braucht, notfalls mit jener kleinen Drehung, die den Sinn in sein Gegenteil verkehrt. Es ist eine dichte Lügensaart, die in den Jahren 1914-1918 ausgestreut wird; sie trägt ihre Früchte noch 1945.

Wenn je der Teufel an die Wand gemalt wurde, dann ist es hier geschehen. Die deutschen Soldaten des grossen Krieges kämpfen todesmutig für ihr Land, auch wenn sie längst verzweifelt sind. Sie sehen nichts als die bedrohte Heimat vor sich, sie fühlen, dass der deutsche Name in den Schmutz gezogen werden soll.

Immer deutlicher wird das Zwangsläufige im Gang der Dinge. Der Mensch ist seines Eigenwillens beraubt, und immer mehr wird er auch seiner Würde entkleidet. Der



Somme-Offensive ist im Osten die Brussilow-Offensive erfolgt, in der sich bereits der Untergang Österreichs anzubahnen scheint. Und am 27. August 1916 erklärt Rumänien Österreich den Krieg; die Gegner Deutschlands sehen den Sieg zum Greifen nahe. Einen Tag danach wird Generalfeldmarschall von Hindenburg Chef der Obersten Heeresleitung mit Ludendorff als Generalstabschef.

In eben diesem August 1916 reist Gustav von Bohlen nach Berlin, um sich über die Lage zu unterrichten. Hinter ihm steht die Gussstahlfabrik mit ihren vierundsiebzigttausend Arbeitern, dreiundreissigtausend mehr als zu Beginn des Krieges. Er wird von Hindenburg und Ludendorff empfangen, die dringende Bitten um Unterstützung ihres Planes an ihn richten. Jetzt nach zwei Kriegsjahren, nach zermürbenden Schlachten, vor der drohenden Niederlage soll das Unmögliche, die Rettung Deutschlands, in einem Überprogramm möglich gemacht werden: die Sprengstoffproduktion soll von 6'000 t monatlich auf 14'000 t, die der Feldartilleriegeschosse von 2½ Millionen auf 9 Millionen Stück gesteigert, dazu sollen allein 3'000 Feldgeschütze monatlich hergestellt werden. Der Rausch der Zahlen umnebelt auch die klarsten Köpfe. Der Krieg ist ein Rechenexempel geworden, es gibt nichts, was man nicht in Zahlen darstellt.

Der Bitten an Gustav von Bohlen, sich mit allen Kräften in das Hindenburg-Programm einzuschalten, hätte es nicht bedurft. Er ist heute, wie vor zehn Jahren, wie in aller Zukunft, der loyale Staatsbürger, dem die Pflichterfüllung im Blut liegt.

So baut die Firma Krupp zwei neue Riesenwerkstätten von 63'000 qm bzw. 74'000 qm Fläche, sie nimmt noch entschlossener den Kampf auf mit der Materialknappheit, der Kohlennot, der Hungersnot, mit all diesem unsäglichen, nie für möglich gehaltenen Elend. Sie handelt nicht anders

als alle Deutschen in der bedrohten Heimat es in ihrem eigenen Rahmen tun.

Das Unglaubliche geschieht. Deutschland gelingt es, die Lage an allen Fronten wiederherzustellen und dazu noch die Kräfte zur Niederringung Rumäniens in kurzer Zeit aufzubringen. Noch einmal in diesem Jahr 1916 haben es die Völker Europas in der Hand, der Vernunft zum Siege zu verhelfen und einen Krieg zu enden, der jeglichen Sinnes bar ist. Nach der Einnahme von Bukarest entschliesst sich Deutschland zu einem Friedensangebot an die Welt, in der Form ein Produkt politischer Instinktlosigkeit, die kennzeichnend ist für das wilhelminische Ungeschick. Es ist kein gutes Omen, dass eben in England durch Lloyd George das liberale Ministerium gestürzt wird, denn Lloyd Georges Parole heisst Fortführung des Krieges bis zur endgültigen Niederlage der Mittelmächte. Auch dort ist die Zeit der weit vorausschauenden Staatsmänner vorüber. Das deutsche Angebot wird abgelehnt. Hohn und Hass regieren die Stunde. Die innerdeutsche Auseinandersetzung zwischen Chauvinisten und Pazifisten gewinnt nun ihre volle Erbitterung, beide Gruppen sind ohne Mass und Würde. Indessen bricht das ausgeblutete Russland zusammen, bis es sich eines Tages auf eine Weise wieder erhebt, die die ganze Menschheit in Schrecken versetzt.

Es gibt kein Zeugnis dafür, welche Stellung Gustav von Bohlen in dem innerdeutschen Streit bezogen hat, der in dem Kampf um den uneingeschränkten U-Boot-Krieg seinen Höhepunkt erreicht. Nach aussen hin verharrt er, getreu der politischen Linie, die er gewählt hat, in strenger Reserve. Dem Initiator der deutschen Flottenpolitik, Tirpitz, hat sich das Haus Krupp nie nahe gefühlt. Der Admiral, auch ohne Amt nicht einflusslos, bleibt noch einmal Sieger auf dem innerpolitischen Kampffeld. Am 31. Januar

1917 erklärt Deutschland den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, demzufolge in genau bezeichneten Sperrgebieten Handelsschiffe ohne vorhergehende Warnung versenkt werden können. Dieser Entschluss wird im Kronrat gefasst, nachdem die Marine versichert hat, dass es ihr gelingen werde, mit der U-Boot-Waffe England niederzuringen. «Finis Germaniae», stöhnt der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, der sich nicht durchsetzen konnte. Er wird im Juli 1917 durch Georg Michaelis ersetzt. Fortan wird es gleichgültig sein, wer deutscher Reichskanzler ist. Kein Deutscher hat noch Einfluss auf den Lauf der Dinge.

Für die Firma Krupp bedeutet dieser Entschluss eine völlige Umstellung auf der Germaniawerft. Zu Kriegsbeginn waren dort die Linienschiffe «Kronprinz» und «Sachsen» in Bau. Der «Kronprinz» wurde im November 1914 abgeliefert, die «Sachsen» ist niemals fertig geworden. Auch im dritten Kriegsjahr gab es noch keine klare Planung der Marine für Werftaufträge. Die Anweisung, alle Arbeiten zugunsten der U-Boote zurückzustellen, ergeht erst sechs Monate nach Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. Nun aber sind auch U-Boote nicht aus dem Boden zu stampfen, obgleich die Bauzeit für die kleinen nur hundertzwanzig Tage beträgt. Von den zweihundert, die während des Krieges eingesetzt wurden, baute die Germaniawerft im ersten Kriegsjahr zweiundzwanzig, im zweiten vierzehn, im dritten zweiundzwanzig und im vierten dreiundzwanzig, darunter gepanzerte U-Kreuzer von 2'000 t. Trotz der grossen Anfangserfolge dieses Sonderkrieges ist das Gesamtergebnis vernichtend: die Vereinigten Staaten von Amerika schlagen sich auf die Seite der Gegner Deutschlands.

Inzwischen ist an der Front im Westen eine Waffe eingesetzt worden, die den Kampfesmut der alten deutschen

Somme-Kämpfer auf die härteste Probe stellt. Die ersten gepanzerten Sturmwagen der Engländer rollen über das zerwühlte Kampffeld, allein als Anblick erschreckend, erschütternd in ihrer Wirkung, weil niemand auf sie vorbereitet war. Die Deutschen wissen nicht, wie sie sich gegen sie zur Wehr setzen sollen. Schliesslich gehen sie ihnen mit geballten Handgranatenladungen zu Leibe und mit leichten Geschützen im direkten Beschuss. Für die deutsche Rüstungsindustrie bedeutet diese Waffe eine zusätzliche Belastung. Trotzdem sind im März 1918 die ersten deutschen schweren Panzerwagen einsatzbereit. Die Firma Krupp erhält nur noch eine Bestellung auf fünfundachtzig leichte Panzerwagen, die sie nicht mehr ausführen kann, weil Deutschland inzwischen zusammenbricht.

Im dritten Kriegsjahr hat Deutschland noch eine andere technische Grossleistung verwirklicht. Es ist das Geschütz, mit dem Paris aus weiter Entfernung beschossen wird. Seine Planung fällt in den Oktober 1914, als ein schweres Krupp'sches Schiffsgeschütz durch Verwendung neuartiger Geschosse mit schlanker Spitze in Meppen eine Schussweite von 49 km erreicht. Dieses Ergebnis, das die Vorberechnung um 10 km übertrifft, weckte die Hoffnung, es müsse möglich sein, noch ganz andere Weiten zu erzielen. Das Endergebnis der langen Versuchsreihe ist, von Professor Rausenberger konstruiert, die Pariskanone mit einer Schussweite von 120 km. Als Deutschland im Frühjahr 1918 zu seiner grossen Westoffensive antritt, fällt auch der erste Schuss aus dieser Riesenkanone, die Granate platzt mitten auf die Place de la République. Im Ganzen werden aus acht derartigen Geschützen vierhundertzweiundfünfzig Schuss auf Paris abgefeuert. Die technische Leistung kann am Ausgang des Krieges nichts mehr ändern, sie sorgt nur für neuen Hass gegen Deutschland.

Im September 1918 besucht der Kaiser zum letzten Mal die Gussstahlfabrik. Er kommt mit gebrannten Locken – so war er damals auch auf den Münzen abgebildet – ,hat einen Lederriemen über der Schulter, wie es bei den englischen Offizieren üblich ist, und trägt einen Spazierstock mit einem kleinen Beil als Handgriff, den ihm einmal die Ungarn geschenkt haben. Vom Ernst des Krieges scheint er unberührt zu sein. Der Kaiser will in der Fabrik von einem Kohlenhaufen herab zu den Arbeitern sprechen. Man muss ihm klarmachen, dass seine Rede wirkungslos wäre, weil ihn nur die vordersten Reihen verstehen könnten. Deshalb werden Betriebsabteilungen in einer Halle versammelt, wo der Kaiser eine lange, temperamentvolle Rede hält und die Arbeiter bittet auszuhalten, da der Gott, der bisher geholfen habe, Deutschland auch weiterhin nicht im Stich lassen werde. So schildert Haux bekümmerten Herzens diesen letzten Besuch.

Das Drama geht – nicht eben beschleunigt – im zähen Stellungskrieg dem Ende zu. Das Heldentum der Millionen Kämpfer auf beiden Seiten erliegt der Automatik der technischen Steigerung, die alles Dagewesene übertrifft. Am Himmel schwirren Hunderte von Flugzeugen. Sie werfen Bomben auf die rückwärtigen Verbindungen des Feindes, verfolgt von den Geschossen der Flugabwehrkanonen. Sie fliegen bei Tag wie bei Nacht, sie greifen mit Maschinengewehren in die brüllende Erdschlacht der zehntausend Kanonen ein. Die moderne Vernichtungsmaschinerie ist die Gabe dieses Krieges an die Menschheit. Die klügsten Köpfe aller Nationen haben sie geschaffen; die Zeugnisse ihrer Erfolge sind die Massengräber an den Schlangenlinien der endlosen Fronten.

WEHE DEN BESIEGTEN

Am Ende des Krieges, im November 1918, hat allein die Gussstahlfabrik eine Belegschaft von hundertfünftausend Arbeitern. Von einem Tag auf den andern wird ihrem Schaffen der Sinn entzogen. Die Revolution nimmt ihren Ausgang von der Marine, der Waffe, welche die deutsche Grossmachtstellung für alle Zeiten festigen sollte. Gustav von Bohlen steht plötzlich Arbeiter- und Soldatenräten als Verhandlungspartnern gegenüber, die sich nach russischem Vorbild gebildet haben. Er weiss nicht, ob er morgen noch an seinem Platz sein wird. Es gibt im Augenblick keine verhandlungsfähige Regierung. Die Berliner Behörden annullieren alle Aufträge und stellen gleichzeitig die Zahlungen an die Firma ein. Am 8. November liefen die Maschinen noch auf höchsten Touren, am 9. November erstarrt das Leben in den Artillerie-Werkstätten, in den endlosen Hallen, in denen Munition und Zünder hergestellt wurden, die Pressen werden stillgelegt, die Hämmer schweigen, und die Räder drehen sich nicht mehr.

Die ersten Weisungen aus Berlin sind widersinnig wie alles, was jetzt geschieht. Während es bei der Streichung der Aufträge bleibt und ein Ersatz nicht angeboten wird, verlangt man von der Firma, sie solle keinen Arbeiter entlassen, vielmehr die Belegschaft «irgendwie» weiterbeschäftigen. Äusserstenfalls können ein paar Tausend zu Notstandsarbeiten herangezogen werden, die übrigen lungern

herum, diskutieren die Lage, und wenn sie sich vorläufig auch ruhig verhalten, morgen schon mag es anders sein, morgen schon können sie sich, ausgehungert und verbittert, am Aufruhr beteiligen und verheerend über Stadt und Land ergiessen. Um dies zu verhindern, gilt es, mindestens fünfzigtausend bis siebzigtausend Arbeiter und Arbeiterinnen in kurzer Frist aus der Fabrik, besser noch aus der Stadt Essen zu entfernen.

Gustav von Bohlen entscheidet, dass alle vor 1914 Beschäftigten in Arbeit bleiben sollen. Das sind immerhin noch einundzwanzigtausend Mann. Von den zurückkehrenden Kriegsteilnehmern will die Fabrik diejenigen wieder aufnehmen, die am 1. August 1914 in ihrem Dienst standen. Zur Durchführung dieses Programms wird ein Demobilisierungsausschuss gebildet. Die Firma entschliesst sich, um Härten zu vermeiden, alle, die bis zum 18. November auszuscheiden bereit sind, vierzehn Tage über die Arbeitsdauer hinaus zu entlönnen. Die Bewohner der Krupp'schen Arbeiterheime erhalten freie Bahnfahrt, wenn sie Essen drei Tage nach Aufforderung verlassen. Die Ausgaben gehen in die Millionen, aber es gelingt, bis Ende November zweiundfünfzigtausend Arbeiter zur Heimkehr zu bewegen. Jeden Tag reisen Tausende mit Sonderzügen ab, die in der Fabrik zusammengestellt werden, oder auf eigene Faust in den überfüllten Verkehrsmitteln, oder zu Fuss – ein ungeheurer, aufgescheuchter Schwarm. Gleichzeitig bemüht sich die Firma um andere Arbeit für die freiwillig Ausscheidenden. Die Dienststellen sind Tag und Nacht tätig. Als die Riesenarbeit bewältigt ist, wird die Stille in den Fabrikanlagen erdrückend.

Inzwischen hat Deutschland aufgehört, eine Monarchie zu sein, vielleicht auch – wer weiss das zu dieser Stunde – ein einheitliches Reich. Am 9. November befindet sich der

Kaiser im Hauptquartier, wo seine Absicht schon bekannt geworden ist, Deutschland zu verlassen. Im Vorzimmer sitzen Ludendorff und der General Kurt Marschall von Bieberstein, als Hindenburg den Raum betritt. Die beiden Generale bestürmen den Generalfeldmarschall, den Kaiser von seinem Vorhaben abzubringen, und Hindenburg sagt ihnen zu, er wolle sein Möglichstes tun. Als er nach geraumer Zeit mit dem Kaiser aus dem Zimmer kommt, erklärt er den Wartenden, der Kaiser ginge ins Exil. Damit ist das Urteil über die deutsche und die preussische Monarchie gesprochen. Mehr als eine Dynastie und eine Regierungsform sind aufgegeben worden. Das Band der Tradition ist zerrissen. In Zukunft wird es in Deutschland kein unwandelbares Symbol und keinen vom Zeitgeist unabhängigen Festpunkt mehr geben. Männer von der Art Gustav von Bohlens sind heimatlos geworden, ihr weiterer Weg muss in die Fremde führen.

Der Waffenstillstand von Compiègne fordert die sofortige Räumung der besetzten Gebiete. So beginnt der Rückmarsch der deutschen Heere, ein Strom stummer Kolonnen, der in die arm gewordene Heimat sickert. Sie kann den Söhnen, die bis zuletzt ihre Pflicht getan haben, nichts bieten als Hunger und Elend. Die Küchen und Keller sind leergekratzt, in den Schränken fehlt das Notwendigste. Es gibt keine Wäsche und keine Kleider – Säuglinge werden in Zeitungspapier gewickelt –, die Kohlen fehlen, es bleibt nur ein trüber, freudloser November. Leer sind auch die Herzen, die 1914 sich für einen Kampf begeisterten, von dessen Gerechtigkeit sie überzeugt waren.

Die Republik ringt um ihre Gestaltung. Für die verlorenen Symbole weiss sie zuvörderst keinen Ersatz. Die Sozialdemokratie, die zur tragenden Partei wird, macht bald die Erfahrung, dass es leichter ist, sich dem Staat zu ver-

sagen, als ihn zu erhalten, und schwer, einen widerstrebenden Volksteil für die eigene Sache zu gewinnen.

Das einzig Vernünftige in der Verwirrung ist es, an seinem Platz zu bleiben, sofern man einen Platz hat. Gustav von Bohlen geht wie sonst in die Fabrik. Niemand weiss, was in seinem Innern geschieht. Die Republik behagt ihm nicht. Aber das zählt jetzt nicht, es gilt, das Werk Alfred Krupps durch diese grösste Krise zu führen, getreu der Tradition des Hauses, die gelehrt hat, die Firma als ein unveräusserliches Gut zu betrachten.

Dafür, dass diese Aufgabe so schwer wie möglich gemacht wird, sorgen die Gegner Deutschlands. Die Sieger von 1918 gehen daran, die deutsche Schande zu statuieren, wie sie es angekündigt haben, das Ehrgefühl des Besiegten mit Füssen zu treten, alle Schuld auf *ein* Land zu häufen. Nicht umsonst ist vier Jahre hindurch Verleumdung gesammelt worden, nun findet sie ihren Ausfluss. Zwischen dem Friedensvertrag Bismarcks von 1871 und dem Versailler Vertrag liegen fünfzig Jahre eines allgemeinen Niedergangs in Europa und die Kriegsgeburt des Hasses. Es gehört zu den traurigen Paradoxien der Geschichte, dass mit dem Rachedokument von Versailles später der Mann seinen Aufstieg begründet, dem es vorbehalten ist, den deutschen Namen wirklich in Schande zu bringen.

Im Januar 1919 versammeln sich die Alliierten zur Vorfriedenskonferenz in Paris. Es sind dieses ausser den Hauptmächten, den Vereinigten Staaten von Amerika, dem Britischen Weltreich, Frankreich, Italien und Japan, noch Belgien, Bolivien, Brasilien, China, Cuba, Griechenland, Guatemala, Haiti, Hedschas, Panama, Peru, Polen, Portugal, Rumänien, Serbien und die Tschechoslowakei. Vor ihren Delegationen ergreift der französische Präsident Poincaré, gebürtiger Lothringer, Hauptverfechter der französischen

Revanchepolitik, das Wort: «Die Wahrheit, in Blut gebadet, ist schon den kaiserlichen Archiven entschlüpft. Erwiesen ist, dass mit Vorbedacht ein hinterlistiger Anschlag unternommen wurde».

Als der in der Vorkonferenz ausgearbeitete Vertragsentwurf bekannt wird, erklärt der Generalstaatsanwalt der Vereinigten Staaten, Bullit, seine Demission als Mitglied der amerikanischen Friedensdelegation: «Die Friedensbedingungen sind ein Abfall von den Prinzipien, für die die Amerikaner gekämpft haben». General Smuts protestiert für Südafrika gegen die territorialen Bedingungen sowie gegen die als Sanktionen bezeichneten Strafmassnahmen. Aber der Hass überrennt die Vernunft; am 18. April ergeht die Einladung an Deutschland für den 25. April zur «Entgegennahme» der Friedensbedingungen in Versailles.

Das deutsche Volk ist todesmatt, ausgeblutet an den Fronten, durch Hunger zermürbt. Das Übermass des Unglücks stumpft ab. Es verfolgt die Fahrt der deutschen Delegation nach Versailles mit dumpfer Resignation. Die Reise führt durch die ehemaligen Frontlinien, Stätten des Heldentums und des Grauens. Aus den Trichterfeldern, die in tiefem Schweigen liegen, winken die deutschen Kriegsgefangenen, die sich in ihren zerschissenen Uniformen von der entblößten Erde kaum abhoben. Es wird Jahr und Tag dauern, bis sie die Heimat wiedersehen. Die Delegation wird im Hotel des Reservoirs untergebracht, das für sie ein Gefängnis ist, durch hohe Stacheldrahtzäune abgesondert, als ob die Deutschen die Pest einschleppten. Es ist ein glänzendes Gefängnis mit einem Überfluss, der ihnen das Elend der verhungerten Heimat erst so recht bewusst werden lässt. Am 7. Mai 1919 erscheint die deutsche Delegation im grossen Speisesaal des Hotels Trianon-Palace. Sie findet an einer hufeisenförmigen Tafel die Vertreter der Siegerstaaten vor.

Man weist sie an den quergestellten Armesündertisch. Dann spricht der französische Ministerpräsident Clemenceau. Eine Verhandlung ist nicht vorgesehen. Der Weisheit der Sieger darf Deutschland kein Wort hinzufügen, es hat die bereits formulierten Friedensbedingungen nur entgegenzunehmen. Was der Führer der deutschen Delegation antwortet, könnte ebensogut ungesprochen bleiben. In fünfundvierzig Minuten ist der Akt beendet. Eindrucksvoller lässt sich der Hass kaum zum Ausdruck bringen.

Kern des «Vertrags» ist der Artikel 231: «Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, dass Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen wurde, erlitten haben». Dazu kommen die Strafbestimmungen, die mit dem Satz beginnen: «Die alliierten und assoziierten Mächte stellen Wilhelm II. von Hohenzollern, vormaligen Kaiser von Deutschland, wegen schwerster Verletzung der internationalen Sittengesetze und der Heiligkeit der Verträge unter öffentliche Anklage». Seine Auslieferung an die Feindmächte scheitert nur daran, dass sich das kleine, neutral gebliebene Holland trotz des starken Druckes der Alliierten weigert, das Asylrecht für den Flüchtling aufzuheben. Die Kriegsverbrecherliste enthält acht-hundertfünfundneunzig Namen, darunter die Generale Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, Kluck, die Admirale Tirpitz und Scheer, unter den Beamten den früheren Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, ferner den Kronprinzen und drei weitere Söhne des Kaisers, sowie den Kronprinzen Rupprecht von Bayern. Auch Gustav von Bohlen steht auf der Liste. Die Kriegsverbrecher-Prozesse, die der Vertrag

vorsieht, finden jedoch nicht statt. Sie scheitern am deutschen Widerstand, wie denn fast alle seine Bestimmungen sich letztlich als undurchführbar erweisen, mit Ausnahme der territorialen Regelungen.

Um Annahme oder Ablehnung der Friedensbedingungen entbrennt in Deutschland ein wütender Kampf. Die staatsmännische Kunst der Gegner erschöpft sich in Gewaltdrohungen. Das noch immer von der Aussenwelt abgeschnürte Deutschland sieht sich vor die ultimative Forderung gestellt, entweder den Vertrag in Bausch und Bogen anzunehmen oder die Besetzung ganz Deutschlands zu erdulden. Die schliesslich schweren Herzens beschlossene Annahme wird in nicht allzu ferner Zukunft zur gefährlichen Waffe in der Hand derer, die kein billiges Denken leitet.

Auf jeden Fall weiss man in Deutschland, woran man ist. Und so weiss es auch das Haus Krupp. Die grösste Rüstungsfirma zu vertreten, ist in den Tagen des Wohlergehens eine hohe Ehre. Aber nun, da der Staat zusammenbricht, hat sie auch die höchste Zeche zu bezahlen. Gustav von Bohlen ist der letzte, der mit der Gerechtigkeit hadert. Ein anderes aber ist es, wenn seine moralische Stellung als Vertreter des Hauses Krupp angetastet wird, wenn ihm die Presse etwa vorwirft, die Herstellung der Waffen für diesen Krieg habe an sich schon ein Unrecht in sich geschlossen. Gustav von Bohlen hat niemals zu den «Kriegshetzern», nie zu den Chauvinisten gehört. Er konnte es seinem Wesen nach nicht, weil er ein Mann des Masses ist. Sein privates und öffentliches Dasein bilden eine unteilbare Einheit. Dennoch spart die Feindseite nicht mit schweren persönlichen Anschuldigungen. Es fehlt – und das ist das Eigentümliche – nicht eine einzige der Anklagen, die dann 1945 mit gutem Recht gegen Hitlers Exzesse erhoben werden konnten. Jetzt sind die Beschuldigungen durch nichts

gerechtfertigt; sie nehmen als Ausgeburt des Hasses ein Unheil vorweg, das ohne sie und den Geist, aus dem sie entspringen, vielleicht nicht entfesselt worden wäre.

Der Vertrag verbietet der Republik die allgemeine Wehrpflicht. Die Stärke des deutschen Heeres darf hunderttausend Mann einschliesslich der Offiziere nicht überschreiten, für die Marine werden fünfzehntausend Mann als Höchstgrenze festgesetzt, Luftstreitkräfte sind nicht zugelassen. Höchstzahlen sind auch bestimmt für Geschütze, Waffen und Munition. Sie sind lächerlich klein. Alles vorhandene Kriegsmaterial muss ausgeliefert werden, desgleichen alle zur Herstellung von Kriegsmaterial dienenden Maschinen. Das bedeutet die Übergabe der gesamten deutschen Flotte einschliesslich sämtlicher U-Boote, ausgenommen je sechs Linienschiffe und Kreuzer. Die Ablieferungen und Abbauten hat Deutschland auf eigene Kosten und mit eigenem Personal zu bestreiten. Die Ein- und Ausfuhr von Kriegsmaterial jeder Art ist untersagt. Interalliierte Kontrollkommissionen werden die Entwaffnung überwachen. Es gibt kein Tor und keine Akte, die ihnen verschlossen bleiben dürfen.

Das ist die Lage, der sich Gustav von Bohlen gegenüber sieht. Sie kommt einem Todesurteil für die Firma Krupp gleich und kann auch den Mutigsten verzagen lassen. Am 10. Januar 1920 ist der Vertrag ratifiziert worden, am 20. Mai treffen in Essen die Kontrollkommissionen ein. Damit beginnt die erste Demontage bei der Firma Krupp. Sie setzt die Gussstahlfabrik auf die Hälfte zurück. Ihr fallen neuntausend Maschinen und achthunderttausend Werkzeuge zum Opfer. Zweiundzwanzigtausend Kubikmeter Mauerwerk werden niedergelegt, hunderttausend Kubikmeter Erdbewegungen sind durchzuführen. Auf der Germaniawerft müssen alle noch nicht in Dienst gestellten

Kriegsfahrzeuge abgewrackt werden, was die volle Arbeitskraft der gesamten Belegschaft für viele Monate fordert. Ein Heer von deutschen Arbeitern treibt nichts anderes als die Vernichtung ihrer Arbeitsstätten.

Unübersehbar ist noch auf lange Zeit die Finanzlage der Firma. Die für Bauten und Einrichtungen während des Krieges aufgewendeten Beträge haben die Summe von sechshundertneundzwanzig Millionen Mark erreicht. Diese Anlagen, welche die Kriegsgewinne restlos verzehrten, sind jetzt entweder dem Erdboden gleichgemacht oder müssen zur Friedensproduktion erst hergerichtet werden. Die Firma besass zu Beginn des Krieges an flüssigen Mitteln in Barguthaben, Wechseln und Wertpapieren hundertdreissig Millionen Mark dank der vorsichtigen Finanzwirtschaft, wie sie seit der Gründerkrise Gesetz war. Dagegen betrugen die laufenden Schulden fünfundvierzig Millionen Mark. Sie sind bis zum 1. November 1918 auf zweihundertachtunddreissig Millionen Mark angewachsen. Am Kriegsende übersteigen die Schulden die flüssigen Mittel um hundertachtundvierzig Millionen Mark. Jetzt, in der Zeit der Entlassungen und der Demontage, steigert sich das Missverhältnis bedrohlich. Die Firma hat für jede ihrer vierzehntägigen Lohnzahlungen elf Millionen Mark aufzubringen gegenüber 2,4 Millionen Mark im Jahr 1914. So fallen die flüssigen Mittel binnen vier Wochen von neunzig auf sechsendvierzig Millionen Mark, während sich gleichzeitig die Schulden von zweihundertachtunddreissig auf zweihundertsiebenundsechzig Millionen erhöhen. Hinzu kommt, dass die Forderungen an das Reich unsicher geworden sind, da die Republik um ihr Leben ringt.

Die inneren Schwierigkeiten der Firma werden, wie überall in der deutschen Wirtschaft, durch eben diesen Daseinskampf der Republik verschärft. An ihre Spitze ist Fried-

rich Ebert getreten, der durch die Nationalversammlung gewählte erste Reichspräsident. Dio Rechte, verbittert und ohnmächtig um ihre Selbstbehauptung kämpfend, verhöhnt ihn als den «Sattlermeister», der er früher einmal war. In Wirklichkeit ist er ein besonnener Politiker, der über eine natürliche staatsmännische Begabung verfügt. Mit seiner Berufung tritt die Sozialdemokratische Partei in eine neue Phase ihrer Geschichte, die nicht minder tragisch ist als die des Bürgertums. Nun, da sie die Last der Verantwortung mittragen muss, verschieben sich für sie sehr schnell die Gewichte; sie hat sich der extremen Kräfte ihres radikalen Flügels hart zu erwehren.

Die echten Revolutionäre haben unter der Führung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg im «Spartakusbund» ihre Organisation gegründet. Sie orientieren sich an der bolschewistischen Revolution in Russland, die seit 1917 auf ihrem grausamen Weg fortschreitet. Plötzlich sehen sich die Mehrheitssozialisten, wie die Sozialdemokraten jetzt genannt werden, einer Demagogie gegenüber, die sie, die in Jahrzehnten geschulten Demagogen, in die Verteidigung drängt. Sie werden nun angeprangert als die «Kaisersozialisten», die «Durchhaltepolitiker», als die «Zuhälter der Bourgeoisie», historisch widersinnige Schmähungen, die aber nicht wirkungslos sind. Nach den ersten blutigen Zusammenstößen zwischen den einstigen Genossen heissen die gemässigten Linken nun plötzlich Bluthunde und Arbeitermörder. Die Kämpfe vermehren das wirtschaftliche Chaos und stören die gequälte Nation erneut in ihren Lagern auf.

Unter solchen Vorzeichen geht Gustav von Bohlen an die Aufgabe, dem zerrütteten Unternehmen neue Daseinsbedingungen zu schaffen. Er weiss nicht, dass er am Beginn eines siebenjährigen Kampfes steht, reich an Zwischenfällen, an Alltagsmühen in einer hoffnungslos erscheinenden

den Lage, an Rückschlägen, die wiederholt die Existenz der Firma in Frage stellen.

Da die Wirren der Revolution auch nach Essen übergreifen, tritt er auf den Plan und ruft zur Besonnenheit und zum Arbeitsfrieden auf. Er erinnert an die traditionelle soziale Haltung der Firma, verweist auf die erfolgreiche erste Umstellung. Was er sagt und predigt, sind im Grunde nur Worte, aber es sind die einzigen Worte, die vernünftigerweise gesprochen werden können: arbeiten und nicht verzweifeln! Er spricht vom Wiederaufbau, der eine Brücke zur Zukunft werden könne. Irgendwie muss man schliesslich leben, irgendwie wird es weitergehen, irgendwo wird sich ein Weg finden. Das ist in Wahrheit der traurigste Leitfaden von der Welt, aber er verkündet ihn mit Überzeugung. Noch mehr als in früheren Zeiten wird er zur hoch-offiziellen Persönlichkeit. Es geht auch jetzt keine Wärme von ihm aus. Aber alle spüren: dieser kleine Mann ist ungebrochen in seiner Kraft. Er gehört der Schicht an, die fiel; jeder weiss es. Er war der Repräsentant des Kaiserreiches, wenn auch mit einer ihm eigentümlichen Distanz. Ihm ist eine Welt eingestürzt, an die er bedingungslos geglaubt hat, aber er zeigt keine Schwäche. Viele seiner Art werfen verzweifelt das sinnlos gewordene Leben weg, aber niemand glaubt, dass ihm je der Gedanke an Fahnenflucht auch nur als leiseste Versuchung aufkommen könnte. Und so geht er durch die Scharen der Fabrikarbeiter, ohne dass ihm jemand zu nahe tritt. Er geht, wie er immer gegangen ist, aufrecht mit eckigen Bewegungen. Er verleugnet sich nicht. Das ist wichtiger als Ansprachen. Wenn einer es durchsteht, dann ist es er. Das ist die allgemeine Ansicht.

Gewiss gehört Gustav von Bohlen zu den Männern der alten Art, und er wird auch immer wieder als «Reaktionär» verschrien. Aber die Hetzer haben einen schlechten



B. Trübnerbach
am 7^{ten} August 1730.

Voll herrlicher
Gnädigkeit emp-
finde ich heute
durch das gänzlich
Ernstes der politischen
wie der wirtschaftl.
Sachen das die
che

Stand. Obwohl der kaiserliche und königliche Legationsrat von einst keinen Gesinnungswechsel vollzieht, verneint er, leidenschaftslos und nüchtern denkend, doch nicht aus Prinzip die Neugestaltung des Volkslebens. Er bleibt der loyale Staatsbürger, der er immer war und sein wird. Und eben darin ist er typisch preussisch-deutsch. Die Arbeiter, die selbst einfach denken, finden seine Haltung vernünftig. Sie sind keine Revolutionäre, die nach Blut dürsten oder von einer «ganz neuen Welt» träumen. Die Republik begeistert die wenigsten unter ihnen. Sie ist belastet mit dem Erbe der grössten Niederlage in der deutschen Geschichte. Sie wankt unter den Faustschlägen der Sieger – die Arbeiter spüren es nicht zuletzt –, sie zerrüttet sich selbst durch brudermörderische Kämpfe, und noch immer wütet Hungersnot in dem blockierten Land. Die Republik kann keine Wunder tun. Überall arbeitet sie mit alten Schlagworten. Aber sie ist nun einmal da, ist die einzig mögliche Staatsform, also muss man versuchen, das Beste aus ihr zu machen. Vierzehn Jahre später wird sich Gustav von Bohlen in einer ähnlichen Lage befinden, was den Staat angeht, und sich genau so verhalten.

Der deutsche Weg von 1919 bis 1924 führt durch den Ruhrkampf, mit dem das Haus Krupp in besonderer Weise verflochten ist. Seit dem Friedensschluss hat die Drohung, dass weiteres deutsches Gebiet besetzt werde, nie aufgehört. Noch immer kennt man die endgültige Höhe der Kriegsschädigungen nicht. Hinter den Forderungen der Alliierten, die jeder wirtschaftlichen Vernunft spotten, steht die Drohung der Besetzung des Ruhrgebiets. Die interalliierte Konferenz von Paris Ende Januar 1921 führt zum Londoner Ultimatum vom Mai dieses Jahres. Deutschland, dessen Währung zu dieser Zeit schon erschüttert ist, wird die Zahlung von **hundertzweiunddreissig Milliarden Goldmark**

aufgelegt. In Frankreich tritt jetzt Poincaré als Ministerpräsident wieder auf. Der unerbittliche Feind des Reiches, der «Advokat» Frankreichs, vertritt die Auffassung, dass sich sein Land zur Sicherung der Forderungen Faustpfänder in Deutschland verschaffen müsse, und findet dafür eine parlamentarische Mehrheit von fünfhundertzweölf gegen sechsundsiebzig Stimmen. Wenn die anderen Grossmächte den Weg der Gewalt nicht beschreiten wollen, geht ihn Poincaré allein. Die formalen Voraussetzungen für die französischen «Sanktionen» bietet die Tatsache, dass Deutschland mit der Lieferung von zweihunderttausend Telegraphenstangen und mit einigen weiteren Abgaben im Rückstand geblieben ist. Am 11. Januar 1923 marschieren die Franzosen ins Ruhrgebiet, von dem sie zwei Drittel, einschliesslich Essen und Bochum, zu besetzen gedenken. Der Reichspräsident Ebert und die Regierung antworten mit dem Aufruf zum passiven Widerstand, zum ersten Mal seit 1914 sind die Deutschen in einer grossen Frage einig. Der passive Widerstand wird sich auf «Nichtstun», vorge-täuschte Arbeit oder Arbeiten, die dem Eindringling nicht zugutekommen, beschränken. Notfalls fährt man Kohle sinnlos hin und her oder beginnt sonst etwas Nutzloses. Wenn auch jede Gewalttat ausdrücklich untersagt wird, die Dinge sind hart auf hart gestellt. Am 9. Januar, zwei Tage vor dem Einmarsch der Franzosen in Essen, fordert die Firma Krupp ihre Arbeiter auf, der Besatzung ruhig und würdig zu begegnen und die Arbeit im Rahmen des Möglichen fortzusetzen. Vor jeder Provokation wird gewarnt. Die alte Krupp'sche Stammebelegschaft, die sich in diesen Jahren neu zusammengefunden hat, steht dem Gedanken der gewaltlosen Resistenz nicht fern. Sie ist sich wohl bewusst, dass es nicht einfach ist, ruhig zuzusehen, wie die Franzosen Kohlentransporte beschlagnahmen, wie sie ge-

waltsam in den Post- und Zahlungsverkehr eingreifen, wie sie Lebensmittel und Kraftwagen von den Strassen weg-holen. Am 29. Januar wird der verschärfte Belagerungs-zustand verhängt, am 2. Februar der Bahnverkehr gesperrt. Verhaftungen von Bergwerksbesitzern, Direktoren und Be-amten sitid bald an der Tagesordnung. Währenddessen sinkt der Kurs der Mark von Stunde zu Stunde. Im Februar sind für einen amerikanischen Dollar 27'900 Mark zu zahlen. Man steht inmitten neuer Bedrohungen; es geht um das täg-liche Brot, um Gefährdung der persönlichen Sphäre jedes Einzelnen, um die Freiheit, vielleicht sogar um das Leben.

Am 12. Februar folgt ein neuer Schlag: das Ausfuhrver-bot für Erzeugnisse des besetzten Gebietes in das unbesetzte Reich, was die Schwierigkeiten der Firma unabsehbar stei-gert. Als Gustav von Bohlen am 4. März die übliche Feier zur Ehrung der Krupp-Jubilare abhält, darf er spüren, dass Arbeitgeber und Arbeitnehmer in diesem Kampf der Ge-waltlosigkeit gegen die Willkür eng verbunden sind. Auch zeigt sich, dass man mit Bajonetten nicht nach Kohlen gra-ben kann. Bis zum 5. März hat Frankreich 74'000 t Kohlen erhalten, gerechnet vom 1. Januar dieses Jahres an, anstatt 2,1 Millionen Tonnen wie sonst im gleichen Zeitraum.

Die Antwort sind neue drakonische Verfügungen der Be-satzungsmacht. Jede Gefährdung von Bahntransporten wird mit dem Tode bedroht, auch wenn die Gefährdung durch Untätigkeit entstanden ist. Die Eisenbahner verweigern trotzdem den Dienst. Vom Reich her antwortet Ebert mit einem Bannstrahl gegen alle, die dem Feind zu Willen sind. Sie sollen mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft wer-den. In dieser aufs äusserste gespannten Lage fallen Schüsse in der Gussstahlfabrik.

Am Morgen des 31. März ist die gegenüber der Haupt-verwaltung gelegene Kraftwagenhalle von einem franzö-

sischen Kommando besetzt worden, das aus einem Offizier und elf Mann mit einem Maschinengewehr besteht. Die Kraftwagen sind zum Transport von Lebensmitteln und Lohngebern unentbehrlich, ihre Beschlagnahme empört die Arbeiter. Die Verhandlungen mit dem Offizier bleiben ergebnislos. Ununterbrochen gellen die Werksirenen. Die Arbeiter verlassen ihre Arbeitsplätze und versammeln sich um die Halle, eine stumme Masse, die wartet, was die Franzosen unternehmen. Um einhalb elf Uhr werden die Sirenen abgestellt. Um elf Uhr fallen Schüsse in die versammelte Menge. Dreizehn Krupp-Arbeiter sind tot, zahlreiche Schwerverletzte bleiben auf dem Platz.

Das ist der Auftakt zum zweiten Krupp-Prozess. Er wird von den Deutschen als Akt der Gewalt empfunden, die unter dem Deckmantel des Rechts das Ziel verfolgt, den passiven Widerstand um jeden Preis zu brechen. Da sich die Voruntersuchung wochenlang hinzieht, hat Gustav von Bohlen sich nach zweimaliger Vernehmung Ende April nach Berlin begeben, um an einer Sitzung des preussischen Staatsrates teilzunehmen. Dort erhält er Kenntnis von einer neuen Vorladung, die ihn trotz einer Warnung, dass seine Verhaftung geplant sei, veranlasst, nach Essen zurückzukehren. Am 1. Mai wird er in Essen festgenommen und unter die Anklage gestellt, zusammen mit sieben Krupp-Direktoren, einem Mitglied des Krupp'schen Betriebsrates und dem Leiter der Lehrlingswerkstätten die Vorgänge vom 31. März schuldhaft verursacht zu haben.

Die Verhandlung beginnt am 4. Mai vor dem französischen Kriegsgericht in Werden. Die Aussagen der deutschen und französischen Zeugen stehen sich schroff gegenüber. Gewiss, die Arbeiter hatten sich zusammengerottet, aber die Zeugen der Verteidigung bestreiten, dass irgendjemand eine drohende Haltung eingenommen habe. Die Franzosen

haben sich jedoch bedroht gefühlt. Es ist dieses nicht der erste Fall, wo in einer gespannten Atmosphäre ein Missverständnis Unheil auslöste.

Am dritten Verhandlungstag fragt der Vertreter der Anklage Gustav von Bohlen, warum er trotz der Warnung aus Berlin zurückgekehrt sei, und dieser antwortet: «Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, dass durch mein Wegbleiben es aussehen könnte, als ob die Direktoren schuldig wären und als ob ich selbst ein schlechtes Gewissen hätte.» Und auf die weitere Frage, weswegen er nicht veranlasst habe, dass zwei der angeklagten Direktoren, die in Berlin geblieben waren, ebenfalls zurückkehrten, entgegnet er: «Ich kann mir selbst zumuten, ins Gefängnis zu gehen, auch unschuldig. Von anderen Herren verlange ich das nicht!»

Das Urteil des Kriegsgerichts lautet auf fünfzehn Jahre Gefängnis für Gustav von Bohlen und hundert Millionen Mark Geldstrafe, für die Direktoren auf zehn bis zwanzig Jahre Gefängnis und je hundert Millionen Mark Geldstrafe. Der Leiter der Lehrlingswerkstätten erhält zehn Jahre Gefängnis, während das Mitglied des Betriebsrates zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wird. Deutschland empfindet den Spruch als ein Schreckensurteil. Die deutsche Rechtswelt verfiht den Standpunkt, dass der Ruhreinfall einen Bruch des Versailler Vertrages und eine Verletzung des Völkerrechts darstelle.

Die toten und verletzten Arbeiter, Gustav von Bohlen und seine Direktoren sind nationale Helden geworden; sie sind Träger und Verfechter einer Rechtsidee, Opfer eines Rechtsbruches, das ist die deutsche, in diesem Punkt einmütige Ansicht. Nur die Kommunisten stehen für sich, sie sind zu dieser Zeit noch nicht auf nationale Töne eingeeübt.

Im Übrigen vermag niemand das Schicksal des Ruhrkampfes zu wenden. Neun Monate lang wird der passive

stand durchgelitten, dann bricht die deutsche Währung zusammen. Wohl hat sich England aus der Sache gehalten, lassen die Vereinigten Staaten ihre Truppen aus Koblenz abrücken, stehen am Ende Frankreich und Belgien allein – für Deutschland bedeutet es wenig. Aus der veränderten Weltstimmung kommt noch keine Hilfe. Das Reich gerät nun erst in seine eigentliche Krise. Bisher hatte die Schöpfung Bismarcks den Zeitstürmen getrotzt, jetzt droht sie zu zerfallen. Es mutet als Wunder an, dass unter so verzweifelten Umständen am Ende doch die Einheit des Reiches gewahrt blieb. Als dieses Ergebnis allmählich sichtbar wird, tritt auch deutlich hervor, wer der eigentliche Sieger des Ruhrkampfes ist: der Nationalismus diesseits und jenseits des Rheins. Für Frankreich bleibt Deutschland die Wurzel alles Übels. In Deutschland aber setzt sich die Überzeugung durch, dass Macht vor Recht gehe. Immer willigere Ohren werden diejenigen finden, die predigen, nur Toren und Narren glaubten, es gäbe im Völkerleben andere Grundsätze als die der Gewalt.

KLEINKRIEG FÜR DEN FRIEDEN

Zu Anfang des Jahres 1919 weiss in der Firma Krupp niemand, was aus der Rüstungsproduktion werden wird. Dass sie ganz erliegt, glauben nur wenige. Wer vermag sich so leicht aus der alten Vorstellungswelt zu lösen. Vielen, und nicht nur den Deutschen, scheint es bedenklich, in dem veränderten Spannungsfeld Europas machtlose Räume zu schaffen. Hohlräume üben auf die Nachbarn gefährliche Anziehung aus. Man denke sich nur einen polnischen Staat, der stärker wäre als das Deutsche Reich. Dieses Polen existiert jetzt, es erhält seinen Korridor zur Ostsee, und jahrhundertealte Träume stehen vor der Erfüllung.

Der Vertrag von Versailles und die Tätigkeit der Kontrollkommissionen schaffen bald Klarheit. Eben solch ein Vakuum ist das Ziel der Politik, die von den Siegern getrieben wird. Das Gleichgewicht Europas ist zerstört. Ein englisches Kriegsziel war das nicht. Wer denkt darüber nach, dass das Gleichgewicht Europas auch dasjenige der Welt war?

Für Gustav von Bohlen geht es im Augenblick um das Gleichgewicht der Firma. Mit dem Ende des Jahres 1918 ist Hugenberg auf eigenen Antrag ausgeschieden. Ihn treibt grösserer Ehrgeiz, als sich bei Krupp befriedigen lässt. Der Organisator und Finanzmann traut sich staatsmännische Fähigkeiten zu. Gustav von Bohlen lässt ihn ohne Bedauern scheiden. Die Jahre der gemeinsamen Arbeit haben nicht zur Annäherung geführt. Es gehen noch manche andere,

auch Rausenberger, der grosse Geschützkonstrukteur. Seine Zeit ist um, da die Kanonen schweigen. «Nie wieder Krieg», ist die Parole, leidenschaftlich verkündet und schnell verhallend. Im 20. Jahrhundert genügen zwanzig Jahre, um die Vorzeichen umzukehren.

Auf dem Hügel geht der kleine Mann durch die grossen Räume und durchdenkt seine Lage. Es gibt da einen Eckstein, an den er immer wieder stösst: die zweiundvierzigtausend Arbeiter der Gussstahlfabrik, die Stammebelegschaft mit ihrem Kern von Facharbeitern. Die Stimmen, die Vorschlägen, das Fabrikationsprogramm erbarmungslos zu beschneiden, sind gewichtig. Die Mitglieder des Direktoriums Professor Görens und Otto Wiedfeldt, der spätere Botschafter in Washington, beides überragende Köpfe, vertreten diese Ansicht, und es wird sich zeigen, dass sie fürs erste richtig war. Es ist ein schwerer Widerstreit, den Gustav von Bohlen allein mit sich auszumachen hat. Er schiebt die Gründe seiner Getreuen nicht mit einer Handbewegung beiseite, das ist nicht seine Art. «Den wirtschaftlichen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen», ist ein sicherer und bestimmt auch ein bequemer Weg. Selbst eine Fabrik mit zwanzigtausend Arbeitern ist noch ansehnlich genug, der alte Krupp hatte nicht mehr. Aber etwas sträubt sich in ihm, eben wenn er an den grossen Krupp denkt. Der würde nicht klein begeben. Er würde mit dem Knöchel auf den Tisch hämmern und erklären, dass sich in den beschwerlichen Wegstrecken, wenn alles auf dem Spiel steht, das Treueverhältnis bewähren müsse, zum Vergnügen sei er nicht Unternehmer geworden, vielmehr um Tausenden Arbeit und Brot zu schaffen. Das ist die Tradition des Hauses, und sie bedeutet Gustav von Bohlen alles.

Auch stellen die Erfahrungen der Fachkräfte ein unveräusserliches Gut dar. Sie bestimmen die Qualität der Er-

zeugnisse, die gleich wichtig ist, mag Krupp Kanonen oder Milchkannen herstellen. Sind die Facharbeiter erst einmal in alle Welt zerstreut, dann ist dieses Gut vertan. Gustav von Bohlen denkt weiter, an eine Zukunft, in der man Machthohlräume wieder auszufüllen beginnt. Es gelüstet ihn nicht nach neuen Kriegen. Über den Krieg hat er die gleichen Ansichten wie Alfred Krupp, er hält ihn für ein notwendiges Übel. Er glaubt nicht daran, dass man ihn abschaffen kann. Als guter Deutscher liebt er sein Vaterland, und er ist der Meinung, es könne vielleicht wieder eine Lage entstehen, in der es gälte, sich mit der Waffe zu verteidigen. Er denkt, wie jeder durchschnittliche Engländer oder Franzose auch denken würde, sehr nüchtern und sachlich. Seinem ältesten Sohn wird man das einmal schwer ankreiden. Gustav von Bohlen proklamiert: Arbeit und Brot für die Zweiundvierzigtausend, Arbeit und Brot um jeden Preis!

Es gilt, sich zu rühren und aus dem zerrütteten Unternehmen das Beste zu machen. Die feste Grundlage sind die Stahl- und Hüttenwerke, sowie die Zechen. Die Stahlbetriebe sind intakt geblieben, im Krieg ist ihre technische Entwicklung nicht zum Stillstand gekommen, der Krieg war vielmehr ein Schrittmacher der Technik. So ergeben sich jetzt für den Stahlformguss viele neue Möglichkeiten. Der Absatz wird günstig beurteilt. Die Industrie und das Verkehrswesen sind überaltert, man müsste sie von Grund auf erneuern. In der Praxis freilich verursacht die Schwierigkeiten nicht der Absatz, sondern die Produktion. Die Arbeitsleistung sinkt in scharfer Kurve, vor allem im Bergbau. Auch die Menschen sind erschöpft, sie am meisten. Die Gusstahlfabrik, die auf eigener Steinkohle liegt, muss Braunkohle verfeuern oder Steinkohle aus dem Ausland hinzukaufen. Die Friedrich Alfred-Hütte bringt es nur auf zwei Drittel ihrer Friedensproduktion, und so ist es überall.

Anfang 1920 wird der Kohlenmangel katastrophal. Kohle ist die Grundlage für alles, ohne sie müssen die zweiundvierzigtausend Krupp-Arbeiter verhungern. So erklären sich die Bemühungen der Firma, eine Beteiligung an den Gewerkschaften «Constantin der Grosse» und «Helene und Amalie» zu erhalten, die beide dem Grubenbesitz der Firma benachbart sind. Nur zögernd folgt Gustav von Bohlen diesen Plänen, er fürchtet die neuen finanziellen Belastungen. Im Grunde sind alles nur Notlösungen. Man muss eine grosse Konzeption suchen, einen wirklich neuen Weg, der ohne Vorbehalte betreten werden könnte. An Ideen fehlt es nicht, sie liegen in der Luft, Armut macht erfinderisch. Ein Zusammenschluss der grossen Werke aus der deutschen, französischen und luxemburgischen Schwerindustrie könnte vieles wandeln. Denn auch jenseits der Reichsgrenzen herrscht die Not, und schliesslich lebt man doch zusammen in dem alten Gemäuer Europas. Für die Firma Krupp liesse sich manches gewinnen auf solchem Weg, vielleicht sogar ein Teil der alten Produktionsfreiheit.

Der «Meyrisch-Plan» zum Beispiel hat Hand und Fuss. Sein geistiger Vater ist Generaldirektor Meyrisch, Leiter der «Arbed» in Luxemburg. Der Plan geht aus von der Organisation der internationalen Rohstoffgemeinschaft, der «Ireg», in der sich die deutschen, französischen, belgischen und luxemburgischen Eisenindustrien schon vor dem Weltkrieg, wenn auch ohne Kapitalbindungen, zusammengefunden hatten. Auch England war ihr beigetreten. Damals waren internationale Verkaufsverbände für fast alle Walzwerkerzeugnisse entstanden, man einigte sich über Produktions- und Exportquoten und über Ausfuhrpreise. Auf diese verständigen Regelungen greift Meyrisch zurück. Er strebt eine Holdinggesellschaft an, in die alle in der Ireg zusammengeschlossenen Werke dreissig Prozent ihres Aktien-

kapitals einbringen sollen gegen Ausgabe des gleichen Betrages in Holdingaktien – ein Plan mit wahrhaft europäischen Perspektiven, nur eilt er seiner Zeit etwa um dreissig Jahre voraus.

Gustav von Bohlen steht diesen und ähnlichen Plänen schroff ablehnend gegenüber. Für ihn ist die Unabhängigkeit der Firma ein unabdingbares Prinzip, wie schwierig die Lage auch sein mag. Er glaubt, als Treuhänder und Hüter der Tradition denken zu müssen, wie der grosse Krupp gedacht hätte. Den Zeitenwandel will er nicht wahrhaben, weitgreifende Konstruktionen sind nicht seine Sache. So nimmt er den Kampf mit den Tagesnöten im Kleinen auf und treibt die Firma aus ihren eigenen Kräften weiter. Da die Belegschaft ohne die Herstellung von Fertigerzeugnissen nicht zu halten ist, geht er entschlossen an die Umstellung der Produktion auf Friedensgüter.

Das Auf und Ab dieses neuen Mühens ist erregend. Es steht nur in losem Zusammenhang mit den Zeitereignissen, bis der Ruhrkampf das Unternehmen wieder in die Politik verflucht.

Schon am 6. Dezember 1918 erlässt die Firma ein Preisausschreiben, um von den Betriebsangehörigen Vorschläge und Entwürfe für neue Erzeugnisse zu erhalten. An Stelle der Einschränkung des Fertigprogramms tritt seine Ausweitung. Ingenieure, Konstrukteure und Facharbeiter, die ihr Leben hindurch nur mit Kanonen und Panzerplatten zu tun hatten, machen sich nun mit landwirtschaftlichen und Textilmaschinen, mit Registriermaschinen und Baggern, Milchkannen und Zahnprothesen vertraut. Die Ausstellungshalle für Fertigwaren wird bald einem Warenhaus gleichen. Es gibt Abteilungen, die trotz grosser Anfangserfolge eines Tages verschwinden; andere, die sich langsam entwickeln, setzen sich durch. Mängel, Verluste, ein viel-

faches Durcheinander sind die Kennzeichen dieser Übergangsjahre, und dennoch auch ein ungebrochener Mut. Vieles erinnert an die Krisen, die Alfred Krupp durchstand, als er noch um seinen Aufstieg kämpfte.

An erster Stelle steht der Bau von Lokomotiven und Güterwagen. Hier befindet sich die Firma noch auf vertrautem Boden, denn vieles, was dazu benötigt wird, gehört zum ältesten Herstellungsprogramm, wie Achsen und Räder, Federn und Radreifen, Bleche und Feuerbüchsen. Im Juni schliesst die Gussstahlfabrik mit der Verwaltung der preussischen Staatsbahnen einen Vertrag, in dem diese sich verpflichtet, fünf Jahre hindurch hundert Lokomotiven und zweitausend Güterwagen abzunehmen. Im Dezember desselben Jahres verlässt die erste Krupp-Lokomotive die Halle. Die Leistungsfähigkeit der Abteilung steigt auf dreihundert Lokomotiven für das Jahr und mehrere tausend Güterwagen. Dann meldet Russland sein Interesse an, später auch Rumänien, Brasilien, Südafrika und Indien. Der Name Krupp hat noch immer seine Geltung in der Welt. Leider will es nicht gelingen, dieses Geschäft gewinnbringend zu machen. Millionen gehen im Lauf der Jahre verloren, da die Preise gedrückt werden und die Arbeitsleistungen im Einzelnen zu niedrig sind. Und als es schliesslich gelungen ist, die Stockungen im Absatz zu überwinden, lässt der Ruhrkampf die Bestellungen sturzartig absinken.

Grosse Hoffnungen setzt die Firma auf die landwirtschaftlichen Maschinen: Kartoffellege- und -erntemaschinen, Getreide- und Grasmäher, sowie Binder, daneben auch Milchkannen, ein umfassendes Programm. Nur ist die Landwirtschaft schwer für die teilweise komplizierten Maschinen zu gewinnen, und ausserdem hat sie kein Geld. So beschränkt man sich auf Garbenbinder, Getreide- und Grasmäher, so-

wie Heuwender. Sie werden zu Massenfabrikaten entwickelt. In einer jetzt noch fernen Zukunft wird ein Krupp'scher Musterbetrieb für diese Erzeugnisse entstehen, dessen Werkstätten eine Fläche von 85'000 qm bedecken. Als völliger Fehlschlag erweist sich dagegen der Versuch, Textilmaschinen zu bauen. Dieser Zweig bleibt durch die Jahre hindurch ein Verlustgeschäft.

Glücklicher ist Krupp im Kraftwagenbau, der schon Anfang 1919 aufgenommen wird. Die Ansprüche jener Zeit an Lastwagen sind noch sehr bescheiden. Der mittelschwere Wagen, den die Firma baut, besitzt einen 45 PS-Motor mit tausend Umdrehungen und entwickelt auf ebener Strasse eine Durchschnittsgeschwindigkeit von zwanzig Kilometer pro Stunde bei einer durchschnittlichen Steigfähigkeit von zwanzig vom Hundert, und er findet guten Absatz. Dann folgen «Schnellastwagen», die fünfzig Stundenkilometer erreichen.

Im Gegensatz zum Kraftwagenbau, der sich an alte Arbeitsgebiete anschliessen kann, sind die Registrierkassen Neuland. Diese Abteilung wird erst nach einer sechsjährigen Anlaufzeit Nutzen bringen. Wie vieles andere aber geht unter! Es ist eine bunte Liste: Schreib- und Rechenmaschinen, Schriftsetz- und Giessmaschinen, Ledermessapparate, Punktschweissmaschinen, Kleinschmelzöfen und die Milchscheudern, die in einer Zeit hergestellt werden, als es nicht einmal genug Milch gibt, um sie zu erproben. Ein Fehlschlag sind auch die Motorroller.

Dagegen setzt sich die Zahnklinik durch. Sie hängt mit der Edelstahlproduktion zusammen, die nicht zuletzt den Weltruf der Firma festigte. Gleich nach dem Zusammenbruch wird die Metallforschung mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft vorangetrieben, zunächst nur mit Teilerfolgen. Die Edelstahlherzeugung bleibt im Wesentlichen

auf das Gebiet der nicht rostenden Stähle beschränkt. Den ersten Antrieb zur Erfindung dieser Stahlsorten hatte der Krieg gegeben. Die Verschlüsse der U-Boot-Geschütze litten schwer unter der Einwirkung des Salzwassers. Da Vernickeln und Versilbern nicht ausreichten, strebte man nach Legierungen mit absolutem Rostwiderstand. Früh beginnt die Herstellung von chirurgischen Instrumenten aus rostfreiem Stahl. Da V2A-Stahl für schneidende Instrumente zunächst nicht hart genug ist, wird er neuen Verfahren unterworfen. Dadurch wird seine Verarbeitung zu Tischmessern und anderen Bestecken möglich. Anfänglich will es nicht gelingen, für die Nirosta-Messer, die heute auf keinem Tisch fehlen, Hersteller und Vertreter zu finden. Die gleichen Stähle eignen sich für Gebisse. Freilich müssen viele Hindernisse überwunden werden, aber der Mangel an Gold, Platin und Kautschuk hilft den Weg bereiten. Die Krupp'sche Zahnklinik, bald weltbekannt, behandelt dreitausend Kieferverletzte des Krieges umsonst. Nach sechs Jahren sind zwanzigtausend Stahlgebisse hergestellt; allein im Jahr 1925 werden in der Krupp'schen Zahnklinik achtausend Platten angefertigt. Schon 1924 arbeitet die Klinik mit acht Ärzten und über hundert Angestellten und zählt fünfzigtausend Patienten.

Vier Jahre sind seit dem Zusammenbruch vergangen, und erst jetzt erreichen die Wirren der Nachkriegszeit ihren Höhepunkt. Vier Jahre mühsamer Arbeit sind so gut wie vertan. Die Reparationen, die der Vertrag von Versailles Deutschland auferlegte, haben das Gegenteil des Wortsinnes bewirkt. Die Ablieferung der deutschen Handelsflotte brachte den Schiffbau der ehemaligen Feindstaaten an den Rand des Abgrundes, die deutschen Kohlen-Zwangslieferungen führen in Frankreich zur Arbeitslosigkeit und in England zum grössten Bergarbeiterstreik der englischen

Wirtschaftsgeschichte; die Tribute verheeren den internationalen Geldmarkt, aber noch immer glauben die Siegermächte, vor allem Frankreich, dass sich das Leben in Revanche-Ordnungen pressen lasse.

In der Krise des Ruhrkampfes ist die Firma Krupp nach der Verhaftung Gustav von Bohlens zunächst ohne Führung, bis sein Schwager, der Freiherr von Wilmowsky, als Mitglied des Aufsichtsrates einspringt. Nach dem Krupp-Prozess ist die Erbitterung auf beiden Seiten nur noch gewachsen. Längst geht es für die Deutschen buchstäblich um das nackte Leben, um die karge Mahlzeit des einzelnen Tages, die doch mit irgendeinem Geld bezahlt werden muss. Die Mark aber stürzt so schnell, dass der Notendruck mit der Entwertung nicht mehr Schritt halten kann.

Zwei Kruppbetriebe erweisen sich jetzt als Retter, die «Grapha» und die Konsumanstalt. Die graphische Anstalt der Firma hat reiche Erfahrungen im Druck von Noten und Ersatzgeld. Papiergeld kommt kaum noch über die gesperrten Grenzen des Ruhrgebiets. So stellt die Grapha mit Billigung des Reichsfinanzministeriums Firmengeld in Millionenbeträgen her. Aber so schnell sie auch druckt, die Entwertung läuft schneller. Täglich wächst die Gefahr, dass der geheime Notendruck entdeckt wird. Doch die Front der Deutschen ist in diesen Tagen so geschlossen, dass die Franzosen dem Unternehmen nicht auf die Spur kommen. Während des Ruhrkampfes hat die Anstalt sechzehn Millionen Stück Geldscheine für den Bedarf der Firma und fünfunddreissig Millionen für das Reich hergestellt mit immer steigenden Wertzahlen, die zuletzt die Billion erreichten.

Es gelingt, den Geldkreislauf aufrecht zu erhalten, die unabdingbare Voraussetzung für die Fortführung des Widerstandes. Wichtiger noch ist es, Lebensmittel herbeizuschaffen, und hier bewährt sich die Krupp'sche Konsumanstalt.

Sie besitzt alte Erfahrungen, kennt den Markt und geht listenreiche Wege. Die Franzosen sind überall auf der Wacht. Das Lohngeld kann nicht schnell genug ausgezahlt werden, auf dem Wege von der Lohnkasse bis zum Laden büsst es bisweilen ein Viertel oder die Hälfte seiner Kaufkraft ein. Die Konsumanstalt kann die Kartoffelversorgung sicherstellen und auch Kleidung herbeischaffen. Sie nimmt dafür wertloses Papier ein. Im Endergebnis hat sie fünfzig Billionen Mark Zuschüsse aufgebraucht und ausserdem einen Fond von neunhundertfünfzigtausend Dollar, um die Einkäufe im Ausland zu finanzieren.

Am Ende des Ruhrkampfes ist der Wohlstand der Firma aufgezehrt. Ausgang September 1923 beziffern sich die verfügbaren Mittel auf zweiundneunzig Milliarden Mark und 2,4 Millionen Goldmark in freien Devisen. Dem stehen Schulden in Höhe von vierhundertachtundneunzig Milliarden Mark gegenüber, die dreizehn Millionen Goldmark gleichzusetzen sind. Wohl sind die Verpflichtungen durch Vorräte und Effektenbestände ungefähr gedeckt. Da aber die vorhandenen Werte nicht zu realisieren sind, tritt die Finanzkrise in ihr akutes Stadium. Die Kassen sind leer, es ist kein Geld mehr da. Unter solchen Umständen müssen auch die sozialen Gesichtspunkte zurücktreten, grosse Entlassungen sind unvermeidlich geworden. Freiherr von Wilmowsky steht vor der bitteren Aufgabe, sämtliche Mitglieder des Direktoriums zu veranlassen, ihre Entlassungsgesuche einzureichen. Die Bildung eines verkleinerten Vorstandes, eine Generalbereinigung an Haupt und Gliedern, ist nicht zu umgehen.

Während sich so gewichtige Wandlungen vorbereiten, verbüsst Gustav von Bohlen seine Strafe im Düsseldorfer Gefängnis. In seinen Erinnerungen schildert Freiherr von Wilmowsky den ersten Besuch bei seinem Schwager im

Gefängnis: *«Ich hatte damals die Möglichkeit, dank eines falschen, von den Engländern in Köln ausgestellten Passes, meinen Schwager zu besuchen; als ich diese Fahrt zum ersten Mal mit Bertha unternahm, war eines seiner ersten Worte zu ihr: Nicht wahr? darf ich mich doch wirklich mit Recht einen Kruppianer nennen! Niemals ist mir so klar geworden wie in jener Stunde, wie er diese Bindung als Krönung seines Daseins empfand. Als er durch Vermittlung des Papstes und des Königs von Spanien nach sieben Monaten befreit wurde und zum ersten Mal wieder im preussischen Staatsrat erschien, erhob sich die ganze Versammlung in Anerkennung seines Einsatzes für die Werkgemeinschaft.»*

Als Gustav von Bohlen im Oktober nach Essen zurückkehrt, findet er dort das Chaos. Der Zusammenbruch des passiven Widerstandes bedeutet die Auflösung jeder Ordnung. Das ausgehungerte Volk greift zur Selbsthilfe. Plünderungen von Lebensmittelgeschäften, Raub und Ausschreitungen sind alltäglich. In der Fabrik und selbst im Hauptverwaltungsgebäude kommt es zu wüsten Szenen. Das Durcheinander steigert sich noch durch die Eingriffe der Franzosen, die Vorräte der Firma beschlagnahmen. **Allein vom Südbahnhof werden einundzwanzig eben fertiggestellte Lokomotiven und hundertdreiundzwanzig Güterwagen weggeführt.**

Die letzte Stunde der Reichseinheit scheint gekommen. In Düsseldorf, Koblenz und Aachen betreiben die Separatisten die Abtrennung der Rheinlande, gestützt und geschützt von den Franzosen. Am 22. Oktober wird in Aachen und Düren die Rheinrepublik ausgerufen. Nirgends geht die Bevölkerung mit, aber die Gefahr der Loslösung besteht viele Wochen hindurch. Trostlos sind auch die Zustände im unbesetzten Reich. Dort drohen die extremen Parteien von rechts und links die Oberhand zu gewinnen.

Bayern steht im offenen Kampf gegen die Reichsregierung. Der Münchener Regierungspräsident von Kahr ist zum Generalstaatskommissar ernannt worden und hat die Garnisonen der Reichswehr auf Bayern verpflichtet. Wenige Wochen später kommt es in der bayerischen Hauptstadt zum Hitler-Putsch. Er scheitert am Widerstand einer kleinen Gruppe der Landespolizei. Am 23. Oktober bricht in Hamburg ein Kommunistenaufstand los. Die Polizei behält nach schweren Kämpfen die Oberhand. In Sachsen und Thüringen aber ist es den Kommunisten gelungen, in die Landesregierungen einzudringen. Hier stehen nun Sozialdemokraten und Kommunisten gegen die ebenfalls vorwiegend aus Sozialdemokraten gebildete Reichsregierung. Erst das Einrücken der Reichswehr stellt die verfassungsmässigen Zustände wieder her. Am 9. November 1923 kann Stresemann, der nun deutscher Reichskanzler ist, dem wegen einer Rechtsdiktatur besorgten französischen Botschafter antworten, die radikalen Parteien hätten nicht überhandgenommen, wenn nicht seit dem Friedensschluss jede deutsche Regierung, gleich welcher Koalition, einen aussenpolitischen Misserfolg um den andern hätte erleiden müssen.

In diesem trüben Oktober treten mehrere Direktoren an Gustav von Bohlen mit dem Antrag heran, die Werke wegen Geldmangels stillzulegen. Vor allem der Finanzdezernent ist der Ansicht, dass die Lage unhaltbar geworden sei. Gustav von Bohlen lehnt ab. Er begründet seinen Entschluss mit der Überlieferung der Firma, die in Krisenzeiten von je keine Opfer gescheut habe. Er hält die Stilllegung auch deshalb für einen schweren Fehler, weil niemand wissen könne, ob es je gelingen werde, neu zu beginnen, wenn die Produktion erst einmal eingestellt sei. Selbst eine grosse Belastung der Zukunft müsse in Kauf genommen werden, wenn sich kein anderer Ausweg finde.

Gewiss ist es das Beispiel Alfred Krupps, das ihn stärkt. Aber jedes Beispiel ist nutzlos, wenn ein Verantwortlicher nicht selbst die Kräfte findet, das durchzusetzen, was er als richtig erkannt hat. Der Antrag, der Gustav von Bohlen im Gefängnis erreicht, ist die Versuchung, die Zukunft der Firma aufs Spiel zu setzen, um Augenblicksschwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. In dieser vielleicht gefährlichsten Prüfung versagt Gustav von Bohlen nicht. Schon am Ende des Unglücksjahres 1923 zeigt sich, wie richtig seine Entscheidung war. Die Firma ist nicht zusammengebrochen. Zwar sind die einzelnen Werkanlagen durch gewaltsame Stilllegungen zum Teil schwer mitgenommen worden; Hütten und Zechen haben grosse Schäden erlitten. Wertvolle Aktienpakete mussten geopfert werden, aber es ist doch gelungen, Betriebskapital zu beschaffen für die Arbeitsaufnahme ruhender und für die Weiterführung noch tätiger Abteilungen. Die Friedrich Alfred-Hütte rechnet mit guten Einnahmen, das neue Drahtwalzwerk arbeitet Tag und Nacht, die Abteilungen für Kraftwagen und Landmaschinen beginnen sich wieder zu regen. Eine Grundlage ist erhalten geblieben. Zwar sind tiefe Eingriffe in den Gesamtbetrieb nicht mehr zu umgehen, doch der Wille, sich zu behaupten, ist ungebrochen wie überall in Deutschland. Vor allem aber hat die Firma Zeit gewonnen, jene Spanne Zeit, die vielleicht den Anschluss erreichen lässt an eine bessere Zukunft. Mehr als einmal hat in der Geschichte grosser Unternehmungen ein solcher, oft nur kleiner Zeitabschnitt über Sein oder Nichtsein entschieden.

RATIONALISIERUNG UND INVESTITIONEN

Es ist das grosse Wunder, dass in dem allgemeinen Zerfall der Jahre nach dem Ruhrkampf und der Inflation sich plötzlich die Kräfte der Mitte durchsetzen, die in der deutschen Geschichte nur selten gewirkt haben. Der Radikalismus wird nicht geschlagen, sondern von innen her überwunden. Die Doktrinäre aller Färbungen büssen ihren Kredit ein. Das deutsche Volk, das in seinem Dasein nur allzu oft lebensfremden Ideologien und Idealismen zu verfallen geneigt war, bekundet jetzt Common Sense, der mehr ist als nur gesunder Menschenverstand. Eine geistige Haltung beginnt sich durchzusetzen, welche die Deutschen fähig macht, Schlussstriche zu ziehen unter eine Vergangenheit, die man am besten vergisst, wenn man weiterleben will. Sie strebt nicht eilige oder «totale» Erfolge an, weil sie spürt, dass man der Zeit Zeit lassen muss, damit sie heilen kann. Ein europäisches Gemeinschaftsbewusstsein lebt auf, wie es der Erdteil vor der napoleonischen Ära besass. Es geht nicht mehr um ein Entweder-Oder, nicht um Monarchie oder Republik, nicht um rechts oder links. Man erinnert sich, dass es gute und schlechte Republiken und Monarchien gegeben hat. Den Allheilmitteln begegnet man mit Vorbehalten, wichtig wird wieder die Gemeinschaft der Hochgesinnten.

Die Demagogen hören zwar nicht auf zu wüten, sie fechten ihre Tageskämpfe engstirnig und gehässig aus. Aber

«das Volk» kümmert sich immer weniger darum, kehrt zu seiner Arbeit zurück, des Geschreis müde. Dass die Einheit des Reiches gewahrt bleibt, ist diesem Aufbruch der Mitte zuzuschreiben, die sich durch alle Parteien erstreckt, mit Ausnahme der radikalen Flügel, deren Bereiche in dieser Zeit ungewohnt schmal werden.

Auch im Hause Krupp beginnt man sich abzufinden. Man weiss nun, dass die Katastrophen der vergangenen Jahre die Firma von ihrem besonderen Platz gestossen haben, auf den sie durch Alfred Krupp gestellt worden war. Sie ist nicht mehr die Waffenschmiede des Reiches, sondern ein Unternehmen wie jedes andere. Es unterscheidet sich nur durch die besonders ungünstigen Umstände, unter denen es in den allgemeinen Wettbewerb eintritt. Diese Einsicht setzt sich bei Gustav von Bohlen langsamer durch als in seinem Direktorium, da er der Tradition treuer verschworen ist. Den Gedanken der Werkgemeinschaft will er unter allen Umständen hinüberretten. Die Angehörigen des Werks sollen «Kruppianer» bleiben.

Im Oktober 1923 beginnt die Leitung, den gesamten inneren und äusseren Buchungs- und Rechnungsverkehr auf Goldmark umzustellen. Es gilt jetzt, den Schleier zu heben, den die Inflation über alle Vorgänge der letzten Jahre gebreitet hat. Das Ergebnis ist bedenklich genug. Die nachträglich aufgestellte Goldmarkbilanz für das Geschäftsjahr 1922/23 ergibt einen Verlust von neunundfünfzig Millionen Mark. Ein wesentlicher Teil ist auf den Ruhrkampf zurückzuführen, aber grosse Einbusse brachte auch die Umstellung der Produktion. Wie der Substanzverlust von sechzig Millionen Goldmark im Einzelnen entstanden ist, lässt sich nicht genau feststellen. Beunruhigender ist, dass die Bilanz des nächsten Geschäftsjahres diesen Verlust auf hundertfünfundzwanzig Millionen Goldmark erhöht. Das

ist mehr als die Hälfte des von seinem Höchststand von fünfhundert Millionen auf zweihundertvierundvierzig Millionen zurückgeschriebenen Aktienkapitals. Um das Missverhältnis zu bereinigen, wird das Aktienkapital noch einmal auf hundertsechzig Millionen herabgesetzt, während Grundeigentum, Werksanlagen und Vorräte, hoch bewertet, auf den Status von hundertachtundachtzig Millionen Mark festgelegt werden.

Die Frage, wie es überhaupt zu den anfänglichen und späteren Verlusten kommen konnte, wird nun grundsätzlich geprüft. Es ergibt sich, dass schon seit Beginn des Wiederaufbaus und der Umstellung die Einnahmen mit den Ausgaben nicht mehr im Einklang standen, ohne dass diese Tatsache in ihrer vollen Bedeutung erkannt wurde. Nicht minder fiel die gesunkene Arbeitsleistung bei relativ hohen Löhnen ins Gewicht, eine allgemeine Erscheinung der Nachkriegszeit, die aber bei Krupp schärfer hervortrat als bei anderen Grossbetrieben. Weitere Defizite entstanden durch Fehlkalkulationen infolge des Währungsfalls und die seit dem Jahr 1924 wachsenden Steuern und Soziallasten. Ein nochmaliger Jahres Verlust in solcher Höhe musste den Bestand des Unternehmens gefährden.

Anfang 1925 nimmt Gustav von Bohlen vor den Teilnehmern des Krupptages, der regelmässigen Versammlung von Leitern und Vertretern der gesamten Werke, zu den Bilanzergebnissen offenherzig Stellung. Er verteidigt seine Haltung: *«Vielleicht wäre es, rein wirtschaftlich betrachtet, sachlich richtiger gewesen, schon im Winter 1918/19 weiter gegangen zu sein und, schon damals die Belegschaft auf eine Stärke gebracht zu haben, auf deren nutzbringende dauernde Beschäftigung mit Wahrscheinlichkeit zu rechnen war. Wir sind bewusst den anderen Weg gegangen', hatten wir uns doch entschlossen trotz aller finanziellen Opfer, die vor-*

auszusehen, waren, wenigstens den Versuch zu machen, allen denen Arbeit zu geben, die als Stammebelegschaft der Werke vor dem Krieg anzusehen waren und die somit das Band der Werkgemeinschaft mit der Firma in bösen wie in guten Tagen verknüpfen sollten.»

Der Kommentar, den Gustav von Bohlen dann im einzelnen gibt, zeigt, dass die Bilanz in Wahrheit noch ungünstiger ist, als der erste Blick auf die Zahlen erkennen lässt. Der hohe Betrag, der für die Immobilien eingesetzt sei, liesse sich nämlich nur dann rechtfertigen, wenn man mit ihrer vollen Ausnutzung rechnen dürfe. Nach dem Zusammenbruch und dem Ruhrkampf sei das nicht geglückt, und niemand könne zu dieser Stunde voraussagen, ob es in naher Zukunft glücken werde. Auch die grössten Anlagen hätten nicht viel mehr als Schrottwert, wenn sie stilllägen, es sei denn, dass sie solvente Käufer fänden. Aber diese gebe es in Deutschland nicht.

Er erwähnt noch die Erleichterung, die eine amerikanische Anleihe in Höhe von zehn Millionen Dollar geschaffen hat, um dann zu schliessen: *«Als ein äusseres Menetekel werden in allen Betrieben Schilder angebracht werden mit der Aufschrift, dass der Inhalt der Magazine verpfändet sei an die Treuhänder der amerikanischen Anleihe. Tun Sie alles, damit die verdammten Schilder so schnell wie möglich wieder verschwinden!»*

Ein so herzhaftes Wort hat man selten aus seinem Munde gehört. In Wahrheit ist die Zahl derer immer kleiner geworden, die noch an eine Zukunft für Krupp glauben. Er gehört nicht zu den Kleingläubigen, auch in seinem innersten Herzen nicht. Zu Beginn des Jahres 1925 wäre ein Schwanken nur zu verständlich gewesen, die Verantwortung des Inhabers ist erdrückend geworden, es gibt keinen, der sie ihm abnehmen könnte. Aber niemand sieht ihn ver-

zagt durch das Hauptverwaltungsgebäude irren und diesen oder jenen um Rat angehen. Wie am Anfang seiner Tätigkeit sitzt er in seinem kalten Arbeitszimmer, nimmt die Vorträge seiner Direktoren entgegen und entscheidet in der alten Weise.

Die Eingriffe werden nun wirklich radikal, aber er hat jetzt auch das gute Gewissen, das Unmögliche versucht zu haben. Im Jahr 1926 wird die Belegschaft der Gussstahlfabrik von ihrem Höchststand von 115'000 Angestellten und Arbeitern auf 20'446 zurückgeführt sein, während die der Gesamtbelegschaft von 170'000 auf 48'760 sinkt. Diese Zahlen sagen über das Unmass von menschlichen Sorgen, das ihnen zugrundeliegt, nichts aus. So hart wie es jetzt bei Krupp zugeht, wird kaum bei anderen Firmen zugegriffen, aber auf Einschränkung der Betriebe läuft es fast überall hinaus. Wer in diesen Zeiten seine Stellung verliert, kann nicht hoffen, eine neue zu finden.

Der Härten ist sich Gustav von Bohlen immer bewusst. Und wenn sein Wesen auch jetzt keine Wärme ausstrahlt, mit dem Bild des «Industriekapitäns», der über Leichen schreitet und nur auf seine angehäuften Millionen starrt, von denen er nicht eine missen mag, hat er nicht einen einzigen Zug gemein. So ist es auch kein Zufall, dass gerade in dieser Phase seine moralische Stellung in der Firma stärker ist als je.

Nach aussen tritt er fast nie hervor. In all diesen Jahren ist sein Name in der Öffentlichkeit kaum genannt worden mit Ausnahme des Anlasses, den der Krupp-Prozess bot. Er greift auch jetzt nicht über seinen Bereich hinaus, bietet darum auch keine Angriffsflächen, obgleich es an missgünstigen, durch Hass und Neid geschärften Augen nicht fehlt. Nur einmal im Jahr 1925 wird sein Name viel genannt, als es um die Gründung der Vereinigten Stahlwerke geht,

jenes schwerindustriellen Zusammenschlusses, der in der Not der Zeit vielen als einziger Weg zur Rettung erscheint. Das unerwartete Nein, mit dem er in der entscheidenden Sitzung seinen Beitritt verweigert, wird scharf kritisiert. Jeder weiss, dass es Krupp schlecht geht. Man sieht in seiner Haltung Hochmut, der an Grössenwahn grenzt. Aber sein Nein ist nur Ausfluss des Glaubens an die selbsterhaltenden Kräfte der Firma.

Jene Zehn-Millionen-Dollaranleihe, die Gustav von Bohlen schweren Herzens aufgenommen hat, bringt zwar der Firma noch nicht die Wende zum Besseren, aber sie steht in mittelbarem Zusammenhang mit einer allgemeinen Wende. Zum ersten Mal nach dem grossen Krieg machen sich Anzeichen bemerkbar, dass sich der Hass erschöpft hat. Mit dem sogenannten Dawes-Plan wird der erste Versuch unternommen, das komplexe Reparationsproblem, das zum Angelpunkt der Weltwirtschaft geworden ist, brauchbar zu lösen. Zwar können sich die Sieger auch jetzt noch nicht dazu durchringen, die Höhe der Reparationen festzulegen, aber wenigstens für die nächsten Jahre weiss Deutschland, was es zu zahlen hat. Die Annahme des Dawes-Planes wird im Deutschen Reichstag heiss umkämpft, zumal ein Teil des Gesetzes Zweidrittelmehrheit erfordert. Aber am Ende sagt eine Gruppe der Deutschnationalen ja und sichert damit den Anfang eines gangbaren Weges. Und nach der Annahme des Gesetzes beginnt aus den Vereinigten Staaten ein Kreditstrom nach Deutschland zu fliessen, dessen Vorbote jene Kruppanleihe ist. Dieser Strom, der bald in die Milliarden geht, ermöglicht es Deutschland, seine todkranke Wirtschaft neu aufzubauen. Alle haben an ihm teil, das Reich, die Länder, die Gemeinden und die deutsche Industrie. Und überall werden diese meist kurzfristig gegebenen Gelder langfristig angelegt in Fabriken und Anlagen aller

Art, was zur gegebenen Stunde verderbliche Folgen haben wird.

Der Dawes-Plan ist nur ein bescheidener Anfang. Vier Jahre später wird er vom Young-Plan abgelöst, der zeigt, wie weit man zehn Jahre nach dem Sieg noch vom Sieg der Vernunft entfernt ist. Denn in ihm werden die deutschen Zahlungen auf zwei Milliarden Goldmark jährlich für neunundfünfzig Jahre festgesetzt. Selbst die Geburtshelfer dieses neuen Vertrages zweifeln daran, dass man im Jahr 1928 bestimmen könnte, was fünfzig Jahre später geschehen soll. Trotzdem gehören die beiden Pläne zu den ersten Manipulationen der Vernunft, und es wird nun alles davon abhängen, ob die Kräfte der Mitte, des Ausgleichs, zum Zuge kommen.

In das Jahr 1925 fällt der Tod des ersten Präsidenten der ersten deutschen Republik, Friedrich Ebert, der sich die Achtung selbst seiner politischen Gegner erworben hatte. Sein Nachfolger wird der Generalfeldmarschall von Hindenburg, der Sieger von Tannenberg, der sich selbst nicht für einen Politiker hält. Diese Wahl buchen die Deutschnationalen als einen Erfolg für sich; ihnen fällt damit auch eine erhöhte Verantwortung zu für die politische Entwicklung, die nach Stresemanns Wort einen ersten Silberstreifen am verdüsterten Horizont zeigt – ein Wort, das die Deutschnationalen verspotten, die nicht wahrhaben wollen, dass vieles sich zum Besseren wendet.

In dieser Periode, in der sich die allmähliche Räumung des Ruhrgebietes vollzieht, lässt es die deutsche Wirtschaft an keinem Eifer fehlen, wieder festen Boden zu gewinnen. Bei Krupp wird wie überall «rationalisiert» und «durchorganisiert», was auf einen Schrumpfungsprozess hinausläuft; nur dass Krupp noch die Sonderaufgabe zu bewältigen hat, die grosse Umstellung zum glücklichen Ende zu führen.

Diese Arbeit ist voller Tücken. Bald zeigt sich, dass es mit Entlassungen allein nicht getan ist. Für den verkleinerten Betrieb sind die Anlagen zu gross, zu zahlreich und zu zerstreut, für ihre volle Ausnutzung fehlt es an Absatz. Die zusammengepressten Unkosten zeigen sich an einem bestimmten Druckpunkt als nicht weiter komprimierbar. Die Bilanz des Geschäftsjahres 1924/25 weist zwar «nur» einen Verlust von fünfzehn Millionen aus, aber eine spätere Sonderuntersuchung, die erst im Juni 1926 abgeschlossen werden kann, ergibt, dass in Wahrheit wiederum neunundfünfzig Millionen Mark verloren wurden. Auch die Entschädigung, die das Reich an die Ruhrindustrie zum Ausgleich der Verluste des Ruhrkampfes leistet, schafft keine wesentliche Erleichterung. Allein die Unterbilanz der Germaniawerft beträgt 16,7 Millionen Mark. Man hatte grosse Schiffsaufträge hereingenommen, aber falsch kalkuliert. Die Gussstahlfabrik ist an den Defiziten mit achtunddreissig Millionen Mark beteiligt, und selbst die Friedrich Alfred-Hütte, die als Rückgrat des Unternehmens bezeichnet wird, weist einen Verlust von achthundertdreissigtausend Mark aus. Für das nun verkleinerte Direktorium Österlen, Buschfeld, Klotzbach beginnt damit erst der entscheidende Kampf um den Bestand des Unternehmens.

Jetzt wird das Stahlwerk Annen stillgelegt, das lange mit Unterbilanz arbeitete, auf der veralteten Hermannshütte ruht der Betrieb. Es gilt, noch energischer zu scheiden zwischen den innerlich gesunden und den hoffnungslosen Betrieben, vor allem im Maschinenbau. Auch die Stahlbetriebe erfahren radikale Eingriffe. Die Martinwerke werden auf drei vermindert. Allzu lange waren sie für Aufgaben beansprucht worden, die das Elektrostahlwerk leichter und billiger bewältigen konnte. Grössere Hoffnungen darf man auf die stahlverarbeitenden Abteilungen setzen.

Ausser dem Drahtwalzwerk ist ein neues Feinblechwalzwerk entstanden, sodass Krupp jetzt Bleche aus nicht rostendem Stahl selbst herstellen kann. Daneben werden alle freien Mittel dafür eingesetzt, überalterte Anlagen zu erneuern oder umzugestalten. Besonders im Kern der Gussstahlfabrik werden alte Anlagen beseitigt und grosse Flächen für neue Werke freigelegt.

Ebenso wichtig ist es, den Absatz wieder zu heben. Der Umsatz der Gussstahlfabrik ist auf hundertvierzig Millionen zurückgegangen gegenüber zweihundertfünfundzwanzig Millionen im Jahresdurchschnitt der Vorkriegszeit, wobei der Vergleichswert der Vorkriegsmark und der Rentenmark das Verhältnis noch weiter verschlechtert. Das Auslandsgeschäft muss mit neuer Sorgfalt betreut werden, aus Russland kommt ständige Nachfrage, aber es ist schwierig, mit den Bolschewisten Geschäfte zu machen.

Zum Russlandgeschäft gehört auch die Krupp'sche Manysch-Konzession in Südrussland. Im Jahr 1925 wird Freiherr von Wilmowsky als Mitglied des Krupp'schen Aufsichtsrates mit der Aufgabe betraut, die Konzession zu revidieren. Über ihre Entstehung und seine Russlandfahrt schreibt er: *«Unmittelbar nach dem Vertrage von Rapallo bat der damalige Aussenminister Rathenau, einer der klügsten und kultiviertesten international versierten Männer, die mir vorgekommen sind, meinen Schwager dringend, eine grosse Konzession in Russland zu übernehmen, um derart zu dokumentieren, dass die deutsche Wirtschaft zu aktiver Mitarbeit auf Grund des Vertrages bereit sei. Es war überaus bezeichnend für Bohlen, dass er diesem Ansinnen sofort entsprach, obwohl es offensichtlich war, dass dabei von Rentabilität für die im schwersten Existenzkampf stehende Firma keine Rede sein konnte. Ausser Wiedfeldt (er wurde später Botschafter in Washington) waren wohl alle Direktoren ablehnend; für*

Bohlen war die Bitte der Staatsregierung Befehl. Es wurde eine Landkonzession von 25'000 ha zwischen Rostow und Astrachan am Manytschfluss genommen, deren Leitung einem Oberstleutnant Klette übertragen wurde, auf dessen Urteil man sich bei der Auswahl der Objekte verliess. Wie er mir später erzählte, hatte er dabei einen Wunsch von Lenin berücksichtigt, der erklärt hatte: Die Steppe muss Brotfabrik werden, und dieser Krupp muss uns dazu verhelfen. Echt materialistisch-technisch gedacht! In den ersten Jahren reagierte Herr Klette dort unumschränkt und investierte pausenlos. 1925 wurden Bedenken laut, und ich erhielt den Auftrag zu revidieren. Ich bewog zwei erstklassige Landwirte, mit mir die Fahrt ins Sowjetparadies zu unternehmen . . . Unsere Erwartungen waren hochgespannt, aber schon auf der zweiten Rundfahrt wurden unsere Gesichter lang und länger. Klette hatte in der endlosen Steppe etwa 1'000 ha umbrechen lassen. Die regelmässigen Frühjahrs-Oststürme verwandelten diese Neuäcker in Staubwolken, die kilometerweit wirbelten. Es wurde uns sehr bald klar, dass es ein vergebliches Unterfangen war, hier Ackerbau zu betreiben . . . Die Steppe bot im Frühjahr ein bezauberndes Bild duftender Blumenpracht, aus dem in der Ferne hier und da die goldene Kuppel einer Kirche emporleuchtete. Wir drei Aufpasser wurden uns nach wenigen Tagen darin einig, dass eine Umstellung dieses Riesengeländes auf Ackerbau eine von Vorn herein zum Scheitern verdamnte Utopie war.»

Nach einem Versuch, die Konzession auf Schafzucht umzustellen, wird sie im Jahr 1927 aufgegeben. In Essen ist man inzwischen von jeder romantischen Exkursion abgerückt, entschlossen, in Alltag und Tagwerk den Aufbau zu meistern.

Nach den gewaltigen Verlusten ist der Wiederaufbau ohne neues Kapital nicht zu bewältigen. Gustav von Bohlen ent-

schliesst sich daher, mit der Reichsregierung in Verhandlungen zu treten, da die Firma nach den Regelungen des Versailler Vertrages bestimmte Entschädigungsansprüche an das Reich hat. Reichskanzler ist zu dieser Zeit Dr. Hans Luther, mit dem Gustav von Bohlen im März 1925 eine erste Begegnung hat. Ein Reichsdarlehen lehnt der Kanzler ab. Mitte April einigen sich aber die zuständigen Ministerien auf eine Hilfsaktion in Höhe von fünfundzwanzig Millionen Mark, deren Hauptposten eine Abrüstungsent-schädigung in Höhe von elf Millionen Mark ist. Die weiteren Bedingungen für diese Hilfe werden von den Staatsbanken nach allen kaufmännischen Regeln fixiert und sind hart genug.

Die Wende, die das Jahr 1926 schliesslich bringt, ist das Ergebnis der Umstellungen in den vergangenen Jahren. Die Finanzlage gesundet erst, als es im Januar 1927 gelingt, von einem deutschen Bankenkonsortium eine Anleihe von sechzig Millionen Goldmark zu erhalten. Mit ihrer Hilfe wird die drückende Last der Zehn-Millionen-Dollaranleihe abgeworfen. Sie ist zugleich ein sichtbares Zeichen, dass das Vertrauen zu Krupp zurückgekehrt ist.

Auf dem Krupptag des Jahres 1928 kann Gustav von Bohlen anders sprechen als 1925. Er hat die Schlacht um das Unternehmen gewonnen. Die Belegschaft der Gussstahl-fabrik ist seit ihrem tiefsten Stand im Jahr 1926 um zwölf-tausend, die des Gesamtunternehmens um einundreissig-tausend gestiegen. Alle Werke dienen jetzt der Friedensproduktion mit Ausnahme einer winzigen Abteilung, die Waffen für die Reichswehr herstellt in dem Umfang, den der Versailler Vertrag gestattet. Von vielem, was einst den Stolz des Hauses ausmachte, hatte man Abschied nehmen müssen. Gustav von Bohlen nähert sich jetzt seinem sechs-zigsten Lebensjahr. Er hat sich seinen Weg im Jahr 1906

gewiss anders vorgestellt, wie ernst er auch schon damals die Aufgabe nahm. Das Jahrzehnt von 1918 bis 1928 war seine grosse Prüfungszeit. Sie hat an sein Durchstehvermögen die höchsten Anforderungen gestellt. Mehr als einmal wird er sich in dieser Zeit am Beispiel seines grossen Vorbildes Alfred Krupp aufgerichtet haben. Nun darf er mit berechtigtem Stolz feststellen, dass die Firma Krupp gerettet und nach vielen Wandlungen wieder fest in sich gegründet ist.

DER FALSCHER PROPHET

Der Vertrag von Versailles blättert ab; wahrscheinlich wäre er, von seinen territorialen Bestimmungen abgesehen, eines Tages ein erledigter Aktenband, ein historisches Museumsstück geworden, wenn es nicht die deutsche nationale Rechte gegeben hätte. Sie macht auch nach den zehn Jahren, die inzwischen verflossen sind, um das Diktat immer noch einen unüberhörbaren Lärm. In ihrer Polemik kann sie sich auf manche Wahrheit berufen, etwa dass der gute Wille der deutschen Politiker, den Vertrag vernünftig zu erfüllen, bei den Alliierten auf eine starre, immer noch in Vorurteilen befangene Abwehr stosse, woraus sich unmöglich eine politische Genesung Europas ergeben könne. Aber selbst Wahrheiten, wenn sie zu häufig und zu geräuschvoll vorgetragen werden, können zum groben politischen Unfug werden. Auch auf der anderen Seite gibt es Vernünftige, die auf ihre Stunde warten und denen durch unbesonnene Deklamationen des ehemaligen Gegners die Hände gebunden werden.

Der gesunde Menschenverstand in Deutschland muss sich nach zwei Seiten, gegen die Indolenz der Gegner und die Extremisten im eigenen Land verteidigen. Die nationale Rechte gefällt sich darin, das Ausland ebenso aufs Korn zu nehmen wie die Sozialdemokratie, die inzwischen eine Partei der Mitte geworden ist. Der «klassenbewusste Proletarier» aus der Jugendzeit der Arbeiterbewegung ist zum

Kompromiss mit dem bürgerlichen Staat gekommen, sehr zum Segen der Republik, in der das deutsche Volk lebt. Die Partei hat mit der einst so geschmähten «Bourgeoisie» Bündnis über Bündnis eingegangen. Ihre Revolutionäre sind zu den Kommunisten abgewandert, die sich immer mehr nach Moskau orientieren. Sie hat viele und heikle Verantwortungen übernehmen müssen, und nur ihre «alten Kämpfer» erinnern sich gelegentlich noch der herrlichen kaiserlichen Zeit, wo *eine* Gefahr die Partei nie erreichen konnte: dass sie aus der Opposition zur Verantwortung übergehen musste.

Nun aber, wo sie selbst in der Regierung sitzt oder eine bürgerliche Regierung «toleriert», entbindet sie kein noch so braves Wort von Taten, die allein gewogen werden. Sie kann unmöglich ausser Acht lassen, dass Pazifismus praktisch nur durchführbar ist, wenn alle Menschen Pazifisten sind; gegen Gewalttaten helfen auch die frömmsten Reden nicht. Es gibt eine Ostgrenze, die mit dem 100'000-Mann-Heer nicht zu schützen ist. Die deutschen Regierungen seit 1919 haben den wohlbegründeten Verdacht, dass niemand in der Welt ihnen helfen würde, wenn die Polen ihrem alten Hass gegen das Deutschtum die Zügel freigeben würden.

Die deutschen Regierungen wissen gut, dass die Gegner von gestern nicht gesonnen sind, ihnen auch nur eine Kanone mehr zu bewilligen, als im Vertrag von Versailles vorgesehen ist. In diesem Dilemma haben sie sich schweren Herzens auf den illegalen Weg begeben. Sie haben «die schwarze Reichswehr» geduldet und gefördert. Sie haben nicht verhindert, dass deutsche Konstrukteure und ehemalige deutsche Offiziere unter dem Schutz des Vertrages von Rapallo nach Russland gingen, um dort Flugzeuge zu bauen und Flieger auszubilden. Sie haben sich auch ge-

legentlich für die Weiterentwicklung von Waffen interessiert, damit man nicht eines Tages gegen moderne Panzer nur das Gewehr 98 besitze. Sie taten dieses alles nicht aus Kriegsbegierde, sondern in der Furcht, dass der ungeschützte Raum eine grosse Verlockung für unruhige Nachbarn werden und dass so für Europa unversehens eine neue Katastrophe heraufbeschworen werden könnte. Das Ausland ist über diese Dinge unterrichtet, man hebt nur gelegentlich drohend den Finger in der Art eines erfahrenen Schulmeisters, der wohl weiss, dass es manchmal auch nützliche Schülerstreiche gibt. Ausserdem halten sich diese Streiche in so bescheidenen Grenzen, dass sie den Frieden unmöglich bedrohen können.

Es bleibt nicht aus, dass eines Tages sich auch Gustav von Bohlen mit diesen Fragen befassen muss. Zum Beispiel tritt der General von Seeckt, der Chef der Reichswehr, mit der Bitte an die Firma heran, eine neue Feldhaubitze zu konstruieren, was der Firma durch den Vertrag von Versailles verboten ist. Gustav von Bohlen ist noch immer der alte, abgeschworen jedem Abenteuer, korrekt bis zur Pedanterie und höchstens noch vorsichtiger, als er es früher war. Die Firma befindet sich nun, da die Umstellung auf Friedensproduktion gelungen ist, recht wohl. Die Artillerie-Konstruktionsabteilung ist auf sieben Konstrukteure zusammengeschrumpft, die eigentlich nichts anderes tun, als die Akten und Zeichnungen zu ordnen und zusammenzuhalten. Auf der anderen Seite ist Herr von Seeckt der Beauftragte der Regierung, der sich Bohlen als loyaler Staatsbürger verpflichtet fühlt. Er hilft sich damit, dass er zwei seiner Konstrukteure an die Firma Koch & Kinzel abgibt. Dort mögen sie konstruieren, was sie wollen.

Ihre alten Fachkräfte hat die Firma behalten, sie sind längst in den umgestellten Produktionsgang eingeordnet.

Auch an fernen Horizonten zeigt sich keine Möglichkeit, dass sie einmal wieder Waffen schmieden werden. Als im Jahr 1927 der Leiter des einst so bedeutenden Kriegsdezernats pensioniert wird, betraut Gustav von Bohlen den Leiter des Krupp-Gruson-Werkes in Magdeburg, Griessmann, auch mit der Führung dieses Restressorts. Er verpflichtet ihn persönlich, dass in dem Dezernat nichts geschehe, was gegen den Vertrag von Versailles verstösst. Griessmann ist alter Kruppianer und weiss genau, was diese Verpflichtung bei Gustav von Bohlen bedeutet, dem vertragliche Verpflichtungen stets unantastbar waren. Sie bedeutet nie und nimmer, dass seine Rechte nicht zu wissen braucht, was die Linke tut.

Diese Linie verlässt Gustav von Bohlen auch später nicht, als es um den Panzerkreuzer A geht, den berühmten «Taschenpanzerkreuzer». Reichskanzler ist zu dieser Zeit der Sozialdemokrat Hermann Müller, den kein Verdacht übermässiger Begeisterung für Kriegswerkzeuge treffen kann. Der Panzerkreuzer soll als Ersatz für eines der inzwischen gänzlich veralteten Schiffe der Kaiserlichen Marine gebaut werden, was sogar Versailles gestattet. Es handelt sich um ein Objekt von achtzig Millionen. Die Sozialdemokratische Partei wendet sich leidenschaftlich gegen den Bau. Sie ist im Grunde immer noch «antimilitaristisch» wie in der Kaiserzeit, und alle auch nur entfernt nationalen Töne schmerzen ihr Ohr. Da gerade ein Wahlkampf für den Reichstag ausgefochten wird, gibt sie, unbekümmert darum, dass ihre eigenen Leute in der Regierung sind, die Parole «Kinderspeisung oder Panzerkreuzer?» aus. Das geschieht zu einer Zeit, wo sich in Deutschland das nationale Bewusstsein eben wieder restauriert und wo alles darauf ankommt, dass dies in der rechten Weise geschieht, wie etwa Stresemann in seiner grossen Rede zum Eintritt Deutsch-

lands in den Völkerbund sagt: *«Ich bin der Meinung, dass keine Nation, die dem Völkerbund angehört, dadurch irgendwie ihr nationales Eigenleben aufgibt. Der göttliche Baumeister der Erde hat die Menschheit nicht geschaffen als ein gleichförmiges Ganzes. Er gab den Völkern verschiedene Blutströmungen, er gab ihnen als Heimat Länder verschiedener Natur, aber es kann nicht der Sinn einer göttlichen Weltordnung sein, dass die Menschen ihre nationalen Höchstleistungen gegeneinander kehren.»*

Der Panzerkreuzer A ist an sich eine Bagatelle. Aber es gibt historische Momente, die in einer Geringfügigkeit zur Entwicklung drängen. Hier geht es nicht um dieses Schiff, sondern um die Frage, ob die stärkste und wichtigste Partei der Republik sich in einem entscheidenden Punkt von ihrer Vergangenheit zu lösen vermag, damit die deutsche Mitte zusammenwächst.

Friedrich Stampfer, einst Chefredakteur des «Vorwärts», des offiziellen Organs der Sozialdemokratischen Partei, tadelt die Haltung seiner Partei an diesem Scheideweg der deutschen Republik: *«Der Kampf um das Panzerschiff A zeigt deutlich, dass die Sozialdemokratische Partei mit ihrer Stellung zur Wehrmacht innerlich noch nicht fertig war. Der einfache Gedankengang, dass man alles Erdenkliche für die Erhaltung des Friedens tun, die Verteidigung des Landes aber nicht ausser Acht lassen und ihren Trägern Förderung und Achtung nicht versagen dürfe, hatte sich noch nicht durchgesetzt. Mit einer realpolitischen Einstellung rangen ultrapazifistische Schwärmereien. Diese Unklarheit hatte sich im Laufe der Jahre mehr als einmal als verhängnisvoll erwiesen und die Stellung der Sozialdemokratie erheblich erschwert. Sie ist eine der Ursachen dafür, dass es nicht gelang, die Reichswehr mit republikanischem Geiste zu erfüllen. Zwischen der Armee, die im äussersten Fall zur Verteidigung*

der Verfassung berufen war, und den politischen Verteidigern dieser Verfassung, den Sozialdemokraten, bestand eine tiefe Kluft.»

Wie es eine «Linientreue» der Konservativen gab, die nun das Blickfeld der Deutschnationalen einengt, so gibt es auch eine Linientreue der Sozialdemokratie. Die Doktrin gilt mehr als die politische Realität. Um den Preis eines Bauverbots, das nicht durchzusetzen ist, stösst die Sozialdemokratie die zurück, die ohne nationale Würde nicht leben mögen. In der Parole «Kinderspeisung oder Panzerkreuzer?» liegt die Weigerung der Partei, die Zäune ihrer Doktrin zu übersteigen und sich staatsmännisch zu bewähren. Sie macht es denjenigen allzu leicht, die bald die «ewigen nationalen Werte» mit Beschlag belegen, und isoliert sich von der Reichswehr, dem einzigen Machtkern der Republik.

Diese Prozesse gehen unter der Oberfläche vor sich. Die Reichstagswahl von 1928 scheint denen recht zu geben, die aus den alten Geleisen nicht weichen wollen. Die Sozialdemokratische Partei erreicht mit hundertdreiundfünfzig Mandaten fast ihren Höchststand der Nationalversammlung. Erst in weitem Abstand folgen die Deutschnationalen mit achtundsiebzig Sitzen gegen hundertdrei im vorigen Reichstag. Die Kommunisten nehmen vierundfünfzig Sitze ein, was einer handfesten Drohung gleichkommt, während die Nationalsozialisten eine Splittergruppe von zwölf Abgeordneten sind. Das Zentrum und die Deutsche Volkspartei, die Partei Stresemanns, die das national-liberale Erbe antrat, zeigen leicht absinkende Tendenz. Für die Politik der Mitte aber stehen noch alle Wege offen.

Der Panzerkreuzer A wird gebaut. Erst nachdem die Kämpfe um ihn ausgetragen sind, versteht sich Gustav von Bohlen dazu, wieder eine Konstruktionsabteilung einzurich-

ten. Sie hat im Vergleich zum Gesamtunternehmen keine Bedeutung, was nicht verhindern wird, dass eines Tages selbst diese vorsichtige Haltung zum Beweis dafür herangezogen wird, dass Krupp immer der Brennpunkt der unheilvollen Kräfte gewesen sei, die den Frieden Europas bedrohen.

Das Haus Krupp ist zu dieser Zeit dem Mittelpunkt der grossen Ereignisse so fern gerückt wie noch nie in seiner langen Geschichte. Alle Fäden, die es einst mit der Staatspolitik verknüpft hatten, sind durchschnitten. Im Jahr 1926 ist Professor Houdremont, ein international bekannter Wissenschaftler und Stahlfachmann, dem Ruf Gustav von Bohlen gefolgt. Gebürtiger Luxemburger, ist ihm jedes betont nationale Denken fremd, da er aus einem Lande stammt, wo ein paar Schritte genügen, in Frankreich, Belgien oder Preussen zu sein. Als er sich entschloss, die Aufgabe zu übernehmen, die Krupp'schen Stahlqualitäten für die gesamte Produktion auf die alte Höhe zu bringen, hatten ihn seine Freunde vor der Firma Krupp gewarnt, da sie in zwei Jahren ruiniert sei. Zwei Jahre später ist es ihm gelungen, die verlorene Privatkundschaft im Stahlgeschäft zurückzugewinnen. Diese Jahre bringen ein gutes Russlandgeschäft, auch der Verkehr mit China wirft Gewinn ab. Als die grosse Weltwirtschaftskrise Europa erreicht, ist die Firma Krupp wieder eines der gesündesten Unternehmen des Kontinents.

Die Krise beginnt im Jahr 1929 in den Vereinigten Staaten, den eigentlichen Siegern des Weltkrieges. Dort glaubte man an eine ewige «Prosperity», ähnlich wie in dem siegreichen Deutschland des Jahres 1871. Ebenso wie damals bricht das Gebäude des Wohlstandes über Nacht zusammen. Was zunächst nur als schwerer Konjunkturreinbruch erschien, wird binnen kurzem zur Weltwirtschaftskatastrophe, die Millionen arbeitslos macht. Die Banken, schwer

in Mitleidenschaft gezogen, sehen sich genötigt, Kredite in grossem Umfang zu kündigen, um sich selbst am Leben zu erhalten, und sind bestrebt, vor allem die Gelder herinzuziehen, die sie ans Ausland geliehen hatten. So greift die Krise auf die ganze Welt über, trifft Deutschland um wenige Jahre zu früh, zu einer Zeit, wo die Mitte noch nicht konsolidiert genug ist, wo ihre staatsmännischen Leistungen der letzten vier Jahre noch nicht voll in das Bewusstsein der Nation gedrungen sind. Die Krise kommt mit solcher Härte, dass auch ein festeres Gebäude gebebt hätte. Jetzt wird die Wirtschaft zum Schicksal eines Volkes, das seine Niederlage weder politisch noch geistig aufgearbeitet hat. Als Stresemann im Oktober 1929 stirbt, ist sein Tod wie ein Symbol für die Auflösung der Mitte.

Die Krise ist ein Weltchicksal, aber die Deutschen sehen nur das eigene. Sie sind seit 1914 praktisch von der Welt abgesperrt. Dieses Deutschland in den Ketten von Versailles erscheint den meisten als ein grosses Gefängnis, der «Silberstreifen» am Horizont als ein Trug. Sie, die wie wenige Völker ihrer Natur nach Weltbürger sind, geplagt und gelockt vom «Fernweh», jenem romantischen Drang in die Weite, sind Pfahlbürger geworden, missmutig, ohne Schwung. Fünfzehn Jahre hindurch sind sie von Ungewissheit zu Ungewissheit getaumelt mit dem Tod und dem Hunger als nächsten Kameraden. Alles hatte getrogen, der Staat, das Vaterland, die Heimat und ihr Gott. Sie fühlten sich von Gott verlassen und hatten Gott verlassen. Sie suchten die Schuld nach Menschenart nicht bei sich, sondern bei den anderen, in den Umständen, den Verhältnissen, in den Schicksalen, die ihnen unverdient erschienen. Hatten sie den grossen Krieg gewollt? Waren sie gefragt worden, als sie ihre Söhne opfern mussten? Hatten sie zu Recht ihren sauer erworbenen Besitz und alle Lebensaussichten verloren? Sie star-

ren in ein sinnlos gewordenes Dasein, die Stunde des ganz und gar unheroischen Nihilismus ist längst da. Sie sind ohne Hoffnung, ohne Glauben, ohne Liebe, Hitler aber – so wähnen sie – bringt Hoffnung, Glauben und Liebe. Er ist für sie nicht irgendein Politiker alter Provenienz, sondern ein Prophet, emporgestiegen aus ihrer eigenen Mitte, ein Mann, der sich dem Alltag entwunden hat und mit dem Fanatismus des Besessenen seine Heilslehre verkündet. Er besitzt alles, was ihnen fehlt, er stellt ein Ziel auf, für das es sich wieder zu leben lohnt. Er setzt dem Dasein einen neuen grossartigen Sinn. Das ist es, was die Millionen zu erleben meinen –, so sehen sie ihn und nicht anders.

Hitlers Liebe gehört Deutschland, eben diesem zerfetzten, getretenen, misshandelten Deutschland. Davon sind auch viele überzeugt, die noch nicht zu seinen Anhängern zählen. Glühende Liebe treibt ihn von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, einen Wanderprediger und Propheten, gefolgt von der Schar seiner Jünger, die aus allen Lagern zu ihm fanden. Er zweifelt weder an Deutschland, noch an seinen Zuhörern, noch an sich selbst. Dieses Deutschland ist der feste Punkt in seiner Heilslehre, ist Anfang und Ende, mag sie sonst auch dunkel und verschwommen sein. Programme gibt es genug. Er hat kein Programm, und wenn er eines hat, so ist es nur eine Konzession an die Gewohnheit. Im mystischen Bannkreis seiner Lehre lassen sich alle eigenen Wünsche und Begierden begreifen, alle Sehnsüchte, die bewussten und die unbewussten, die reinen und die unreinen, die selbstlosen und die eigensüchtigen. Hier ist für alle Platz, für die Arbeiter und Junker, für die Gross- und Kleinbürger, für die Weisen und Klugen und für die geistig Armen. Hier winkt die echte Volksgemeinschaft, die Frieden bringt in die friedlosen Herzen, die «unbändig» stark macht, die Berge versetzt –, so sehen sie ihn und nicht an-

Das Reich, das er predigt, ist von dieser Welt, aber «irgendwie» erscheint es auch mit einer höheren verbunden. Die Ketten von Versailles sind nicht unzerreissbar, das Paradies der Deutschen auf dieser Erde ist kein Phantom. Das Reich wird wiedererstehen in Macht und Herrlichkeit. Er wird etwas ganz anderes hintürmen in die Zeit, eine «ganz neue Welt». Und die Magie einer schöneren Welt ist die stärkste von allen. Für diese neue Welt ist dieser moderne Savonarola bereit zu sterben wie seine Anhänger in den Strassen Berlins – er, der Soldat des grossen Krieges, der mit dem Tod auf du und du steht. Zwar ist er herabgestiegen in die politische Arena, aber nur um die alten Formen zu zerschlagen, um das Geschwätz in den Parlamenten zu ersticken, dessen die Deutschen müde geworden sind. Er wird dem Reich eine neue, bessere Form geben –, so sehen ihn die, die an ihn glauben. So sehen ihn die Frauen, die es ihren Kindern weitererzählen, so sehen ihn die Männer, deren Herzen erstarrt waren, und die Enthusiasten unter ihnen fühlen sich am meisten hingerissen. Denn er spricht aus, was in den geheimen Kammern ihres Inneren lebt. Er erreicht die abseits Stehenden, die Unpolitischen, die Einsamen und Stillen, und gerade auf sie versteht er sich am besten.

Es schlägt ihm aber beileibe nicht nur Liebe und Begeisterung entgegen, sondern ebenso heftig grimmige Feindschaft, Abneigung und Ekel. Die Kommunisten, die weit über vier Millionen Anhänger haben, fertigt er am leichtesten ab. Das auf gesellte uchte Bürgertum braucht kaum noch darüber belehrt zu werden, dass die Nationalsozialisten zum mindesten die kleinere Gefahr sind. Der Bolschewismus ist unter allen Umständen das Ende jeder bürgerlichen Freiheit, jedes Eigenlebens, der sichere Untergang. Weit schwieriger ist es mit dem geschlossenen Block der Sozialdemokra-

ten, deren Anhängerschaft im September 1930 diejenige Hitlers immer noch um zwei Millionen übertrifft. Diese Partei ist nun alt geworden. Sie hat ihre Phalanx gebildet, sie verfügt über eine gut organisierte Gefolgschaft, sie besitzt eine ausgezeichnete Organisation, und ihre Disziplin ist preussisch. Nur über eine mitreissende Idee verfügt sie nicht. Sie verwendet noch die alten Begriffe aus ihrer Unterdrückungszeit, aber die Vokabeln sind verbraucht. Sie hat der Republik keine überragenden Staatsmänner gestellt und sich von ihrer klassenkämpferischen Vergangenheit nicht befreit. Dem aus seinen Wurzeln gerissenen Bürgertum hat sie nichts zu bieten. Und vor allem, sie ist nicht bereit zu marschieren und, wenn es denn sein muss, für ihre Idee zu sterben. Sie ist nur noch da, ein gewaltiger erratischer Block, so wie einst das Kaiserreich noch eben da war.

Aus dem Lager der Mitte erheben sich viele einzelne warnende Stimmen. Sie kommen aus den Reihen der politisch Geschulten, der alten preussischen Beamtenhierarchie, der Intelligenz, aber es sind immer nur Einzelne, und es genügt nicht, recht zu haben, man muss seine Wahrheit auch durchsetzen können. Sie mögen die besten Gründe von der Welt anführen, Hitlers Atem ist heisser als ihre kalten Wahrheiten, seine Worte sind packender, gleissender, und in seinen Übertreibungen und offenbaren Lügen wohnt die List der Verführung: glaubt mir, ich muss so sein, wenn ich meine Sendung erfüllen will. Die Rechte aber, die Deutschnationalen, die jetzt unter der Führung Hugenberg's stehen, lächeln ihm gönnerhaft zu, überzeugt, den Phantasten zur gegebenen Stunde bändigen zu können, und eben damit reissen sie viele Wehren nieder, erwecken sie den Glauben, dass es ungefährlich sei, mit dem «nationalen Mann» zu gehen. So wird Hitler, begünstigt von

jedem Widerstand, sich nährend aus der fortwährenden Not, emporgetragen von immer grösseren Wellen des Glaubens bis zu jenem wildbegehrten Ziel: der alleinigen Macht, deren Anbeter er ist und die er ummünzen wird in Gewalt. Die Hilfen der Industrie sind nichts als eine Pfennigspend«' an den erfolgreichsten Spekulanten in Zeitideen, den die Geschichte kennt.

Gustav von Bohlen gehört nicht zu diesen Spendern. Er bezieht Hitler gegenüber die Stellung des lebenserfahrenen Mannes, der von Hause aus nicht zum Enthusiasmus neigt. Viele dachten so: Sympathisch ist dieser Mann keineswegs, weder als Politiker noch als Mensch. Es ist offensichtlich viel Schaumschlägerei bei seinem Tun. Immerhin versteht er es, die Massen zu faszinieren. Und darauf kommt es heute, im Zeitalter der Demokratie, ja wohl an. Man darf nicht jedes seiner Worte auf die Goldwaage legen. Seine Vaterlandsliebe ist jedenfalls echt. So wie es jetzt geht, kann es nicht weiter gehen. Warten wir also ab, was er zustande bringt!

Bertha von Bohlen lehnt Hitler entschieden ab und wird diese Haltung beibehalten, auch als ihr Gatte die seine ändert.

Das Entscheidende ist: So kann es nicht weitergehen! Viele Grossunternehmungen sind vom Bankrott bedroht, und auch die soziale Konstruktion der Republik bricht auseinander. Bei über sechs Millionen Erwerbslosen lassen sich Lohnkämpfe nicht mehr sinnvoll ausfechten. Die Unternehmer, die für den Bestand ihrer Werke fürchten müssen, werden zu Unkostensenkungen um jeden Preis gedrängt, das sorgfältig aufgebaute Tarifgebäude wankt, die Arbeitnehmer wehren sich, so gut sie können, gegen den Zusammenbruch des von ihnen erkämpften Schutzsystems, aber es ist ein Kampf ohne Hoffnung auf Erfolg. Es zeigt

sich kein Ausweg. Jede Rationalisierung vermehrt das Heer der Arbeitslosen, jede Lohnsenkung und jeder neue Erwerbslose drücken zwangsläufig den Massenkonsum herunter. Das ist der *circulus vitiosus*, und die Kreditabzüge des Auslandes, wo es nicht viel besser aussieht, tun ein Übriges.

Dass es so nichtweitergehen kann, spürt nicht zum wenigsten die Regierung. Die Reichskassen sind leer, die Beamtengehälter werden in zwei und drei Monatsraten gezahlt, der Finanzminister lebt mit «Überbrückungskrediten» von der Hand in den Mund. Der Devisenbestand der Reichsbank ist um zwei Milliarden auf eine Milliarde gesunken. In einem einzigen Jahr hat Deutschland fünf Milliarden kurzfristige Anleihen zurückgezahlt. Die Regierung Brüning regiert fast ausschliesslich mit Notverordnungen nach dem Artikel 48 der Verfassung. Das parlamentarische System ist praktisch ausser Betrieb gesetzt, nicht weil der Reichskanzler Brüning Diktaturgelüste hätte, sondern weil der parlamentarische Mechanismus dem Fortrasen der Krise nicht schnell genug zu folgen vermag. Die Krise hat sich, wie vor Zeiten der Krieg, selbständig gemacht, die Wirtschaft ist ihr Objekt, mit dem sie nach eigener Laune umgeht. Im Juni 1931 bricht der Nordwollekonzern zusammen, obgleich er wirtschaftlich gesund ist. Er hat in den Jahren zuvor mehr als sechzig Millionen Mark an seine Gläubiger zurückgezahlt, nun ist er am Ende. Das Reich verweigert seine Hilfe. Wohin sollte es auch führen, wenn dem Unternehmer das Risiko abgenommen würde?

Einen Monat später schliesst die Darmstädter- und Nationalbank ihre Schalter. Im gleichen Monat droht die Dresdener Bank zu erliegen. Als die Regierung dem allgemeinen Sturm damit begegnet, dass sie die Banken für einige Tage schliesst und ein Zahlungsmoratorium verkündet, ist die

Krise auf ihren Höhepunkt gelangt. Die Meinung, dass es so nichtweitergehen kann, gewinnt immer mehr Anhänger.

Am 27. Januar 1932 hält Hitler im Industrieklub Düsseldorf vor westdeutschen Wirtschaftsführern einen Vortrag. Man will den Mann hören, der behauptet, er wisse, wie zu helfen sei. Dieser Industrieklub veranstaltet Vorträge, um seine Mitglieder und Gäste mit den politischen und geistigen Strömungen der Gegenwart bekannt zu machen. Er lässt Männer aus allen Lagern zu Worte kommen, auf seine politische Neutralität ist er sehr bedacht. Vor Hitler hat Max Cohen, ein sozialistischer Wirtschaftspolitiker, gesprochen, nach Hitler werden der Staatssekretär Popitz und der Oberbürgermeister Goerdeler Referate halten, beide später Opfer des 20. Juli 1944. Hitler zu hören, bedeutet für den Industrieklub nichts anderes, als sich mit den Gedankengängen des Mannes vertraut zu machen, der im Augenblick im Brennpunkt des öffentlichen Interesses steht und dessen Vorstellungswelt den meisten Ruhrindustriellen fremd ist.

Gustav von Bohlen schickt das Mitglied seines Direktatoriums Dr. Jansen zu dieser Veranstaltung, einen Mann, dessen Stärke im sachlichen Denken und in ruhiger Urteilskraft liegt. Er berichtet, dass Hitler im ersten Teil seiner Ausführungen keinen Kontakt mit seinen Zuhörern gewonnen habe, dann aber nicht ohne Wirkung geblieben sei. Es sei nach allgemeinem Eindruck nichts Weltbewegendes gesagt worden, Hitler habe nur bei einem Teil der Versammlung Zustimmung gefunden.

Wie sollte es auch anders sein? Hitler ist noch nichts, und es ist sehr zweifelhaft, ob er je etwas werden wird. Niemand kann zu dieser Stunde voraussehen, dass dieser Mann sich ein Jahr später in den Sattel schwingen wird. Notzeiten pflegen die Zukunft in dichtere Schleier zu hül-

len. Das gilt doppelt und dreifach jetzt, da alle Regeln, alle altbewährten Erfahrungen versagen. Die Menschen dieses Jahres 1932 sind ratlos, verwirrt und daher bereit, nach jedem Strohalm zu greifen.

Für Gustav von Bohlen bedeutet Hitler zu dieser Zeit nichts. Höchstens ziehen ihn wie so viele andere seine sozialen Ideen an, die vielleicht unter anderen Voraussetzungen, als sie der Klassenkampf schuf, ein Gespräch mit der Arbeiterschaft ermöglichen.

Die Firma ist zu keiner Stunde in ihrem Bestand bedroht, es liegt kein Anlass vor, sich einem Retter in die Arme zu werfen. Er hat nichts gegen Hitler, warum sollte er etwas gegen ihn haben? Weil er einmal geputscht hat? Weil seine Leute sich mit den Kommunisten herumschlagen? Weil er gelegentlich bemerkenswert geschickt lügt? Auch Scheidemann hat geputscht und war doch ein ehrenwerter Mann; der Kampf gegen die Kommunisten ist notwendig, und was die Lügen anbetrifft, so gehören sie offenbar zum Handwerk der Politiker und erst recht der Demagogen. Die Zeiten sind längst vorüber, wo es noch so etwas wie ungeschriebene Gesetze des Anstandes gab. Was sollte sich Gustav von Bohlen für sein Unternehmen von Hitler versprechen? Dass es wieder zur Waffenschmiede würde, wie später behauptet wird? Eine neue Umstellung des Riesenkonzerns also aus Kriegs- und Abenteuerlust? Das wäre ausser jeder Logik. Eine Grossfirma ist kein Gegenstand für Jonglierkunststücke. Gustav von Bohlen hat einmal erlebt, was es bedeutet, in ihr Gefüge eingreifen zu müssen. Er ist mit dem gewöhnlichen Zustand zufrieden.

Inzwischen windet sich die Republik im Fieber der Wahlen. Neue Reichspräsidentenwahlen, neue Reichstagswahlen, Wahlen zu allen möglichen Landtagen. Die Republik führt die demokratischen Spielregeln ad absurdum.

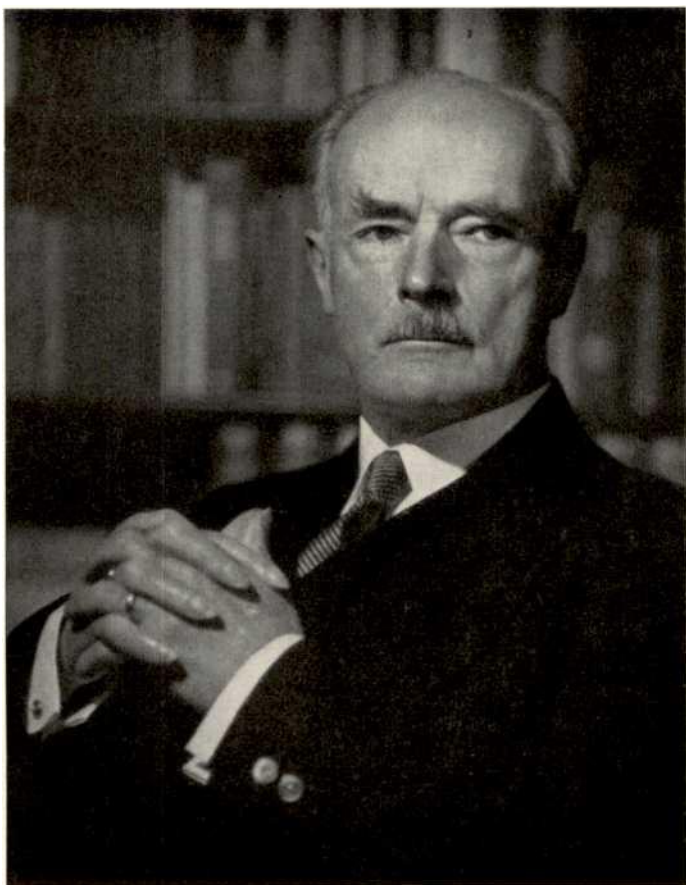
Alle Wasser fließen auf Hitlers Mühlen. Selbst das scheinbar Ungünstigste schlägt ihm zum Vorteil aus.

Die Menschheit reißt sich aus ihren ehrwürdigen Bindungen, sie lächelt verächtlich über den alten Aberglauben, sie wendet den Blick von den Sternen und nimmt sich in eigene Regie – nicht nur in Russland, in Italien und in Deutschland, dem alten Herzen Europas, das so oft in wilden Glaubenskämpfen rang. Die Wehrdämme sind niedergebrochen.

DIE FALLE

Gustav von Bohlen erlebt nun die dritte Staatsform, sofern man dem Hitler-Regime, dessen Wesen die Formlosigkeit ist, diese Bezeichnung zubilligen mag. Er hat dem Kaiserreich gedient in der von Zweifeln nie berührten Überzeugung, dass dieser Dienst die Erfüllung des eigenen Daseins bedeute. Er hat sich in die Republik eingefügt in der Einsicht, dass eine andere Lösung nach der Niederlage nicht zu finden sei. Wie ihm Friedrich Ebert als Repräsentant des Reiches, als Staatsoberhaupt, unantastbar war, so ist es jetzt Hitler, nachdem dieser Reichskanzler und nach dem Tode Hindenburgs im Jahr 1934 auch Staatsoberhaupt geworden ist. Gustav von Bohlen ist nicht zuerst Monarchist gewesen, dann Republikaner geworden und später Anhänger einer Diktatur, er war durch alle Zeiten hindurch Befürworter der konstitutionellen Monarchie nach englischem Muster. Aber unter allen Wandlungen blieb und bleibt er der loyale Staatsbürger, der es nicht als seine Sache betrachtet, sich zum Richter über die jeweiligen Staatsgewalten aufzuwerfen.

In seiner nüchternen Denkweise sieht er die Grenzen genau, die der Wirksamkeit des Einzelnen gezogen sind, mag er auch an so gehobener Stelle stehen wie der Inhaber des Krupp-Konzerns. Bei allem Selbstbewusstsein ist er bescheiden genug, seine Abhängigkeiten richtig einzuschätzen. Er hat sich vermutlich nie mit Geistesgeschichte beschäftigt,



mit der Entstehung der Ideen, die sich auf geheimnisvolle Weise verbreiten, oft gleichzeitig in voneinander weit getrennten Gebieten Macht über die Menschen gewinnen, sie in heftige Bewegungen versetzen und eines Tages so plötzlich, wie sie gekommen sind, sich wieder verflüchtigen. Er wird auch kaum darüber nachgedacht haben, wieso es einzelnen gegeben ist, sich solcher Bewegungen zu bedienen, um in die Breite zu wirken und Macht zu erlangen. Hätte er es aber getan, er würde für sich gefolgert haben, dass er, für seine Person, nicht zu denen gehört, denen eine solche Gabe zuteil geworden ist. Er ist ein Mann, dessen Dasein bis zur letzten Minute ausgefüllt ist mit den praktischen Fragen, wie sie der Riesenkonzern Tag für Tag an ihn heranträgt. Seine Sorge gehört dem Werk und seinen Arbeitern. Er ist entschlossen, seinen Fürwitz zu lassen von dem, was nicht seines Amtes ist.

So entschieden sich Gustav von Bohlen auch auf sich zurückzieht – und mit zunehmendem Alter tritt diese Neigung immer schärfer hervor –, es kann seiner Beobachtung unmöglich entgehen, dass im Staatsleben vieles geschieht, was gegen das Recht verstößt. Ihn, der die Rechlichkeit in Person ist, der die geringsten Unkorrektheiten verabscheut, können Ereignisse wie die Morde Hitlers und Görings aus Anlass des sogenannten Röhmputsches am 30. Juni 1934 nicht gleichgültig lassen. Das sind nun freilich Vorgänge, mit denen nicht leicht fertig zu werden ist. Es ist im Weltbild der Deutschen nicht vorgesehen, dass sich anarchische Kräfte der Staatsgewalt bemächtigen, es ist in ihrer Geschichte kein derartiger Fall bekannt. Gustav von Bohlen weigert sich, es sich einzugestehen, dass der Fall nun eingetreten ist.

Diese Weigerung, die ihre bezeichnende Parallele hat in seiner Unfähigkeit, sich im Verlauf des ersten Weltkrieges

jemals einzugestehen, dass dieser Krieg verloren war, entspringt einem komplexen psychologischen Prozess, der sich vorwiegend im Unbewussten vollzieht. Sein tiefster Grund ist das Gefühl der Ohnmacht, des Ausgeliefertseins an übermächtige Gewalten. Sich als Tropfen im Meer zu empfinden, der hintreiben muss, wohin die Schicksalswinde wollen, ist nicht jedermanns Sache und am wenigsten erträglich für ein Kind des 19. Jahrhunderts, das den Menschen in seinem Selbstbewusstsein auf so stolze Höhen trug. Sich zuzugeben, dass man in die Falle geraten ist, müsste jede Tatkraft lähmen. Gustav von Bohlen aber braucht Tatkraft für jeden einzelnen Tag. Denn von seinem Tun und Lassen hängt das Wohl und Wehe vieler Tausende ab. Gewiss gäbe es eine Möglichkeit, sich gegen die zur Wehr zu setzen, die nun in Deutschland herrschen. Man könnte sich mit anderen verbinden, die dasselbe im Sinn tragen. Das aber würde ihn auf die Bahn der Empörung, der Revolution, der Gesetzwidrigkeit stossen. In die Wahl gestellt, Gesetzwidrigkeiten hinzunehmen oder selbst Gesetzwidrigkeiten zu begehen, wählt sein Instinkt – nicht seine bewusste Überlegung – für sich die Bahn des Gesetzes, und er wählt sie aus dem Muss seiner Natur. Seine Antwort auf jeden Gesetzesbruch ist erhöhte eigene Korrektheit, erhöhte Rechtllichkeit.

In dieser Entscheidung aber, so zwingend sie erscheint, liegt eine unerträgliche Belastung des Gewissens, sie verewigt den Gewissenskonflikt, in den ihn die Umstände getrieben haben, den Widerstreit der Gefühle, der ihn auf die Dauer tödlich lähmen muss. Und so baut er in seinem Inneren Blenden auf, die ihm den freien Blick in die Wirklichkeit verwehren. Er schafft um Hitler und sein Tun ein Tabu, das nicht angerührt, der Kritik nicht ausgesetzt werden darf. Er tut damit etwas, was die Propaganda des Re-

gimes leidenschaftlich anstrebt, indem sie den Satz verkündet: «Der Führer hat immer recht».

Solches Verhalten lässt sich vielfach rechtfertigen. Auch Napoleon brach das Gesetz und war doch ein grosser Mann. Für die zu weltweiter Wirksamkeit Berufenen scheinen nicht die Regeln zu gelten, nach denen sich der einzelne Staatsbürger zu richten hat. Es ist in diesem Nichtwahrhabenwollen keine List, die im Grunde genau wüsste, was da gespielt wird; es ist die Erschaffung einer imaginären Welt, damit der Mann weiterleben und wirken kann. So haben sich bis zur Katastrophe Millionen Deutsche selbst getäuscht. Es gibt eine Wirklichkeit, die schrecklicher anzusehen ist als das Haupt der Medusa. Wo die im Inneren der Menschen aufgerichteten Schutzmauern nur einmal den Blick freigaben auf diese Wirklichkeit, stand am Ende fast immer eine Verzweiflung, die als ehrenwerten Ausweg einzig den Selbstmord sah. Lebens- und Todesangst ist es, die den bedrängten Menschen das Haupt verhüllen lässt.

Trotzdem gerät Gustav von Bohlen im Einzelnen bald in Gegensatz zu den im Reich herrschenden Gewalten. Schon zu Anfang des Jahres 1934 versucht Hitler, die Firma Krupp zum Bau von Waffen zu veranlassen, die herzustellen ihr nach dem Vertrag von Versailles verboten ist. Diese Wünsche lösen zahlreiche Verhandlungen in Berlin aus, die im Laufe der Monate immer unangenehmer werden. Der Leiter des Krupp'schen Dezernats für Kriegsmaterial, Griessmann, sieht sich den immer heftiger erhobenen Forderungen gegenüber, die Firma möge «den Wünschen des Führers» williger nachkommen, andere Unternehmen seien nicht so starrköpfig.

Der Widerstand Gustav von Bohlen hat zwei Ursachen. Er möchte die Bestimmungen des Vertrags von Versailles nur ungern verletzen, da ihm Verträge nun einmal unan-

tastbar sind. Zum anderen fühlt sich die Firma bei ihrem gegenwärtigen Erzeugungsstand von Friedensgütern durchaus wohl. Schon aus praktischen Erwägungen gelüftet ihn nicht nach einer neuen Umstellung seiner Werkstätten, die nur Unruhe in den Betrieb bringt und grosse Kosten verursacht. Seine Einstellung zum Krieg ist dieselbe, die sie immer war. Krieg bleibt für ihn ein notwendiges Übel. Er hat nichts dagegen einzuwenden, dass Hitler den Versuch unternimmt, dem Reich die Wehrhoheit zurückzugewinnen. Eine solche Handlungsweise entspricht den Gesetzen der Ehre und auch der Vernunft; aber warum soll *er* sich dabei exponieren? Schliesslich sind noch nicht zehn Jahre vergangen, seitdem in Essen «demontiert» wurde. Das, was sich nach 1918 in der Gussstahlfabrik abgespielt hat, könnte nur ein wütender Kriegsfanatiker vergessen. Er ist aber kein Kriegsfanatiker und überhaupt nicht reizbaren Temperaments. Unter den Hunderten seiner engeren Mitarbeiter hat ihn kaum einer im Zustand der Erregung gesehen. In seinem gelassenen Urteil drückt sich die Gelassenheit seines Charakters aus.

Aber eines Tages teilt General Liese, der Leiter des Waffenamts Berlin, Griessmann mit, dass nun «die Geduld des Führers erschöpft sei». Es werde die Aufforderung an Griessmann ergehen, den Kriegsminister von Blomberg aufzusuchen, der ihm im Auftrag Hitlers mitzuteilen habe, der Führer sei, falls Herr von Bohlen sich weiterhin weigere, den Wünschen der Regierung nachzukommen, «zum Äussersten entschlossen».

Der Leiter des Krupp-Konzerns steht nun vor derselben Frage wie Tausende vor ihm und nach ihm. Was die äusserste Entschlossenheit bedeutet, ist inzwischen bekannt geworden. Hitler liebt es, die Knoten zu durchhauen. Beharrt Gustav von Bohlen auf seinem Widerstand, so wird man

ihn aus der Leitung des Unternehmens entfernen; an gefügigen Organen für seine Nachfolge herrscht kein Mangel. Es werden dann nicht nur die augenblicklichen Wünsche erfüllt werden, sondern auch die weiter greifenden überspannten Pläne.

In dieser Zwangslage weicht Gustav von Bohlen zurück. Er würde es als Fahnenflucht empfinden, jetzt seinen Posten im Stich zu lassen. Auszuharren, um nach Kräften für das zu wirken, was er für vernünftig und zweckentsprechend hält, erscheint ihm als einzig gangbarer Weg. Er gibt also den Forderungen des Waffenamts nach, Geschütze verbotenen Kalibers zu bauen, jedoch nur im Rahmen der ihm durch die vorhandenen Werkstätten gegebenen Möglichkeiten.

Gustav von Bohlen steht in seiner Verantwortung allein. Die Isolierung jedes Mannes, der nicht der «Bewegung» angehört, wird ihm bewusst. Es mag Tausende und selbst Millionen geben, die sich gegen den Zwang von oben empören, sie bleiben nur ebenso viele Einzelne. Das liegt nicht nur daran, dass die Widerstrebenden von der Macht ausgeschlossen sind, sie sind auch geistig isoliert. Das einzige, was sie verbindet, ist das Nein, das sie gegen die Diktatur setzen. Aber dieses Nein hat viele Motive und wird zudem mehr gedacht als ausgesprochen. Aus ihm lassen sich nicht die Kräfte entwickeln, die stark genug wären, die herrschenden Gewalten zu zerschlagen. Die Deutschen sitzen in der Falle und beginnen es langsam zu begreifen.

Zugleich nimmt eine Periode ihren Anfang, die es ihnen ausserordentlich erschwert, innerlich bei diesem Nein zu bleiben. Hitler erringt eine Reihe von Erfolgen, die selbst in der rückschauenden Betrachtung noch unwahrscheinlich wirken. Die Arbeitslosen verschwinden von den Straßen. Nur wenige gehen der Frage nach, auf welche Ur-

sachen dieser Erfolg zurückzuführen ist, ob zum Beispiel nicht das natürliche Ende der Krise erreicht war – Hitler kann jedenfalls den Erfolg als Gewinn für sich buchen. Noch schwerer ins Gewicht fallen die aussenpolitischen Erfolge. Sie werden eingeleitet mit dem Abschluss des deutsch-polnischen Abkommens vom Jahre 1934. Vergeblich ist der polnische Staatsführer Pilsudski nach den Ereignissen im Frühjahr 1933 an Frankreich herangetreten, um es für ein Vorgehen gegen Deutschland zu gewinnen. Da sich Frankreich versagt, verständigt er sich mit Berlin, so die politische Schwäche der Westmächte vor aller Welt enthüllend. Dadurch gewinnt Hitler den Mut, im Frühjahr 1935 die Abrüstungsbestimmungen des Vertrages von Versailles für ungültig zu erklären und wenig später die allgemeine Wehrpflicht wieder einzuführen. Und Frankreich nimmt auch dieses hin. Solche Erfolge besäßen in jedem Lande der Welt Überzeugungskraft. Sich dem Mann zu versagen, dem es offenbar gelingt, die Ketten von Versailles zu sprengen, ohne dass es dadurch zum Kriege kommt, verlangt eine ungewöhnliche politische Tief- und Weitsicht. Sie ist weder Gustav von Bohlen noch der Mehrzahl der Deutschen gegeben.

Eben diese Erfolge Hitlers, zu denen bald weit grössere treten, schlagen Gustav von Bohlen jede Waffe aus der Hand, sich weiter gegen die Aufrüstungswünsche zu wehren. Wenn das Ausland das zurückgewonnene Recht nicht antastet, so kann er es noch viel weniger. Es ist wahrhaft eine teuflische Verknüpfung, in der sich das deutsche Verhängnis mit grossen Anfangssiegen und scheinbaren Glücks wenden erfüllt. Genau wie im ersten Weltkrieg wird Deutschland sich im zweiten zu Tode siegen, aber während der Auftakt zum ersten Weltkrieg unter unheilvollen Zeichen für das Reich stand, ist der Auftakt zum zweiten eine «schmetternde Fanfare», die alle Missklänge übertönt. Dem Abkommen

mit Polen folgt im Juni 1935 das deutsch-englische Flottenabkommen, in dem das Stärkeverhältnis der beiden Flotten auf 35:100 festgesetzt wird. Auch England scheint also die gegebenen Tatsachen hinzunehmen. 1936 schliesst Hitler mit Japan den Antikominternpakt ab. Im gleichen Jahr marschiert die deutsche Wehrmacht in das durch den Vertrag von Versailles entmilitarisierte Rheinland ein; die Welt starrt in höchster Spannung auf Frankreich, das sich nicht rührt. 1938 wird der Anschluss Österreichs an Deutschland vollzogen und 1938/1939 erfüllt sich das Schicksal der Tschechoslowakei. Es gibt fortan ein deutsches Protektorat Böhmen und Mähren. Und zur Krönung dieser Erfolgsserie gelingt es Hitler, im August 1939 mit der Sowjetunion einen Nichtangriffs- und Konsultativpakt abzuschliessen. Der Vertrag von Versailles ist nicht nur nichtig, sondern in vielen Punkten in sein Gegenteil verkehrt. Was die Welt der deutschen Demokratie, als sie um ihr Dasein rang, verweigert hatte, das lässt sie Hitler in den Schoss fallen. Es müsste das Volk erst noch erschaffen werden, das sich an derartigen Erfolgen nicht berauschte, das etwa einen Gerichtshof einsetzte, um nachprüfen zu lassen, ob solche waffenlosen Siege rechtens seien.

Das Jahr 1935 bringt für das Haus Krupp die Wende. Die Gussstahlfabrik wird neben ihrer Friedensproduktion wieder Waffen herstellen. Ein weiterer Widerstand gegen Hitlers Wünsche ist weder de jure noch de facto möglich. Gustav von Bohlen ist diese Entwicklung auch weiterhin unerwünscht. Er versucht mit allen Mitteln, seine Friedensproduktion aufrechtzuerhalten, und baut für die Waffen lieber Neuanlagen. Diese sind zwar vom Standpunkt des rechnenden Kaufmanns Fehlinvestierungen. Eines Tages wird der Rüstungsboom vorbei sein, dann stehen die Hallen da, und es fehlt an Aufträgen. Aber das sind müssige Gedan-

ken. Gustav von Bohlen sieht sich gezwungen, wider seine bessere Einsicht zu handeln. Er mag denken, was er will, er mag in seinem Amt bleiben oder gehen – Krupp wird auf jeden Fall Waffen schmieden. Die Vergangenheit des Hauses wirkt unabweisbar in die Gegenwart. Jetzt wird der alte Ruhm zum neuen Schicksal des Hauses, und dieses Schicksal ist stärker als jedes Menschen Geist und Arm.

Freilich wollen diese Vorgänge auch innerlich verarbeitet sein. Gustav von Bohlen ist jetzt ein Mann von fünf- undsechzig Jahren. Er gehört nicht zu den feurigen Geistern, denen ewige Jugend in die Wiege gelegt ist. Auch ist Schmiegsamkeit nicht ein Kennzeichen seines Wesens. Er gehört zu den Männern, die ihr Leben hindurch auf einem Geleise laufen, wie es auch Alfred Krupp in seiner Weise tat. Ihnen sind Wandlungen und Durchbrüche zu neuen Einsichten und zu neuem Tatwillen nicht beschieden. Alter und Veranlagung führen ihn dahin, sich abzufinden und auf seine Art Frieden mit Hitler zu machen.

Hitler erleichtert ihm diesen Weg. Die erste Begegnung zwischen ihnen fällt in das Jahr 1934. Da besucht Hitler die Gussstahlfabrik und erweist dem Inhaber grosse Achtung, sichtlich im Bann des Namens Krupp stehend. Er ist höflich, ja bescheiden, ohne die geringste diktatorische Geste, nur der interessierte Besucher, der ein recht gutes technisches Verständnis zeigt. Von 1935 ab kommt er ein- oder zweimal im Jahr nach Essen oder auch auf den Hügel. Es werden bei diesen Besuchen nur oberflächliche Gespräche geführt. Niemals richtet Hitler an Gustav von Bohlen eine Frage, wie dieses oder jenes praktisch wohl am besten einzurichten sei, geschweige denn, dass er ein politisches Thema berührte. Höchstens werden gelegentlich einmal militärisch-technische Probleme erörtert. Bei allen diesen Begegnungen erscheint Hitler massvoll und verständig. Es tritt

nichts zu Tage, was zum Widerspruch gegen ihn reizen könnte. Und so kehrt Gustav von Bohlen, nachdem er seine Missstimmung über die aufgezwungene Rüstungsproduktion überwunden hat, umso entschiedener zur Loyalität zurück. Er hat offensichtlich ein für alle Mal einen Schlussstrich gezogen und lässt nichts mehr an sich heran, was ihn davon abzudrängen vermöchte.

So also richten sich die Deutschen in ihren Widersprüchen ein. Sie sehen sich auf allen Gebieten in Tätigkeit gesetzt, und tätig zu sein ist die Bedingung ihres Daseins. Die Gussstahlfabrik, deren Belegschaft nun von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr wieder anschwillt, erlebt eine der grössten Überraschungen ihrer Geschichte. Noch ehe sie mit der neuen Waffenproduktion begonnen, ehe sie auch nur ein einziges neues Geschütz konstruiert hat, sieht sie sich von Anfragen des Auslandes überschwemmt, wann sie in der Lage sei, wieder Waffen zu liefern. Die Anträge kommen aus der Türkei und Bulgarien, aus Griechenland, Brasilien und aus vielen anderen Ländern. Nur das Gerücht, dass Krupp wieder Waffen herstelle, hat genügt, sie auszulösen. Das Ausland stellt sich auch hier auf den Boden der Tatsachen.

In diesem Jahr 1935 wird Erich Müller als Chefkonstrukteur des Kanonenressorts nach Essen verpflichtet. Er war bis dahin Werkdirektor des Eisenbahnwerkes Berlin-Tempelhof und hatte in den Versuchsämtern der Eisenbahn gearbeitet. Der Geschützbau war für ihn ein neues Gebiet, zu dem er allerdings Verbindungen besass, weil er sich gründlich mit den Schrumpfungsprozessen bei der Stahlverarbeitung befasst hatte, die auch bei der Geschützkonstruktion eine grosse Rolle spielen. Er findet in Essen zwanzig Konstrukteure und dreissig Angestellte vor. Bald werden unter ihm mehr als zweitausend Konstrukteure arbeiten.

Die erste Frage, die an ihn herantritt, sind die Wünsche des Auslandes nach Waffenlieferungen. Es handelt sich um genau spezifizierte Anfragen mit hochgespannten Forderungen. Sie sind nur zu befriedigen, wenn die Waffen aus besten Stählen hergestellt werden. Es geht um Millionenaufträge, in einem Fall allein um vierzig Millionen Mark. Im Einverständnis mit Hitler nimmt die Firma diese Aufträge herein und führt sie termingerecht aus. Der Neuaufbau der Krupp'schen Waffenproduktion geht vor sich auf der Basis dieser Auslandsaufträge.

Die Entwicklung führt die Firma in den merkwürdigsten Konflikt mit dem Heereswaffenamt in Berlin, einer Abteilung des neuen Oberkommandos des Heeres. Das Heereswaffenamt ist der Nachfolger des preussischen Kriegsministeriums und jenes Allgemeinen Kriegsdepartements, mit dem die Firma Krupp so viele Kämpfe ausgefochten hat; es zeigt sich wiederum, dass dort die alte Tradition nicht erloschen ist. Das Heereswaffenamt verfißt die Auffassung, dass die Geschütze für das neue Heer aus den Materialien hergestellt werden müssten, die im Ernstfall in Deutschland zur Verfügung ständen. Das bedeutet, dass Krupp ins Ausland bessere Geschütze liefern müsste als ins Inland. In dem um diese Frage entbrennenden Kampf, der sich durch Jahre hinzieht, schliesst sich Hitler dem Standpunkt der Firma an, dass, solange man über hochwertige Materialien verfüge, diese auch für die Bewaffnung des deutschen Heeres verwendet werden sollten. Die Auseinandersetzung zeigt, dass die Berliner Bürokratie von ihrer alten Zähigkeit nichts verloren hat. Sie kapituliert auch vor Hitler nicht. Im Jahr 1939 erklärt Hitler Erich Müller, er habe sich mit seiner und der Firma Auffassung beim Heereswaffenamt nicht durchsetzen können. So ergibt sich das Kuriosum, dass Deutschland in den neuen Krieg mit

schlechteren Geschützen geht, als es an andere Staaten geliefert hat.

Neben der Fabrikation für das Ausland nimmt die deutsche Aufrüstung die Kräfte der Firma immer mehr in Anspruch. Aber die Initiative dazu geht nicht von der Firma aus. Mit jedem Tag mindert sich ihre Handlungsfreiheit, wie alle Freiheiten in Deutschland. Was nach den Ereignissen des Jahres 1932 noch übrig geblieben ist vom System der freien Wirtschaft, wird nun verschlungen von einer Planwirtschaft, die deutlich auf Krieg abgestellt ist. Die Forderungen an Krupp laufen Ende 1938 auf eine Verdoppelung der Leistungen in der Gussstahlfabrik hinaus. Gustav von Bohlen setzt sich auch jetzt noch, so gut er kann, gegen die uferlose Ausweitung seiner Anlagen zur Wehr. So kämpft er hartnäckig gegen den Abbruch eines Grossteils der Wohnkolonie Cronenberg, einer der ältesten Sozialgründungen der Gussstahlfabrik, die neuen Werkanlagen weichen soll. Im Einzelnen mag der Widerstand hier und da Erfolg haben, im Ganzen ist er vergeblich, weil die entfesselten Gewalten unaufhaltsam ihren verderblichen Zielen zurasen. Die Eingriffe werden immer häufiger und monotoner. Ein Kontingent nach dem anderen der Materialien, die für die Friedensproduktion bestimmt sind, wird beschnitten oder gestrichen. Die Produktionsplanung für die Firma liegt bald eindeutig in Berlin. Der aufgeblähte bürokratische Apparat, der durch die Parteiorganisation noch verdoppelt wird, ist bemüht, seine Daseinsberechtigung zu beweisen, indem er die letzten Funktionen der Wirtschaft kontrolliert. Gustav von Bohlen ist nur noch ausführendes Organ eines Willens, der kein Mass kennt.

Als im September 1939 der Krieg ausbricht, ist man in Essen – und nicht nur da – «förmlich erschlagen». Man glaubte nicht an diesen Krieg, weil man nicht an ihn glau-

ben wollte. Sechs Jahre hindurch hatte man Hitlers Spiel mit dem Feuer ohnmächtig und gespannt zugesehen und sich schliesslich an den Anblick gewöhnt. Zum mindesten seit dem Einmarsch deutscher Truppen in die entmilitarisierte Rheinlandzone hing Krieg über Europa. Die dramatischen Ereignisse des Münchener Abkommens, in dem sich das Schicksal der Tschechoslowakei entschied, sind noch in frischer Erinnerung. Damals erschien der Krieg so unvermeidlich, dass die ausländischen Journalisten Berlin fluchtartig verliessen. Ein paar Tage später waren sie, verlegen lächelnd, wieder da. Seitdem wird alles für möglich gehalten, sogar dass der Friede gewahrt bleibt.

Nun aber, da der Krieg gekommen ist, gibt es kein Entinnen; «aus diesem Schiff steigt niemand aus». Dieses Deutschland von 1939 taumelt nicht begeistert in den grossen Krieg, wie dies im ersten Weltkrieg geschah, als noch niemand das Antlitz der modernen Schlachten kannte; es tritt stumm und ernst den Waffengang an. Nur selten hört man von den Soldaten, die zur Front rollen, ein Lied, einen fröhlichen Zuruf. Selbst die Jugend ahnt, was ihrer harrt. Aber sie besitzt keinen eigenen Willen, nirgends ist Platz für einen Willen, der dem allumfassenden Übel widerstrebt.

DIE ÜBERSTEIFERUNG DES UNRECHTS

Mag der Krieg entstanden sein wie er will, jetzt gilt für Gustav von Bohlen nur das eine, die bedrohte Heimat mit allen Kräften zu unterstützen. Seine fünf Söhne stehen im wehrpflichtigen Alter. Wie reich die Todesernte des modernen Krieges zu sein pflegt, weiss die Erinnerung. Dass die Firma Krupp jetzt in die eigentliche Gefahrenzone rückt, ist leicht zu ermessen. Aber eine andere Entscheidung ist für ihn undenkbar. Dem Vaterland in den Rücken zu fallen, ist ein Gedanke, der ausserhalb seines Vorstellungsvermögens liegt. Insofern ist er herausgenommen aus dem tragischen Konflikt, in den sich viele und nicht die schlechtesten Deutschen in naher Zukunft gestellt sehen.

Die Gussstahlfabrik beschäftigt um die Zeit des Kriegsbeginns wieder vierundsechzigtausend Arbeiter, das heisst ebenso viele wie im ersten Weltkrieg. Von der Belegschaft sind in den Jahren vor dem Hitler-Krieg sechszwanzig Prozent für die Rüstungsbetriebe tätig gewesen, der Anteil steigt bis zum Jahre 1942 auf zweiundvierzig Prozent. Im weiteren Verlauf besteht kein Unterschied mehr zwischen Kriegs- und Friedensproduktion, da der «totale Krieg» alles an sich zieht. Die Kernzelle der Krupp'schen Kriegserzeugung ist die Konstruktionsabteilung. Es werden Geschütze aller Kaliber vom kleinsten bis zum schwersten entworfen und meist nur erste Probeserien gebaut, während die Massenfertigung bei anderen Firmen liegt. Im Unterschied zum

ersten Weltkrieg haben nun Flakgeschütze und Panzerabwehrgeschütze den Vorrang, ausserdem schwere Marinegeschütze in beschränkter Zahl. Als besonderer Auftrag kommen die Panzerungen für Tanks hinzu. Im Gegensatz zum ersten Weltkrieg wird mit Ausnahme von wenigen Marinegeschossen keine Munition hergestellt.

Wenn das Geschütz auch nicht mehr die überragende Rolle spielt wie im ersten Weltkrieg, so behält es doch in Einzelfällen seine Bedeutung, wie zum Beispiel bei der Eroberung von Sewastopol. Das von Krupp konstruierte Sewastopol – Geschütz, das grösste Geschütz der Welt, verdankt seine Entstehung einer Anregung Hitlers aus dem Jahr 1936. Damals machte er Erich Müller darauf aufmerksam, dass die Franzosen von der Maginotlinie tief nach Deutschland hineinschiessen könnten. Er benötige als Gegenwehr ein Geschütz, das 10 m Erde oder P/2 m Panzer zu durchschlagen vermöchte. Das Sewastopol – Geschütz, das dann entsteht, hat ein Kaliber von 80 cm bei einer Rohrlänge von 40 m und einer Schussweite von 40 km. Es kann nur auf zweigleisigen Strecken befördert werden, da die Transportkonstruktion auf die Breite zweier Schienenstränge berechnet ist. Seine Treffsicherheit ist so gross, dass von höchstens fünf Schuss einer immer genau im Ziel liegt. Das Geschoss wirft Trichter von 30 m Tiefe und 30 m Durchmesser aus; die Kosten des Geschützes liegen bei 10 Millionen Mark.

Schon bei der Besprechung über das Sewastopol-Geschütz tritt die Neigung Hitlers hervor, über seine Wünsche nicht mit dem Inhaber der Firma zu verhandeln, sondern mit dem Chefkonstrukteur. Dieses Verfahren führt im Verlauf des Krieges praktisch zur Ausschaltung Gustav von Bohrens bei allen wichtigen Fragen der Waffenproduktion. Hitler will nicht nur der oberste Kriegsherr sein, sondern auch sein eigener Konstrukteur. Bald macht sich, nicht zuletzt

durch diese «persönliche Planung» Hitlers, wachsende Verwirrung bemerkbar. Denn ausser ihm plant der Stab Speer, planen aber auch nachgeordnete Organe und greifen im angeblichen oder wirklichen Auftrag Hitlers in die Produktionsprozesse ein. Eine Konstruktion löst die andere ab, eine Steigerung des Kalibers und der Panzerstärke folgt der anderen, eine Terminkürzung drängt die nächste. Besonders werden Panzerkonstruktionen überstürzt befohlen, wenn der Gegner mit einem neuen Kampfwagen auf den Plan tritt. Solchem Durcheinander zu steuern, wird immer schwerer. Die Folgen hat die Front zu tragen, da die Vielfalt der Konstruktionen Gebrauch und Ersatz der Kampfmittel erschwert.

Indessen tut die Front ihre Pflicht nicht anders als die begeisterten Scharen von 1914. Die Soldaten kämpfen nicht schlechter und wissen zu sterben wie jene. Das bedingungslose Eintreten der Heimat für eine fragwürdige Sache ist das erschütterndste Bild, das dieser Krieg bietet. Polen wird in einem einzigen Anlauf niedergeworfen, im folgenden Jahr Norwegen erobert und bald darauf Frankreich besiegt, das nicht mehr kämpfen mag. Dann hält die Welt den Atem an, noch einmal steht zitternd die grosse Waage ein. Der einzige Gegner Deutschlands, der kampffähig bleibt, ist England. Sein Festlandsdegen ist zerbrochen und die Aussicht, Deutschland auszuhungern, gering. Das Jahr 1940 scheint den Beweis zu erbringen, dass die Politik Hitlers richtig war, wenn man nur die sichtbaren Erfolge misst. Er steht jetzt auf der Höhe seiner Macht, Europa ist in seine Hand gegeben und England an der Peripherie des Kontinents isoliert. Eine ähnliche Lage hat es im ersten Weltkrieg nie gegeben.

Die ersten beiden Kriegsjahre verändern das Leben in Deutschland nicht in dem Mass, wie das 1914 und 1915

geschah. Den kurzen blutigen Stößen folgen nicht zermürbende Stellungskämpfe, die Hekatomben von Menschen und Unmassen von Material verschlingen. So nimmt das Leben fast wieder ein friedensmässiges Bild an. Es ist ein merkwürdiger Schwebezustand, in dem sich nun das Land befindet. Die feineren Sinne vernehmen wohl das Beben in den Untergründen, sie spüren, dass die Stille trägt. Doch die feineren Sinne sind selten geworden, die wenigen Seher in Deutschland sind zum Schweigen verurteilt, und von der Aussenwelt dringen keine Stimmen herein.

So kommt der Augusttag heran, an dem Gustav von Bohlen seinen siebzigsten Geburtstag feiern kann. Die Befürchtungen, die er zu Anfang des Krieges hegte, haben sich nicht bewahrheitet. Hoffnung auf ein glückliches Ende des Abenteuers scheint erlaubt. Unbedenklich kann er die Ehrungen entgegennehmen, mit denen ihn das Hitlerregime freigiebig überschüttet. Sie bedeuten keine echte Anerkennung, sie sind eine der vielen unsichtbaren Fesselein, durch welche die Partei einen Mann an sich zu ketten versteht. Für sie ist Gustav von Bohlen alles andere als ein getreuer Gefolgsmann Adolf Hitlers, er ist nur einer von denen, die eben an wichtiger Stelle stehen, die man im Augenblick benötigt und zu seinen Zwecken benutzt.

Der Gefeierte – das wird allen deutlich, die ihn näher kennen – durchschaut dieses Treiben nicht. Hinter dem Rednerpult steht ein Mann mit schlohweissem Haar, noch straffer aufgerichtet als früher, maskenhaft starren Gesichts, unfrei in jeder Bewegung, verkrampft. Er sagt, was man von ihm erwartet und was diese Zeit tausendfach in Klischees geprägt hat. Unter den Worten, die er bei dieser und vielen anderen Gelegenheiten spricht, ist nichts eigenständig Geschöpftes, und eben darum hält es der Kritik stand, die wachsam nach jeder Blösse späht. Es ist unwahrschein-



lich, dass der Redende von dieser gespannten Wachsamkeit etwas spürt. Ein doppeltes Netz ist um ihn gelegt. Das eine haben die Umstände, die Verhältnisse, wie sie nun einmal in Deutschland herrschen, geschaffen. Das Netz seiner Loyalität, seiner übertriebenen Staatsgesinnung, hat er selbst um sich gezogen. Es jnbt ein Altern, das den Blick weitert, und ein anderes, das ihn einengt. Gustav von Bohlen blickt nie mehr über den Kreis hinaus, in den er sich selbst gebannt hat. Niemand vermag zu entscheiden, ob sein Wille es ihm verbietet oder ob er unfähig dazu geworden ist.

Das grösste Übel ist längst da und mitten im Land. Willkür spreizt sich an Stelle der Freiheit. Heimlicher, von den höchsten Staatsstellen betriebener Mord greift weiter und gieriger um sich. Indessen ist dem Frevel schon das Urteil gesprochen. Mit Blindheit geschlagen stürzt sich Hitler auf Russland und damit in sein und seines Landes Verderben.

Zu einer Zeit, als schon sichtbar wird, dass sich dieses Mal der Erfolg versagt, da im Herbst 1941 die deutschen Panzer vor den Toren Moskaus im Schlamm stecken bleiben, zu eben dieser Zeit befasst sich Gustav von Bohlen mit dem Gedanken, sein Haus zu bestellen. Er sieht nicht die Welt um sich, er blickt nur zurück auf die schmale Bahn seines Weges, auf eine ferne Vergangenheit, die für ihn nicht tot ist und auch für seine Nachfahren niemals tot sein darf, wenn es nach seinem Willen geht. Er denkt daran, wie er mit seiner Heirat die Verpflichtung übernahm, Wahrer des Erbes zu sein, das der grosse Alfred Krupp hinterliess. Dreieinhalb Jahrzehnte hindurch war er Diener dieser einen Aufgabe. Das Testament Alfred Krupps verlangt, dass das Unternehmen für alle Zukunft ungeteilt erhalten bleiben soll für den Einen, den Besten aus jeder Generation. Dieses Testament durchzuführen, es nicht nur nach seinem Wortlaut, sondern auch nach seinem Geist zu erfüllen, das

erscheint Gustav von Bohlen nun als wichtigster Auftrag und als die Vollendung und Krönung des eigenen Daseins.

Seinen Plan umgibt er mit dem grössten Geheimnis, nur wenige weiht er ein, und er verfolgt ihn durch die Jahre hindurch, die ihm noch gegeben sind, mit einer Zähigkeit, die manches Mal die Form des Starrsinns annimmt. Er will nicht wissen, dass sich die Lage Deutschlands unheilvoll wandelt, dass ein glücklicher Ausgang des Krieges immer unwahrscheinlicher wird, dass es darum nutzlos ist, Pläne zu schmieden. Allein beherrscht von dem Gedanken, den Bestand der Firma als unteilbares Familienunternehmen für alle Zeit zu sichern, kommt er mit seinen Beratern zu dem Ergebnis, dass das erstrebte Ziel nur durch ein Staatsgesetz verwirklicht werden kann.

Um nicht ein Sondergesetz Krupp in Anspruch zu nehmen, was ihm kaum erreichbar scheint, soll ähnlich dem Erbhofgesetz ein Gesetz für «industrielle Erbhöfe» zum Vorschlag gebracht werden. Diese sollen zahlenmässig beschränkt sein auf Firmen von Weltgeltung, die nach Tradition und Leistung eine besondere Stellung einnehmen. Wenn der jeweilige Inhaber das Recht erhält, selbst seinen Nachfolger zu bestimmen, dem die Aufgabe der Firmenführung anvertraut werden kann, wäre das Hauptziel erreicht. Mit einem solchen Gesetz müsste zugleich eine steuerliche Regelung verbunden sein, etwa in der Form, dass die Erbschaftssteuer, die nach den bestehenden Gesetzen in bar zu zahlen ist – eine Vorschrift, die bei so grossen Unternehmen zu den sonderbarsten Manipulationen führt-, durch eine jährlich an den Staat zu zahlende Rente abzulösen sei.

Als dieser Vorschlag im Jahr 1942 Hitler vorgelegt wird, entscheidet er, dass eine allgemeine Regelung bis nach dem Krieg zurückzustellen sei, aber für die Firma Krupp schon jetzt eine gesetzliche Regelung getroffen werden solle. Trotz-

dem vergeht bis zum Erlass der Lex Krupp noch mehr als ein Jahr, ein Zeitraum, der mit Kämpfen um ihre endgültige Gestaltung angefüllt ist.

So errichtet Gustav von Bohlen am Kraterrande des tätigen Vulkans eine Mauer, die sein Haus schützen soll. Nun fühlt er sich im innersten Herzen erleichtert. Endlich scheint ihm der Zeitpunkt gekommen, da er die Verantwortung, die ihm längst zu schwer geworden ist, in die Hände seines ältesten Sohnes legen kann, dem nun offiziell das Firmenvermögen übertragen wird.

Auf dem Hügel ist es still geworden. Der Strom der Besucher ist längst verebbt. Gustav von Bohlen sitzt meist allein in der riesigen Halle und liest Berichte. Die Verlassenheit des Hauses erinnert an jene Stimmung, die in den letzten Lebensjahren Alfred Krupps über dem Hügel lag. Die Aussenwelt ist weit abgerückt, selbst der Krieg wird fast unwirklich. Gustav von Bohlen führt weiterhin ein genau nach der Uhr geregeltes Leben, aber seine Tätigkeit ist im Grunde nur noch ein Sich-Beschäftigen mit Dingen, die die Zeit füllen, diese langsam und zäh hinfließenden Tage und Wochen. Die Fliegeralarme, die jetzt auch auf dem Hügel häufig sind, hindern ihn nie, das zu tun, was der Regel des Tages entspricht. Unbekümmert geht er zur gewohnten Stunde schlafen. Es mag das Leben nun gehen, wie es will, da er das Seine getan hat.

Draussen freilich, in der wirklichen Welt, gewinnt der Kampf grellere und immer giftigere Farben. Noch immer ergiesst sich aus dem Osten der Strom der russischen Gefangenen in die an eigenen Arbeitskräften knappe deutsche Industrie. Die trostlosen Züge der Fremdarbeiter aus Ost und West reissen nicht ab. Alle diese Männer und Frauen sind Opfer eines Zwangssystems, das der Staat seiner Industrie oktroyiert.

Drückender liegt die Luft über Deutschland, seit in Stalingrad ganze Armeen in winterliche Massengräber sanken. Was noch vor zwei Jahren undenkbar schien, wird täglich mehr zur Wirklichkeit. Die Siege verwandeln sich in Niederlagen, doch lässt ihre Vollstreckung noch geraume Frist auf sich warten. Umso härter werden die Plagen. Die Zeit geht zu Ende, da die Gussstahlfabrik ungestört arbeiten durfte. Am 5. März 1945 trifft Essen und das Werk Krupp der erste Grossangriff aus der Luft, der letzte und schwerste wird am 11. März 1945 auf Stadt und Werk niedergehen. Zwei Jahre hindurch folgt Angriff auf Angriff, und die Monotonie dieser Kriegsform lässt Schrecken zur Gewöhnung werden. Sie fragt nicht nach Gerechten und Ungerechten, sie schont nicht die Unschuldigen und trifft selten die Schuldigen. Stück um Stück der Werkanlagen wird zermalmt. Ein Grossangriff vernichtet zehn Hektar Hallen, der nächste fünfzehn Hektar. Doch wieviel auch zugrunde geht, ein Ende ist damit nicht gesetzt. Es finden sich noch immer Möglichkeiten zum Weiterarbeiten, es gibt noch genug Maschinen, die unversehrt bleiben oder wieder herzustellen sind. Dreissig Prozent der Werkanlagen werden zerstört und mit ihnen unabschätzbare Werte. Aber es wird gearbeitet, solange noch ein Schmelzofen steht.

Der 20. Juli 1944 durchbricht die Regel des leidvollen Alltags. Er zeigt die erste sichtbare Regung der Widerstandskräfte. Das Schicksal jedoch scheint nicht gesonnen, seinen Schritt beschleunigen zu lassen, und so misslingt das Attentat auf Hitler. Wenige Tage danach wird der Schwager Gustav von Bohlens, Freiherr von Wilmowsky, auf seinem Gut Marienthal verhaftet. Zu seinen Freunden und guten Bekannten gehören Gördel, der Finanzminister Popitz und der Gesandte von Hassell, was vollauf genügt, ihn verdächtig zu machen. Drei Tage später wird seine Gattin, die zweite

Krupptochter, Barbara, verhaftet und in das Polizeigefängnis in Halle eingeliefert.

Barbara Krupp, die in dem Glanz des Hügels aufgewachsen ist, sitzt mit zwölf Frauen in einer Zelle. Es sind meist «Kriminelle», nicht eben die Blüte der Nation, und ihre Tätigkeit ist, Wursthäute zurechtzuschneiden. So ist die Stunde der Bewährung gekommen, jene Stunde, an die Marga Krupp, die Mutter, gedacht hat, als sie ihre Kinder nach alter, einfacher und strenger Weise erzog. Der Gefängnisdirektor bedauert bei der Überführung in eine andere Strafanstalt, dass die Gefangene ihn verlasse, denn durch sie habe sich der Ton in der Zelle merklich gehoben. Sie hatte den Weibern aus der Bibel vorgelesen. Ihr weiterer Weg führt sie zu einem einsichtsvollen Staatsanwalt und einem verständigen Gericht, das ihr die Freiheit wiedergibt.

Indessen marschiert der Freiherr von Wilmowsky im Zuge von fünftausend Häftlingen in einem Elf-Tage-Marsch vom Konzentrationslager Sachsenhausen nach Schwerin. Es sind erschöpfte, von Leiden gezeichnete Menschen, die da die endlose Strasse ziehen. Immer wieder sinkt einer aus der Schar todesmatt zu Boden. Dann tritt ein Begleitmann der Kolonne an ihn heran und schießt ihn ab wie ein Tier. Das geht mit mechanischer Selbstverständlichkeit vor sich. Ein Wagen des schwedischen Roten Kreuzes fährt die Kolonne entlang. Aus ihm ruft man den Begleitmännern zu, die Welt würde nicht ruhen, bis die Mörder dem Henker überantwortet seien. Fortan fällt kein Schuß mehr. Am Ende findet auch Freiherr von Wilmowsky den Weg in die Freiheit, als die Amerikaner die Gefangenen erlösen. Er wird das geschehene Unrecht bis zu seinem letzten Atemzug als Schmach und Schande des deutschen Volkes empfinden.

Als sich das Jahr 1944 seinem Ende zuneigt, ist auch Gustav von Bohlen dem Ende seines Weges nah. Er hat ein

Drittel der Gussstahlfabrik in Trümmer sinken sehen. Im Januar 1940 riss der Tod die erste Lücke in seine Familie, als sein Sohn Claus über der Eifel abstürzte. Der Tod des jüngsten Sohnes Eckbert, der im April 1945 in Italien fällt, wird nicht mehr in sein Bewusstsein dringen. Ohnmachts- und Schwächeanfälle waren schon häufiger aufgetreten. Jetzt begibt er sich, um Erholung zu suchen, nach Blühnbach, seinem geliebten Jagdrevier und Zufluchtsort in Österreich. Dort trifft ihn zu Anfang des Jahres 1945 ein Schlaganfall, der ihn lähmt und der Sprache beraubt. Dann vergisst ihn der Tod und lässt ihn fünf Jahre hindurch stumm und bewegungslos auf seinem Krankenlager liegen. Niemand weiss, ob je ein Dämmern des Bewusstseins in diesen Körper zurückkehrt. Sein Geschick hat ihn, den Ehrbaren und immer Wohlwollenden, den Korrekten und Pflichttreuen, den Irrenden und Beengten in Gnaden aus dem traurigen Schlussakt herausgenommen.

Das Schicksal Deutschlands erfüllt sich im Frühjahr 1945 in Form der bedingungslosen Kapitulation. Der Geist von Versailles, durch viele Kräfte getragen, erlebt seine Auferstehung, und zum zweiten Mal erliegt die Welt dem Wahn, dass alles Unheil gebannt sei, wenn nur Deutschland vernichtet werde. Sie weigert sich zu erkennen, dass das Übel ein Weltübel, dass Hitler-Deutschland nur *ein* Geschwür der grossen Krankheit war.

Am 11. April 1945 wird Essen von amerikanischen Fallschirmjägern besetzt, und die Sieger beginnen ihres Amtes zu walten. Die Betriebe der Gussstahlfabrik liegen schon seit einiger Zeit fast still. Im Juni 1945 löst englische Besatzung die amerikanische ab. Die Verordnungen und Anweisungen, die nun die Firma treffen, haben die trostlose Monotonie des Kriegselends, das sich im Elend der Niederlage fortsetzt. Im September werden sämtliche in Essen

anwesende Mitglieder des Krupp'schen Direktoriums festgesetzt. Mit der Verhaftung des Firmeninhabers Alfried Krupp hatte man es eiliger; sie ging auf dem Hügel bereits am Tage des Einzugs nicht eben in würdiger Weise vor sich. Am 16. November fahren Panzerwagen vor das Hauptverwaltungsgebäude der Kruppwerke in der Altendorferstrasse. Sie besetzen die Gebäude und legen Fernsprechleitungen. An eben diesem Tag erfährt die provisorische Geschäftsleitung, dass der englische Oberst Fowles zum «Controller», das heisst zum alleinigen gesetzlichen Vertreter des Unternehmens, eingesetzt sei.

Am Nachmittag dieses Tages ruft Fowles die Geschäftsleitung und zwölf Betriebs- und Abteilungsdirektoren in das kleine Sitzungszimmer des Hauptverwaltungsgebäudes, von dem man einen weiten Blick hat über die Werkanlagen, die noch alle Spuren der Verwüstung tragen. Fowles spricht zu den Herren in deutscher Sprache, um sich, wie er sagt, besser verständlich zu machen. Er erklärt, es sei der Wille und Entschluss der britischen Militärregierung, die Kruppwerke in Essen völlig zu demontieren oder zu zerstören; es werde hier – und er macht eine Handbewegung zum Fenster – kein Schornstein mehr rauchen; auf dem Gelände, wo einst die Gussstahlfabrik gestanden habe, würden Grün- und Parkanlagen und Wiesen entstehen.

Nach diesen Worten ist es still im Raum. Die Deutschen haben nichts zu erwidern. Das Schwert des Siegers liegt auf dem Tisch. Es gibt nichts, was sie zweifeln lassen könnte, dass hier soeben das Ende des Hauses Krupp verkündet worden ist. Nichts berechtigt zu der Hoffnung, diese Worte seien nicht so ernst gemeint wie gesprochen. Vielleicht irrt ein Blick durch das Fenster dahin, wo am fernen Horizont die Kruppanlagen in den Dunst des Ruhrlandes zerfliessen. Dieser Urteilspruch bedeutet neue Not für viele Tausende. Er

verkündet, entschiedener noch als nach dem ersten Weltkrieg, die Ausstossung in ein Dasein, das keine Zukunft mehr hat. Die Stunde ist nicht angetan, danach zu fragen, im Namen welchen Rechtes dieses Urteil über das Haus gesprochen ist. Wenn es aber nicht Recht, sondern Unrecht sein sollte, was hier verkündet wurde – die Übersteigerung des Unrechts ist gewiss durch die Untaten begründet, die zuvor geschehen waren. Der Pendel schlägt zurück, und der Pendel hat ein schweres Gewicht.

DER FALL NR. 10

Der Krieg ist im Wirbel seiner Schrecken zu Ende gegangen. Die Deutschen im Osten werden ausgerottet oder planmässig vertrieben; in kopfloser Flucht ziehen Hunderttausende westwärts, einer ungewissen Zukunft entgegen. Jetzt erfährt Deutschland, was es bedeutet, wenn die Völker der Erde das Recht nicht mehr gelten lassen, wenn die im Frieden aufgestellten Regeln und Verpflichtungen im Krieg missachtet werden, wenn Willkür und Gewalt über Vernunft und Menschlichkeit triumphieren.

Den Amerikanern ist daran gelegen, in dieser verunstalteten Welt so schnell wie möglich die Säulen des Rechts wiederaufzurichten. Sie haben innerhalb von fünfundzwanzig Jahren zweimal den grossen Kreuzzug über den Ozean angetreten, um in dem alten Erdteil, der Wiege ihrer Zivilisation, die Ordnung zu erneuern – nicht nur eine äussere, oberflächliche, sondern jene innere Rechtsordnung, ohne die es keine Kultur gibt. Die Amerikaner sind als Volk jung und gläubig genug, um die Verwirklichung der Ideale von Gerechtigkeit und Frieden auf dieser Welt für möglich zu halten. Sie fühlen sich zu dieser Aufgabe umso mehr berufen, als sie nicht verantwortlich sind für die Entstehung der beiden Weltkriege, von denen einer aus dem anderen entsprang. Ihnen schwebt ein Weltrichtertum vor, unter das alle Völker sich zu beugen haben. Die grossen Prozesse, die in Nürnberg stattfinden, sollen Bausteine für ein neues

Völkerrecht werden, das niemand mehr ungestraft verletzen darf.

Unter den dreizehn Nürnberger Prozessen ist der Krupp-Prozess der Fall Nr. 10. Drei von diesen Verfahren führen Industrielle auf die Anklagebank. Sie werden verantwortlich gemacht für die Hilfe, welche die deutsche Wirtschaft Hitler leistete. Diese Männer sind aus der grossen Schar deutscher Industrieführer nicht eben wahllos herausgegriffen worden. Sie sind Symbolgestalten für die deutsche Grossindustrie, die in ihnen unter Anklage gestellt ist.

Da diese Prozesse in der Geschichte ohne Beispiel sind, müssen die Verfahrensmethoden erst gefunden werden. Die Amerikaner, die wesentlichen Initiatoren einer derartigen Abrechnung, benutzen Rechtsnormen und Verhandlungsformen, wie sie in den Vereinigten Staaten gebräuchlich sind. Es ist dabei nicht zu umgehen, dass sich ihre Gerichtspraxis von derjenigen unterscheidet, welche die Angeklagten und ihre Verteidiger gewohnt sind. Da die Abweichungen sehr gross sind, führen sie im Verlauf der Prozesse zu vielen Missverständnissen und Zwischenfällen; selbst erfahrenen deutschen Juristen fällt es schwer, sich in ein so anders gelagertes Rechtsdenken hineinzufinden.

Der deutsche Rechtsanwalt Kranzbühler, Hauptverteidiger im Nürnberger Krupp-Prozess, sagt zum amerikanischen Strafprozessverfahren: «Es liegt im Wesen des anglo-amerikanischen Strafverfahrens, dass es ein Parteienprozess ist, dass jede Partei nur das ihr günstige Material zu den Akten bringt. Es gibt praktisch keine gerichtliche Pflicht zur selbständigen Erforschung der Wahrheit, und schon gar keine für die Staatsanwaltschaft». Andere haben den amerikanischen Strafprozess mit einem Fussballmatch verglichen: Ankläger und Verteidigung bilden die Parteien, als Fussball dient der Zeuge, der zwischen den Parteien hin- und

hergestossen wird, das Gericht versieht das Amt des Unparteiischen. Demgegenüber ist im deutschen Strafprozess sowohl den Richtern wie den Anklägern die Pflicht auferlegt, die objektive Wahrheit zu suchen. Alle offiziellen Instanzen stehen grundsätzlich zum Angeklagten im gleichen Verhältnis, sind an der richtigen Beantwortung der Schuldfrage in gleicherweise interessiert.

Diese Verschiedenheit, vor allem in der Stellung des Anklägers, hat für den Krupp-Prozess erhebliche Bedeutung. Es liegt in der Natur jedes Strafverfahrens, dass der Ankläger zuerst zu Wort kommt. Er stellt das Belastungsmaterial zusammen, das die Unterlagen für das öffentliche Verfahren liefert. Im Krupp-Prozess haben die Ankläger zwei Jahre benötigt, um die Anklageschrift fertigzustellen. Mit einem ungewöhnlichen Aufwand an Mitteln haben sie Belastung auf Belastung gehäuft, ohne sich um die entlastenden Momente kümmern zu müssen. Die Dokumente, die sie dem Gericht vorlegen, belaufen sich auf Tausende, Protokolle und Vernehmungen auf Hunderttausende von Seiten. Nachdem das Verfahren eröffnet ist, besitzen die amerikanischen Ankläger vorerst allein das Ohr der Welt.

Ihnen gegenüber haben die Verteidiger ein schweres Amt. Als sie im September 1945 ihre Tätigkeit in Nürnberg aufnahmen, standen ihnen keinerlei Unterlagen zur Verfügung. Im Verlauf ihrer Arbeit wurde ihnen nur das Belastungsmaterial zugänglich gemacht. Alles, was der Entlastung der Angeklagten dienen konnte, mussten sie ohne die nötigen Hilfskräfte und -mittel selbst heranschaffen.

Amerikanischer Hauptankläger ist der Brigadier General Telford Taylor, Generalstaatsanwalt für Kriegsverbrechen im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika; er arbeitet mit einem ganzen Stab von Staatsanwälten und Hilfspersonal. Seine Anklage gegen das Haus Krupp umfasst ein-

undfünfzig Seiten und ist in fünfundsechzig Punkte gegliedert. Ihr Ton ist nicht sachlich, nicht juristisch trocken, vielmehr leidenschaftlich bewegt, vom Pathos der Entrüstung durchdrungen. Ihre Sprache ist apodiktisch. Sie unterstellt die Kollektivschuld des deutschen Volkes und kehrt damit zu Gedanken und Vorstellungen zurück, die auch nach dem ersten Weltkrieg aufgetreten sind. Für die Anklage gibt es keine Schuld ausser der deutschen, und sie drückt die Überzeugung aus, dass mit der Bestrafung der Deutschen das Übel an seiner Wurzel getroffen wird. Der amerikanische Ankläger kann für sich in Anspruch nehmen, am schärfsten und klarsten das vorgetragen zu haben, was die öffentliche Meinung der Welt und insbesondere Amerikas zu dieser Zeit von den Angeklagten und von den Deutschen überhaupt denkt. Er wertet und wägt auch Impponderabilien, deren Beweiskraft oft wirksamer und deren Lebensdauer meist länger ist als die der Tatsachen. Ist nur ein Teil dessen wahr, was die Anklage behauptet – und die Zeitungen der Welt, die deutschen eingeschlossen, werden ihre Thesen Wochen hindurch so verkünden, als ob sie sich schon als richtig erwiesen hätten –, dann ist die Weltentrüstung wahrlich berechtigt.

In einer Präambel der Anklageschrift ist der Tenor der Anklage enthalten: *«Die Vereinigten Staaten von Amerika erheben durch den ordnungsgemäss zur Vertretung der erwähnten Regierung bei der Strafverfolgung von Kriegsverbrechern ernannten Generalstaatsanwalt für Kriegsverbrechen, Telford Taylor, die Beschuldigung, dass die hier Angeklagten Verbrechen gegen Frieden, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen und an einem gemeinsamen Plan oder einer Verschwörung zur Begehung besagter Verbrechen teilgenommen haben, wie sie in dem am 20. Dezember 1945 vom Alliierten Kontrollrat rechtmässig*

beschlossenen Kontrollratsgesetz Nr. 10 definiert sind. Diese Verbrechen schlossen ein: die Planung, Vorbereitung, Beginn und Führung eines Angriffskrieges und Einfälle in andere Länder mit dem Ergebnis, dass unabsehbare Zerstörung in der ganzen Welt angerichtet wurde, Millionen von Menschen getötet wurden und viele weitere Millionen leiden mussten und noch immer leiden; Verschleppung zur Zwangsarbeit von Angehörigen der Zivilbevölkerung der überfallenen Länder und die Versklavung, Misshandlung, Folterung und Ermordung von Millionen Menschen, und zwar sowohl deutscher als auch ausländischer Staatsangehöriger –, Plünderung und Raub öffentlichen und privaten Eigentums in den überfallenen Ländern in Verfolgung wohlwogener Pläne und Richtlinien, die nicht nur darauf abzielten, Deutschland bei seinen Einfällen und in der Führung seiner Angriffskriege zu stärken und die dauernde Beherrschung des europäischen Kontinents durch Deutschland sicherzustellen, sondern die auch den persönlichen Herrschaftsbereich der Angeklagten ausdehnen sollten; und andere schwere in dieser Anklage angeführte Verbrechen.»

Angeklagt sind Alfried von Bohlen und zehn weitere Angehörige des Krupp-Direktoriums oder der Firma Krupp. Ihnen werden nicht nur die aufgeführten Straftaten persönlich zur Last gelegt, sie werden zugleich als Träger einer verbrecherischen Gesinnung herausgestellt, die in der Geschichte der Firma Krupp und darüber hinaus in derjenigen des deutschen Volkes weit hinabreichende Wurzeln habe. Im Punkt fünf der Anklage steht zu lesen: *«Der Ursprung, die Entwicklung und der Hintergrund der von diesen Angeklagten verübten Verbrechen und der verbrecherischen Pläne, an denen sie sich beteiligten, kann über einen Zeitraum von über hundert Jahren deutschen Militarismus' hinweg und von hundertdreiunddreissig Jahren – vier Generationen –*

Krupp'scher Waffenproduktion verfolgt werden. Im ersten Weltkrieg gehörte die Kanone ‚Dicke Bertha‘, die die Zivilbevölkerung von Paris in Schrecken hielt, zum Krupp'schen Beitrag zur deutschen Kriegsmacht. Im zweiten Weltkrieg bot Krupp, durch den Angeklagten Alfred Krupp, getreu einem Beispiel, das Alfred Krupp im Krieg 1870 gab, Hitler die ‚Dicke Gustav‘-Kanone an, die Sewastopol beschoss.»

Rechnet man vom Jahre 1947, in dem das Urteil gesprochen wurde, die hundertdreiunddreissig Jahre ab, die der Generalstaatsanwalt als Zeitraum der Krupp'schen Waffenfabrikation angibt, so gerät man in das Jahr 1814. Damals stand Europa, einschliesslich des heute als Deutschland bezeichneten Raumes, im Kampf gegen den Usurpator Napoleon. Hätte Krupp damals schon Waffen hergestellt, wie es französische, englische und amerikanische Firmen taten, wären sie zweifellos in tyrannos gebraucht werden.

Die Geburtsstunde des deutschen Militarismus verlegt der Ankläger in die Zeit um das Jahr 1847. Auch da gab es Deutschland als politische Einheit noch nicht. Nimmt man die Bezeichnung aber als geographischen Begriff, so ist gegen die Anklage einzuwenden, dass dieses Deutschland um 1847 seit mehr als dreissig Jahren im tiefsten Frieden lebte und dass seine Kämpfe nicht um Eroberungen, sondern um die inneren Rechte staatsbürgerlicher Freiheit gingen. In dieser Entstellung der Tatsachen drückt sich die fatale Unkenntnis europäischer Geschichte aus, die vielen Massnahmen der amerikanischen Kriegführung und Besatzungspolitik anhaftet, gleichzeitig aber auch die prozesuale Freiheit der Anklage von jeder Pflicht zur objektiven Sichtung ihres Vorbringens. Ihre Uauptthese³ die Deutschen unterschieden sich grundsätzlich von allen Völkern Europas durch ihre Raubgier, Kriegslust und Schlechtigkeit, ist historisch unhaltbar.

In der Darstellung der Anklage ist das Haus Krupp nur ein, freilich bedeutungsvoller Exponent dieses verderbten Deutschlands. Sein verbrecherischer Wille wird sogar weiter zurückdatiert als der deutsche Militarismus. Die Wahrheit ist, dass im Jahre 1814 die Gussstahlfabrik zwei Jahre bestand, dass ihr Gründer, Friedrich Krupp, froh war, wenn das Hauptfabrikat, die Münzstempel, nicht von den Münzen zurückgeschickt wurden. Er hat sich niemals mit Waffenproduktion befasst. Jahrzehnte später hat Alfred Krupp, als er seinen Gussstahl erproben wollte, einige Gewehrläufe hergestellt. Aber nie ist es in seinem Werk zu einer nennenswerten Gewehrfabrikation gekommen. Das erste Gussstahl-Kanonenrohr aber war auf der Weltausstellung des Jahres 1851 zu sehen, und es vergingen noch viele Jahre, bis Ägypten den ersten Auftrag erteilte.

Im Punkt 8 der Anklage wird die spätere Entwicklung in Deutschland gekennzeichnet: *«Das Programm der Nazi-partei fiel zusammen mit den Bestrebungen der Firma Krupp, ein mächtiges Deutschland wieder aufzurichten, dessen Rüstungsmittelpunkt Krupp sein sollte. Die Hauptpunkte dieses Programmes, die im Jahr 1920 zum ersten Mal verkündet und danach dauernd wiederholt wurden, so dass sie allgemein bekannt wurden, waren: Die Beschränkungen zu beseitigen, die die Friedensverträge von Versailles und St. Germain der militärischen Rüstung und Betätigung Deutschlands auf erlegten-, die Wehrmacht wieder aufzurichten und mit allen für nützlich erachteten Mitteln, einschliesslich Krieg, die von Deutschland als Ergebnis des Weltkrieges von 1914 bis 1918 verlorenen Gebiete und andere Gebiete zu erwerben, von denen behauptet wurde, dass sie von sogenannten ‚Volksdeutschen‘ bewohnt oder von ‚Volksdeutschen‘ als ‚Lebensraum‘ benötigt wurden. Dieses Programm verkündete unter anderem, dass die sogenannten Volksdeutschen ein Her-*

renvolk seien, das berechtigt sei, andere Völker zu unterjochen –, dass das deutsche Volk nach dem Führerprinzip regiert werden solle und dass der Krieg eine edle und notwendige Betätigung der Deutschen sei.»

In den folgenden Punkten wird diese Darstellung in bezug auf das Haus Krupp ergänzt: *«Der Name, das Prestige und die finanzielle Unterstützung Krupps wurden dazu benutzt, um die NSDAP an die Macht zu bringen und ihr angekündigtes Programm durchzuführen . . . Krupp hat gänzlich und bereitwillig an der Wiederaufrüstung mitgearbeitet, die dem Zweck des gegen das Ausland gerichteten Angriffes diene. Unter der Leitung der Angeklagten schaltete die Firma Krupp ihre ganze Tätigkeit mit der deutschen Regierung und ihren Plänen und Vorbereitungen für Überfälle und Kriege gleich.»*

Der eigentliche Antrieb zur «Machtergreifung» ging also nach der Anklage nicht so sehr von Hitler, als von der deutschen Industrie aus, ebenso wie die eigentliche Planung und Vorbereitung der Angriffskriege.

Im Punkt 64 werden diese Thesen noch einmal zusammengefasst: *«Alle Angeklagten haben zusammen mit verschiedenen anderen Personen während eines Zeitraums von vier Jahren vor dem 8. Mai 1941 als Führer, Organisatoren, Anstifter und Teilnehmer an der Ausarbeitung und Durchführung eines gemeinsamen Planes und einer Verschwörung teilgenommen, Verbrechen gegen den Frieden zu begehen, und welche die Begehung von solchen zum Gegenstand hatten . . . und sind persönlich für ihre eigenen Handlungen verantwortlich und für alle Handlungen, die von irgendwelchen anderen Personen in der Ausführung dieses gemeinsamen Planes verübt worden sind.»*

Ebenso ausführlich beschäftigt sich der amerikanische Ankläger mit den Vorwürfen der Plünderung und der Skla-

venarbeit, die im Punkt 29 verzeichnet sind: *«Während der Gesamtdauer des eigentlichen Kampfes war Krupp eine der Hauptquellen für die Versorgung der deutschen Wehrmacht und einer der Hauptnutznießer der deutschen Einfälle und Kriege. Mit der Absicht, das Dritte Reich zu unterstützen, einen wesentlichen Beitrag bei der Führung seiner Angriffskriege zu leisten und die Vergrößerung von Krupp sicherzustellen, plünderten und beuteten die Angeklagten privates und öffentliches Eigentum und Hilfsquellen der besetzten Länder aus und versklavten deren Staatsangehörige.»*

So sieht der Ankläger die Schuldfrage. Für die Deutschen hat der Zusammenbruch ihres Landes schreckliche Enthüllungen gebracht. Im Namen des Volkes sind Untaten begangen worden, deren grauenhaftes Ausmass langsam ins Bewusstsein der Öffentlichkeit dringt. Ein echter Rechtspruch würde von der überwiegenden Mehrheit als notwendige Sühne anerkannt werden. Die Deutschen sind der zynischen These müde, dass Macht vor Recht gehe. Gelingt es, durch die Nürnberger Prozesse das Rechtsbewusstsein wiederherzustellen, dann wird der Menschheit auch nach der Meinung der Deutschen ein grosser Dienst erwiesen sein.

DER PROZESS

Der Krupp-Prozess beginnt in Nürnberg am 8. Dezember 1947 vor dem amerikanischen Militärtribunal III. Hinter den drei Richtern steht die stärkste Macht der Welt und eine sittliche Idee, welche die Vereinigten Staaten für sich und andere verfechten: in einer zerrütteten Welt wieder Recht und Gerechtigkeit aufzurichten. Die Aufgabe des Gerichts ist deshalb so schwer, weil die Angeklagten einem ihm fremden Volk angehören, das seine eigene, komplizierte und schwer deutbare Geschichte hat, und weil Sieger über Besiegte richten sollen.

Wer sind diese Richter, denen das Los zufiel, über lebende und tote Menschen zu richten, über das Tun und Unterlassen Alfred Krupps von Bohlen und Halbach, seiner Mitangeklagten, über hundert Jahre deutscher Geschichte und hundertdreiunddreissig Jahre Krupp'scher Waffenproduktion?

Der vorsitzende Richter, H. C. Anderson, ist siebenundfünfzig Jahre alt. Er war Richter am Court of Appeals in Tennessee, einem der amerikanischen Südstaaten, und ist wie seine Beisitzer aus der Staatsanwaltschaft hervorgegangen. Sein hageres Gesicht mit dem breiten Mund, den eingefallenen Wangen und der hohen Stirn, die in eine Glatze übergeht, trägt den wägenden Ausdruck eines vielerfahrenen Juristen. Dieses Gesicht ist nicht der Spiegel einer leidenschaftlich bewegten Seele, eher drückt es aus, dass

sie der Dinge dieser Welt müde geworden ist. Richter Anderson ist magenleidend, was ihn im Laufe des Prozesses mehrmals zwingen wird, der Verhandlung fernzubleiben. Dadurch wächst die Bedeutung der beiden Beisitzer.

Die Richter Edward J. Daly und William J. Wilkins sind fünfundsünfzig und fünfzig Jahre alt. Sie waren Mitglieder des Superior Court in Connecticut bzw. Seattle im Staate Washington. Wilkins Mund ist messerscharf, seine Augen blitzen von Angriffslust, ihn beherrscht ein ungezämter Wille; er ist im Einklang mit sich, während Richter Dalys Gesichtszüge sein Wesen, das der Hintergründigkeit nicht entbehrt, eher verdecken als erläutern. Keiner dieser Männer kennt Europa, keiner verfügt über Spezialkenntnisse im internationalen Strafrecht und im Völkerrecht.

Die Angeklagten wissen nicht, wie diese Richter denken, ob sie sich gründlich mit der deutschen Geschichte beschäftigt, wie weit sie sich eingefühlt haben in die eigentümliche Lage, in welche die Deutschen seit 1933 geraten waren. Nur dessen dürfen sie sicher sein, dass die Richter neben dem eigentlichen Prozessstoff auch die Vorgeschichte dieses Verfahrens genau kennen. Sie wissen, dass im Oktober 1915 Anklage gegen Gustav von Bohlen erhoben, dass er dabei mit Hermann Göring auf eine Stufe gestellt worden war, dass die Hoffnungslosigkeit seiner Krankheit die Frage aufwarf, ob gegen ihn in Abwesenheit verhandelt werden sollte, dass amerikanische, französische und russische Anklagevertreter vorschlugen, an Stelle des Vaters den Sohn vor Gericht zu ziehen, dass nur der englische Ankläger sich entschieden gegen diese strafrechtliche Sippenhaftung gewehrt hat und das Internationale Militärtribunal sie ausdrücklich ablehnte. Russen, Franzosen und Engländer haben sich inzwischen von diesem Prozess zurückgezogen. Die Amerikaner sitzen nun allein hinter dem Richtertisch.

Die Phalanx der Ankläger ist durch die Anklageschrift hinreichend gekennzeichnet. Sie ist Partei und will es sein. Alfried von Bohlen sitzt am rechten Flügel der Anklagebank, vor der die zahlreichen Verteidiger Platz genommen haben.

Alfried von Bohlen hat sein vierzigstes Lebensjahr erreicht. Als der Krieg ausbrach, war er ein junger Mann von zweiunddreissig Jahren. Er ist schlank und sieht seinem Urgrossvater Alfred Krupp sehr ähnlich. Charakterlich unterscheidet er sich von seinem grossen Vorfahren vor allem durch sein zurückhaltendes, immer beherrschtes Wesen, ein Erbteil des Vaters, das ihn stark macht im Ertragen von Widrigkeiten. Sein Auftreten ist still, bedächtig, aber wenn er sich äussert, tut er es klar und bestimmt. Er ist gross geworden in der Atmosphäre des Hügels, die sein Wesen geprägt hat, er ist beheimatet in der Tradition des Hauses, in dem stets viel von Pflichten gesprochen wurde, dagegen fast nie von Rechten, die dem Kind oder jungen Mann zuständen. Erziehung und Werdegang waren abgestellt auf die grosse Aufgabe, die ihm eines Tages zufallen musste und zu der ihn auch sein ausgeprägtes technisches Interesse befähigte. Im Jahr 1934 hat er den Titel eines stellvertretenden Direktors der Firma erhalten, gewann aber durch diese Stellung keinerlei Einfluss auf die grösseren Entscheidungen. Die Leitung der Firma hat er am 1. April 1943 übernommen, zu einer Zeit, als der totale Krieg schon im Gange war.

Als Alfried von Bohlen am 8. Dezember 1947 zum ersten Mal seinen Platz auf der Anklagebank einnimmt, sind seit dem Tage, an dem er in « automatischen Arrest » genommen wurde, wie der Fachausdruck für die kategorischen Massenverhaftungen lautet, einunddreissig Monate vergangen. Zunächst war er jeden Rechtsschutzes beraubt ge-

wesen. Jahre hindurch musste er wie seine Mitangeklagten ein Dasein unter unwürdigen Bedingungen führen. Sie waren dem Hunger und der Kälte ausgesetzt und brachten ihre Tage in zermürbender Einsamkeit zu. Diese wurde nur unterbrochen durch zahllose Vernehmungen, deren Ziel und Zweck keiner kannte. Erst als ihnen im August 1947 die Anklage zugestellt worden war, erhielten deutsche Rechtsanwälte Zutritt zu den Zellen. Dieses Schicksal, das zu anderen Zeiten als hart bezeichnet worden wäre, kann jetzt, da die Schrecken der Konzentrationslager enthüllt sind, die Anteilnahme der Öffentlichkeit kaum auf sich ziehen. Umso mehr gilt Alfried Krupp von Bohlen nun die Aufmerksamkeit als dem Träger eines Namens, der bisher viel häufiger mit Achtung und Ehrfurcht, als mit Hass und Abscheu genannt worden war.

Jeder grosse Prozess entwickelt seine eigene Atmosphäre, die sich meist schon in den Geplänkeln bildet, die derartige Verfahren einzuleiten pflegen. Hier wird das Vorgefecht ausgelöst durch den Antrag Alfried von Bohlen, den amerikanischen Anwalt Earl J. Carroll als Verteidiger zuzulassen. Der Hauptangeklagte glaubt, ein amerikanischer Verteidiger habe bessere Aussichten, sich bei diesem Gericht durchzusetzen, da er das amerikanische Prozessverfahren beherrscht und die Mentalität amerikanischer Richter und Staatsanwälte aus langer Erfahrung kennt. Das Gericht lehnt diesen mehrfach gestellten Antrag mit wechselnden Begründungen ab. Alfried von Bohlen antwortet mit dem Verzicht auf eine Verteidigung überhaupt, und sein deutscher Anwalt Kranzbühler unterstreicht diesen Entschluss durch die Niederlegung des Mandats. Der Gegenzug des Gerichtes ist die Bestellung des Rechtsanwalts Kranzbühler zum Officialverteidiger, ein Auftrag, dem sich der Anwalt nicht entziehen kann.

Dieser Auftakt rückt die schwierige Lage der Verteidigung ins Licht. Sie kann ihre Arbeit erst beginnen, als sich das Material der Anklage schon zu Bergen gehäuft hat. Jetzt steht sie der fieberhaft tätigen Front der Ankläger gegenüber, die mit allen Mitteln die öffentliche Meinung zu beeinflussen sucht und Gefühle des Hasses und der Rache nicht verbirgt. Den mit so grosser Leidenschaft vorgetragenen Beschuldigungen ist deshalb so schwer zu begegnen, weil Richtiges und Falsches in ihnen gemischt ist, weil sie der Genauigkeit entbehren, weil sie Unsachliches in Fülle enthalten – wenigstens nach der Auffassung der Verteidiger. Diesen entgeht nicht, dass bei der Vernehmung der zahllosen Zeugen niemals eine Frage gestellt wird, die der Entlastung eines Angeklagten dienen könnte. Mit jedem Tag, den der Prozess fortschreitet, verstärkt sich bei den Angeklagten das Gefühl der Isoliertheit, nicht zuletzt durch die Presseberichte, die von den Thesen der Anklage beherrscht werden.

Die allgemeine Stimmung verschlechtert sich weiter, als eines Tages das Gericht den Beschluss verkündet, einen Teil der Zeugen durch amerikanische Richter, die dem erkennenden Gericht nicht angehören, ausserhalb des Sitzungssaales vernehmen zu lassen. Dadurch werden Angeklagte und Verteidiger der Möglichkeit beraubt, diesen Zeugen ihrerseits Fragen zu stellen. Sie und das Gericht können keinen persönlichen Eindruck von den Zeugen gewinnen, der für die Beurteilung ihrer Glaubwürdigkeit wichtig ist. An die Stelle der unmittelbaren Bekundung soll die Akte, der tote Buchstabe, treten. Über diesen Beschluss kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung. Als ein Verteidiger von der Verhandlung ausgeschlossen wird, verlassen alle anderen spontan mit ihm den Sitzungssaal.

Damit ist der Prozess in seine kritische Phase getreten. Die deutschen Verteidiger sind erfahrene und angesehene

Männer ihres Landes, die politisch nicht kompromittiert sind. Sie haben die Verteidigung nicht leichten Herzens übernommen.

Für den deutschen Beobachter ist es schwer, sich in die Lage der amerikanischen Richter zu versetzen. Ihnen ist die deutsche Gerichtspraxis ebenso fremd wie den Deutschen die amerikanische. Sie sind in ein Land gekommen, das die Menschenrechte mit Füßen getreten hat. Die These von der Kollektivschuld der Deutschen mögen sie sich nicht zu eigen gemacht haben, aber auch sie sind Menschen und sehen dieses Deutschland im Schatten des grossen Unrechts, das dort geschehen ist. Es ist ihnen fast unmöglich zu erkennen, wie gross oder wie gering die Freiheit des einzelnen Deutschen war, persönliches Unrecht zu vermeiden.

Das Gericht lässt die Anwälte durch ein Militärkommando in den Sitzungssaal zurückholen und sperrt sechs von ihnen für drei Tage ein. Es begründet diese Massnahme mit der angelsächsischen Auffassung von der Würde des Gerichts, die durch die Demonstration der Verteidiger verletzt erscheine. Das Tribunal stellt bei dieser Gelegenheit ausdrücklich fest, dass es die Macht der Sieger gegen Angehörige einer besiegten Macht vertrete. Dadurch erhält der Zwischenfall eine grundsätzlichere Bedeutung. Die Angeklagten gewinnen den Eindruck, dass sie unter minderem Recht stehen sollen. Das Gericht hat sie belehrt, dass «der Fall Nr. 10» ein politischer Prozess ist, dass die Wirklichkeit des Verfahrens von der verkündeten Idee abweicht. Die Angeklagten beschliessen deshalb, fortan auf jede eigene Aussage zu verzichten, überzeugt, dass jedes Wort die Lage nur verschlechtern würde. So sitzen sie bis zur Urteilsverkündung auf ihrer Bank, stumme Zuhörer der Zeugenvernehmungen, soweit sie im Gerichtssaal stattfinden – von den sechsundachtzig Zeugen der Anklage werden sechs-

undsechzig vor den Schranken des Gerichts und zwanzig von beauftragten Richtern, von den hunderteinundvierzig Zeugen der Verteidigung nur einundzwanzig vor dem Gericht und hundert ausserhalb vernommen.

Nach diesem Zwischenfall ist die Atmosphäre im Gerichtssaal noch eisiger geworden. Während Gericht und Ankläger einander näherzukommen scheinen, fühlen sich die Angeklagten mit ihren Verteidigern an den Pranger gestellt. Trotzdem tun die Verteidiger einen ungewöhnlichen, nur im anglo-amerikanischen Prozess möglichen Schritt. Sie beantragen nach Abschluss des Beweisvortrags der Anklage, alle Angeklagten von dem Vorwurf, einen Angriffskrieg geplant und an ihm teilgenommen zu haben, freizusprechen. Das Material der Anklage begründe nicht einmal einen diesen Vorwurf rechtfertigenden Verdacht und bedürfe daher einer Widerlegung überhaupt nicht. Das Unerhörte geschieht. In der Sitzung vom 5. April 1948 verkündet der Vorsitzende den beantragten Freispruch. Nichts im Verlauf der nun schon vier Monate währenden Verhandlung hatte auf dieses Ergebnis hingedeutet, das dem Zusammenbruch des politischen Teils der Anklage, der Grundthese des Verfahrens, gleichkommt.

Erst nach der Verkündigung des Schlussurteils, das auf die politischen Fragen nicht eingeht, gibt Richter Anderson von sich aus eine nähere Begründung. Er stellt fest, der Gedanke, der Eigentümer oder Leiter eines Privatunternehmens könne, gemeinsam mit seinen Angestellten, unabhängig von der Regierung des eigenen Landes eine verbrecherische Verschwörung gegen den Frieden anzetteln, sei einzigartig und in seinen Folgen nicht zu übersehen. Diese Behauptung halte so wenig einer ernsthaften Nachprüfung stand, dass das Gericht die Anklage anfänglich missverstanden zu haben glaubte. Wohl hätte Gustav von

Bohlen seit 1919 damit gerechnet, dass die Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages eines Tages beseitigt werden könnten, – für diesen Fall habe er auch die Erfahrungen seines Unternehmens in der Waffenherstellung erhalten wollen. Es sei auch richtig, dass er seit 1933 wieder eine massgebliche Rolle bei der Aufrüstung gewonnen habe. Aber das alles sei nicht geeignet, die Behauptung der Anklage zu rechtfertigen, Krupp habe vom ersten Weltkrieg an gegen den Frieden Europas konspiriert und ein Bündnis mit der Nationalsozialistischen Partei zur Verwirklichung gemeinsamer Ziele geschlossen. Es gebe keine unabhängige «Krupp-Verschwörung».

«Abgesehen von den obersten Führern des Regimes», so fährt Richter Anderson fort, « wurde die Wahrheit über die konkreten Pläne der Nazis, Krieg zu führen, nicht eher erkannt, als bis der Krieg entfesselt war. Tatsächlich war die volle Wahrheit wahrscheinlich nicht allgemein bekannt, bis sie im Prozess vor dem Internationalen Militär-Tribunal ans Licht gezogen wurde ... Es ist wichtig, sich an zwei Dinge zu erinnern: 1. An die strenge Zensur, die über alle Nachrichtenquellen herrschte, das deutsche Volk durfte nur wissen, was Hitler es wissen lassen wollte; 2. dass die Propaganda vom Regierungschef der Nation ausging und ungeachtet ihrer entschieden anstössigen Eigentümlichkeiten anscheinend eine legitime war.. Es liegt kein Beweis dafür vor, dass irgendein Regierungsbeamter oder sonst irgendjemand einen der Angeklagten dahingehend informierte, dass die von der Firma ausgeführten Rüstungsaufträge mit Angriffsplänen in Verbindung standen ... Ich finde keine ernsthafte Behauptung, dass die Tätigkeit der Angeklagten im Zusammenhang mit dem Aufrüstungsprogramm von schuldhafter Kenntnis der konkreten Pläne der Nazis, einen Angriffskrieg zu führen, begleitet war . . . Keiner der Ange-

klagen bekleidete, weder vor noch während des Krieges, irgend eine Machtstellung, die sich an Wichtigkeit mit der von Speer oder Sauckel bekleideten vergleichen lässt.. . die vom Internationalen Militärtribunal von der Anklage des Angriffskriegs freigesprochen worden waren . . . Ihre Arbeit im Zusammenhang mit dem Krieg bestand in der Hauptsache in der Erfüllung ihrer Pflichten als Angestellte eines Privatunternehmens, das sich mit der Herstellung und dem Verkauf von Rüstungsgegenständen gegen Gewinn befasste. Anzunehmen, dass eine solche Betätigung Kriegführung darstellt, würde die Ausdehnung verbrecherischer Haftung über den Kreis führender Politiker und ihrer Mitwisser hinaus auf Privatpersonen bedeuten, die zur Hilfe im Kriegseinsatz aufgerufen worden sind, und notwendig den Begriff der Massenbestrafung treffen. Dieser Begriff ist sowohl vom rechtlichen wie vom moralischen Standpunkt aus verwerflich. Seine Erzwingung würde ein Ausfluss der Gewalt und nicht eine Ausübung rechtlicher Macht sein.»

Nach diesem Freispruch kehrt die Verhandlung in ihre alten Bahnen zurück. Die Ankläger verfechten ihre Schuldthesen mit anhaltendem Eifer, das Gericht verharret in seiner Zurückhaltung, und die Angeklagten folgen stumm den Zeugenvernehmungen und dem Kampf ihrer Verteidiger, sie zu entlasten.

Nach einer Prozessdauer von acht Monaten wird am 31. Juli 1948 das Urteil verkündet. Es lautet für Alfried von Bohlen auf zwölf Jahre Gefängnis und Einziehung seines gesamten Vermögens, während über die übrigen Angeklagten insgesamt vierundachtzig Jahre Gefängnis verhängt werden. Das Gericht ist zu dem Ergebnis gekommen, dass Alfried von Bohlen und seine Mitangeklagten in den Punkten II und III der Anklage, der Verbrechen der Plünderung und der Förderung der Sklavenarbeit, schuldig seien.

Die Begründung des Urteils wird in einem Schriftsatz von hundertsiebenundsechzig Seiten Umfang gegeben, der tief in die fundamentalen Rechtsfragen führt. Das Gericht hat nicht einstimmig entschieden. Der Richter Wilkins hielt es vielmehr für notwendig, «eine abweichende Begründung des Urteils und eine zustimmende Sonderbegründung» von achtundvierzig Seiten Umfang zu geben: *«Ich habe kein Bedenken festzustellen, dass nach meiner Auffassung der gewaltige Umfang des glaubhaften Beweismaterials den Schluss rechtfertigt, dass die Grösse und die Ausdehnung der Firma Krupp auf Kosten industrieller Unternehmungen im Ausland diesen Angeklagten während der Kriegsjahre am allermeisten am Herzen lagen. Dieser gewaltige Polyp, die Firma Krupp mit dem Hauptsitz in Essen, streckte nach jedem Vorstoss der Wehrmacht schnell einen seiner Fangarme aus und saugte vieles nach Deutschland zurück, was für Deutschlands Kriegsanstrengungen und für die Firma Krupp im Besonderen von Wert sein konnte. Das glaubhafte Beweismaterial zeigt in überreichem Mass, dass die Leiter der Firma Krupp während des Krieges von einem Hauptverlangen beseelt waren: der Krupp-Konzern möge nach siegreicher Beendigung des Krieges für Deutschland in den eroberten Gebieten und auch in Übersee mit Dauerwerken fest verankert sein. Dies war mehr als nur ein Traum. Mit jedem siegreichen Vorstoss der Wehrmacht kam er seiner Verwirklichung näher. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass dieses Wachstum und diese Ausdehnung der Firma Krupp in hohem Mass der Gunst zugeschrieben werden muss, in der sie bei Hitler stand. Die nahen Beziehungen zwischen der Firma Krupp auf der einen und den Regierungsbehörden, besonders dem Oberkommando des Heeres und der Marine auf der anderen Seite, liefen auf ein richtiges Bündnis hinaus. Die Kriegshandlungen der Firma Krupp*

basierten zum Teil auf Ausraubung anderer Länder und auf Ausnutzung und Misshandlung breiter Massen fremder Zwangsarbeiter.»

Die beiden anderen Richter stimmten dieser These formell nicht zu, scheinen aber dennoch bei ihrem Schuldspruch bewusst oder unbewusst von ihr geleitet gewesen zu sein. In diesem Zusammenhang lebt die Bündnis- und Verschwörungsthese wieder auf. Das Urteil führt auf den totalen Krieg zurück, wie Hitler ihn verkündet hatte und wie er schliesslich von allen Seiten praktisch geübt wurde. Der totale Krieg ist die Manifestation der nackten Gewalt bis zur äussersten Konsequenz unter Missachtung des Rechtes und der Menschlichkeit. Er ist nicht denkbar ohne eine vollkommene Machtkonzentration in der Hand des Staates, der seinen Willen jedem einzelnen Staatsbürger rücksichtslos aufzwingt.

Mit dieser durch Hitler geschaffenen Machtkonzentration und mit dem Mass der Handlungsfreiheit, die jedem Einzelnen geblieben war, hatte sich das Gericht vor allem auseinanderzusetzen. Es folgte dabei – zum Teil wörtlich – dem Vorbringen der Anklage, die besonders Alfried von Bohlen einen systematischen und wohldurchdachten Ausbeutungsplan unterstellte. Mit dem Nachweis eines derartigen Planes beginnt die Urteilsbegründung den Abschnitt über die Plünderung: *«Am 18. Mai 1940 sassen die Angeklagten Alfried Krupp und drei andere Industrielle um einen Tisch herum und studierten eifrig eine Landkarte, während sie einer Rundfunksendung deutscher Kriegsnachrichten lauschten. Die vier Männer hörten von den grossen Fortschritten der deutschen Wehrmacht in Belgien und zogen aus dem Gehörten offensichtlich den Schluss, dass sich die Lage in Holland so gefestigt habe, dass für führende Mitglieder der Wirtschaft nun die Möglichkeit bestand, dorthin zu gehen.*

Am Ende der Sendung unterhielten sich die vier Männer aufgeregt und sehr intensiv. Sie deuteten mit den Fingern auf bestimmte Stellen der Landkarte, wo Ortschaften und Fabriken lagen. Einer sagte: Dieses ist für Sie – jenes für Sie – den wollen wir verhaften lassen, – er hat zwei Fabriken. Sie glichen, wie der Zeuge Rümman es ausdrückte, den um ihre Beute versammelten Aasgeiern. Einer der Männer (Lipps) telefonierte seinem Büro, sich mit der zuständigen Militärbehörde in Verbindung zu setzen, um für zwei von ihnen für den nächsten Tag Pässe nach Holland zu beschaffen.

Wir sind überzeugt, dass dieser Vorfall, wie er von dem Zeugen Rümman geschildert wurde, sich ereignet hat und dass er, nach diesem Vorfall und den späteren Handlungen Krupps in den überfallenen Gebieten, die wir noch ausführlich erörtern werden, zu urteilen, die Haltung des Angeklagten Alfried Krupp während der Periode von Deutschlands Angriffs-handlungen, die hier zu Betracht steht, klar zu erkennen gibt.»

Diese Darstellung stützt sich auf die Zeugenaussage des damaligen Bilderhändlers Arthur Rümman aus München. Rümman kam nach seiner Bekundung an einem Sonnabend im Mai 1940 zu einem Mitinhaber der Waschmittelfabrik Henkel, um Bilder zu verkaufen. Dort traf er ausserdem einen Fabrikdirektor, einen Metallhändler und Alfried von Bohlen. Bei dieser Gelegenheit hörte er angeblich das Gespräch, welches das Urteil zitierte. Alfried von Bohlen und seine Verteidiger hatten es nicht für möglich gehalten, dass das Gericht dieser Bezeichnung Glauben schenken könnte; wie sollte Alfried von Bohlen seine Raubpläne vor dem ihm gänzlich unbekanntem Zeugen entwickelt haben, noch dazu in so naiver Weise. Trotzdem liess die Verteidigung einen anderen Teilnehmer an der Unterhaltung laden, der bekundete, das Gespräch habe sich ausschliesslich auf in Hol-

land gelegene Fabriken und Lager der Firma Henkel bezogen. Diese sind auch tatsächlich von Vertretern der Firma in den folgenden Tagen aufgesucht worden. Das Gericht übergibt diese Zeugenaussage mit Stillschweigen, und so ist die Aasgeierlegende ein Bestandteil des Krupp-Urteils geworden.

Der Vorwurf der Plünderung behandelt eine Reihe von Erwerbungen, welche Krupp während des Krieges in den besetzten Gebieten machte. Im Gegensatz zur Anklage, die solche Aktionen der Firma auch in Belgien, Österreich, Jugoslawien und in der Sowjetunion einbezog, befasst sich das Urteil nur mit Erwerbungen in Frankreich und Holland. Die Angeklagten hatten durch ihre Verteidiger vortragen lassen, die Firma sei in keinem der Fälle gewaltsam vorgegangen, noch habe sie sich Privateigentum unter Ausnutzung von Notlagen angeeignet, dass somit nach der bisher gültigen Auslegung der Haager Landkriegsordnung des Jahres 1907 der Tatbestand der Plünderung nicht erfüllt sei. Vielmehr hätte die Firma die Fabriken und Maschinen stets rechtmässig durch Kauf erworben oder ihre Nutznießung durch Pachtverträge geregelt. Solche Transaktionen seien auch nur vorgenommen worden, wenn die staatlichen Wehrwirtschaftsstellen es verlangten; ihren Anordnungen sei die Firma unterworfen gewesen. Die Erwerbungen hätten jeden Zusammenhang entbehrt und sich von Fall zu Fall aus der Kriegslage ergeben. Von einem Plünderungsplan könne keine Rede sein; hätte ein solcher bestanden, dann hätte er logischerweise die grossen Stahl- oder Rüstungswerke in Frankreich und der Tschechoslowakei zum Ziel haben müssen. Alfried von Bohlen habe aber jegliche Einflussnahme etwa auf die grosse französische Rüstungsfirma Schneider-Creusot, die ihm von staatlichen Stellen nahegelegt worden sei, entschieden abgelehnt.

Was die Sklavenarbeit anbelangt, so bestritten die Angeklagten nicht, dass bei der Behandlung der Fremdarbeiter Verstöße gegen Recht und Menschlichkeit vorgekommen seien. Sie versicherten aber, dass sie diese nicht gewollt, nicht selbst begangen und auch keine Kenntnis von ihnen gehabt hätten; wo sie in Einzelfällen unterrichtet worden seien, hätten sie alles getan, um Missstände abzustellen. Jedoch seien ihre Möglichkeiten beschränkt gewesen – die Verfügungsgewalt über die Fremdarbeiter habe nicht in ihren Händen, sondern in denen der SS und des SD gelegen. Das Gericht hat diese Rechtfertigung nicht anerkannt, sondern mit der Feststellung abgetan, die Firma Krupp sei mächtig genug gewesen, sich staatlichem Zwang zu entziehen.

Der Prozess war damit beendet, nicht aber sind es seine Auswirkungen. Den schlechtesten Dienst haben die Ankläger der Sache der Gerechtigkeit geleistet. Die Übersteigerung ihrer Anschuldigungen, ihr Bestreben, jedes entlastende Moment beiseite zu schieben, liess sie als Anwälte der Vergeltung erscheinen. Doch darf auch nicht übersehen werden, dass hinter ihnen die empörte öffentliche Meinung der Welt stand, die noch im Bann der Schrecken war, welche die Nürnberger Hauptprozesse enthüllt hatten.

Die Richter sind den Anklägern auf diesem Wege nur zum Teil gefolgt, sie haben sich bemüht, gerecht zu richten. Jedoch standen sie, die über die persönliche Schuld oder Unschuld der Angeklagten entscheiden sollten – und nur über diese –, vor einer fast unlösbaren Aufgabe. Der deutschen Schuld war die Vernichtung der Freiheit *in* Deutschland vorhergegangen. Das eben ist das Wesen der Tyrannei, dass sie den Einzelnen als Objekt in ihr System der Gewalt auf viele Arten verstrickt und jeden ausschaltet, der sich ihr widersetzt. Hitler war ein Meister dieser teufl-

lischen Methode. Die Vernichtung der Freiheit ist aber nicht nur ein deutsches Problem gewesen, sie ist *das* Thema der modernen Weltgeschichte. Schuld- und Schicksalhafter ist darin so eng verflochten, dass selbst die reifste Weisheit einen unanfechtbaren Rechtsspruch nicht zu finden vermöchte.

In dieser Erkenntnis ist Alfried von Bohlen über sein persönliches Schicksal hinausgewachsen. Weder das Urteil noch die Gefängnisjahre haben ihm einen Stachel zurückgelassen. Er hat sie hingenommen als Busse, nicht für eine persönliche Untat, sondern für die gemeinsame Verantwortung der Generationen dieses Jahrhunderts, die, allzu sicher geworden, der Mensch habe endgültig die Herrschaft über die Dinge dieser Welt gewonnen, erfahren mussten, dass schon die Unachtsamkeit von ein paar Jahrzehnten genügt, um die erkämpften Freiheiten des Handelns in allen Bereichen wieder zu verwirren.

DAS UNVERGÄNLICHE

Während der Krupp-Prozess abläuft, liegt Gustav von Bohlen, noch immer vom Tode vergessen, im Posthaus zu Blühnbach, einem Nebengebäude seines Besitztums, das nun seine letzte Zuflucht ist. Nach wie vor zu jeder Bewegung unfähig, wird er von Bertha Krupp und einer Pflegerin betreut. Manchmal leistet der Fahrer beim täglichen Umbetten Hilfe, meist aber besorgen ihn die Frauen, nun schon länger als zwei Jahre, allein. Im Zustand des Kranken hat sich nichts geändert. Amerikanische Ärzte untersuchten ihn und zuckten nur die Schultern. Der Wachtposten sitzt nach wie vor neben der Türe des Krankenzimmers, in dem der Gelähmte seinem Ende entgegendämmert. Die Frauen haben sich so an den Anblick des Soldaten gewöhnt, dass sie ihn kaum noch bemerken. Ein Tag gleicht dem andern, nichts unterbricht die Stille. Blühnbach ist eine einsame Insel, die Grenze bleibt ein unüberwindliches Hindernis. Die Nachrichten aus Essen bringen nie etwas Gutes, nichts, das ermutigen könnte. Von den noch lebenden drei Söhnen befindet sich nur Berthold in Freiheit. Doch niemand hört je eine Klage aus Berthas Mund.

Alfried von Bohlen hat das Urteil, das ihn nach dreieinhalbjähriger Haft für weitere zwölf Jahre der Freiheit beraubte und zum armen Mann machte, mit Würde hingenommen. Was er empfand, brachte er in einem Brief an den amerikanischen Militärgouverneur General Clay, zum

Ausdruck, einem schlichten, wohlabgewogenen Schreiben, in dem er um Nachprüfung des Richterspruchs bat. Aber der General antwortet nicht, er bestätigt das Urteil, freilich mit einer wichtigen Änderung: er hebt die Konfiskation des Krupp-Vermögens zugunsten des interalliierten Kontrollrats auf und ermächtigt dafür jeden einzelnen Militärgouverneur, den in seiner Zone gelegenen Teil des Vermögens einzuziehen. In dieser Entscheidung wird der grundsätzliche Wandel der weltpolitischen Lage seit dem deutschen Zusammenbruch offenbar. Der Gegensatz zwischen West und Ost beherrscht das Feld. Hätte der General das Urteil des amerikanischen Gerichts auch in diesem Punkt bestätigt, dann wären die Russen ermächtigt gewesen, sich an Ruhr und Rhein einzunisten. Für Alfried von Bohlen bedeutet diese Änderung vorerst gar nichts. Er hat damit zu rechnen, dass er zweiundfünfzig Jahre alt sein wird, wenn er die Freiheit wiedererlangt, und dass er ohne Vermögen dasteht, wenn man ihn einmal aus dem Gefängnis entlässt. Im Ganzen wird er dann fünfzehn Jahre der Freiheit beraubt sein.

Der Urteilsspruch hat nicht nur die Familie Krupp getroffen, sondern auch die Zehntausende von Arbeitern und Pensionären, die unter dem Zeichen der drei Ringe Sicherheit gegen die Wechselfälle des Daseins gefunden hatten. Es gibt für sie kaum noch eine Hoffnung. Nur matt fließt der Lebensstrom durch die Stadt Essen, die einst das Herz des Ruhrgebietes war. Drei Jahre nach dem Kriegsende bietet sie noch immer das Bild der Verwüstung, das fast allen deutschen Grossstädten gemeinsam ist. Die wenigen Versuche, Zerstücktes aufzubauen, heben das Elend nur hervor. Die Ruinen verwittern und stürzen in den Sturmnächten zusammen. Weniger als andere deutsche Städte darf Essen eine bessere Zukunft erwarten, da es seine Im-

pulse seit hundert Jahren von der Firma Krupp empfang, die jetzt darniederliegt.

Das Industriegelände der Firma umfasste bei Kriegsende eine Fläche von fünf Millionen Quadratmetern und war damit siebenmal so gross wie der eigentliche Stadtkern. Davon entfielen auf das Stadtgebiet drei Millionen Quadratmeter, während das Borbecker Areal zwei Millionen Quadratmeter ausmachte. Das Hüttenwerk Borbeck, das modernste Edelstahlwerk Deutschlands, vom Luftkrieg fast ganz verschont, verfiel als erstes der Demontage; sie begann im Februar 1946 und dauerte ein Jahr lang. Es wurde nach Russland ausgeliefert, zusammen mit allen Krupp'schen Stahlrezepten und 30'000 Quadratmetern Zeichnungen. Russland erhielt dabei insgesamt 75'000 t Demontagegut. Der Bau des Hüttenwerks hatte 120 Millionen Mark gekostet. Die Demontearbeiten allein verursachten einen Kostenaufwand von 27 Millionen Mark. Der Betrag, der Deutschland für diese Anlage als Reparationswert gutgeschrieben wurde, beläuft sich auf 7'526'924 Reichsmark.

Der Abbau der Gussstahlfabrik ist darüber nicht vergessen worden, er hat sich lediglich verzögert. Das von den Bombenteppichen verheerte Gebiet zeigt einen trostlosen Anblick, doch sind die Schäden nicht so gross, wie es bei flüchtiger Sicht den Anschein hat. Die Bomben haben etwa ein Drittel der Anlagen vernichtet oder schwer beschädigt, verhältnismässig selten verursachten sie Totalverluste. Unter dem Schutt und dem Gewirr verbogener Stahlträger liegen noch Tausende von brauchbaren Maschinen, unerschätzbare Werte blieben erhalten.

Auf dem Gelände ruht das Leben nicht ganz. Bald hatte sich gezeigt, dass nicht alle Kruppbetriebe, wie es die Engländer befahlen, stillgelegt werden konnten. Als erste musste die Lokomotivfabrik die Arbeit aufnehmen; sie war

das einzige Unternehmen in der britischen Zone, das die dringend benötigten Lokomotiven reparieren konnte. Dann wurde der Widia-Fabrik gestattet, die Arbeit in beschränktem Umfang wieder aufzunehmen. Das dort hergestellte Hartmetall war für die Werkzeugfertigung und in vielen lebenswichtigen Betrieben unentbehrlich. Für die dabei beschäftigten Arbeiter und das zur Demontage verwendete Personal wurde die Konsumanstalt benötigt; ohne sie liess sich die Versorgung nicht gewährleisten.

Die Versuche der provisorischen Geschäftsleitung, die nun einem englischen Controller untersteht, weitere Betriebe zum Leben zu erwecken, sind vorerst gescheitert. Am Willen der Sieger, über das Gelände der Gussstahlfabrik den Pflug zu führen, hat sich nichts geändert. Im Grunde sind alle Bemühungen ein Arbeiten ohne Zukunftsaussicht, nur ein Sich-Klammern an den vertrauten Boden in dem Bestreben, wenigstens Zeit zu gewinnen. Erst Jahre später wird klar, welche Bedeutung dieses zähe Nicht-vom-Platze-Weichen für das Schicksal der Firma Krupp hatte. Vorläufig sieht es dort mit jedem Tag trostloser aus, denn eben zu der Zeit, als der Krupp-Prozess zu Ende geht, setzen die Demontagen auf dem Gelände der Gussstahlfabrik erst wirklich ein. Sie steigern sich durch das Jahr 1948, erreichen ihren Höhepunkt um die Jahreswende 1949/50 und enden in den ersten Monaten 1951. Ihr verfallen 201'549 t Maschinen und Einrichtungen. Der endgültige Demontageverlust der Gussstahlfabrik einschliesslich Borbeck und der Anlage Watenstedt beläuft sich auf 162 Millionen Mark.

Diese Zahlen geben nur ein undeutliches Bild von dem, was sich auf dem Krupp-Gelände wirklich abspielte. Sie spiegeln nicht das Auf und Ab, das den Kampf um die Erhaltung weiterer Werkanlagen kennzeichnet. In diesen Jahren ändert sich die Situation in jedem Monat, manch-

mal ergibt sich von einem Tag auf den anderen eine völlig andere Lage. Da ist der sogenannte Initialplan für die Demontage vom 10. März 1947. An diesem Tag erklärt der Leiter der Entwaffnungsabteilung, dass alle Werkstätten, ganz gleich, ob sie für Kriegs- oder Friedensproduktion arbeiteten, unter die Abrüstung fallen. Er habe den Auftrag, die totale Niederlegung der Essener Werke durchzuführen. Die Betriebsgenehmigungen für die Lokomotivfabrik, die Widia und die inzwischen wieder arbeitende Landmaschinenfabrik seien nur auf Widerruf erteilt. Mitte 1949 wird die Verschrottung einer Reihe von Maschinen, Kränen, Motoren, Spannplatten und Öfen befohlen. Ganze Werkstatt-einrichtungen wie die Blechpresse I müssen in transportable Grössen zerschnitten und an ein Schrottlager versandt werden. Bemühungen, diese wertvollen Güter gegen Schrott einzutauschen, bleiben erfolglos. Als die Belegschaft sich schliesslich weigert, derart sinnlose Zerstörungen fortzusetzen, haben die Proteste nur den Erfolg, dass die Zerlegung der Maschinen in ihre «Teile» befohlen wird.

Manche Befehle sind nur im Hinblick auf den Schrottbefehl der Siegerstaaten zu verstehen. Krupp wird ein Vertrag aufgezwungen, der die Firma zur Lieferung von 50'000 t Schrott nach England verpflichtet. Unter die Demontage fallen auch die Holzbearbeitungsmaschinen, die für den Wohnungsbau dringend benötigt werden. 127'000 t Schrott, die England aus der Demontage erhalten hat, werden eines Tages als Kriegsbeute erklärt, während für 171'000 t Zahlung geleistet werden soll. Schliesslich sind nach der dreissigprozentigen Zerstörung durch Bomben weitere vierzig Prozent der Anlagen dem Erdboden gleichgemacht.

Wenn sich auch im Laufe der Jahre, besonders nach der Währungsreform, manches zum Besseren wendet – die

Missstimmung des Auslandes, vor allem Englands, gegen das Haus Krupp bleibt unvermindert bestehen. Noch im Jahr 1949 führt die Reparatur eines Büro- und Lagerhauses, das einst Anbau zum sogenannten Panzerbau war, zu heftigen Angriffen gegen die Firma. Die Arbeiten im Wert von einigen tausend Mark werden als flagranter Versuch der Krupp'schen Geschäftsleitung angeprangert, die Abrüstungsbestimmungen zu umgehen. Man fordert die Abberufung der leitenden Männer.

Am 16. Januar 1950 verlischt das Leben Gustav von Bohrens. Die vergangenen fünf Jahre zählen zu den schwersten Prüfungen Bertha Krupps. Vielleicht hat sie sich einmal der Worte erinnert, die ihre Mutter, Marga Krupp, 1906, im Jahre des Glücks, gesprochen hatte, als die beiden Töchter sich verlobten: «Oft bedrückt mich wie ein Alpdruck die Furcht, dass alles dieses einmal zusammenbrechen könnte, aber ich glaube meine Töchter so erzogen zu haben, dass sie auch härtesten Schicksalsschlägen gewachsen sind.» Nun hat sich dieser Satz in seinen beiden Teilen erfüllt. Bald wird der Name der hundertfünfzig Jahre alten Firma gelöscht sein, wenn nichts Entscheidendes geschieht. Zu dem Missgeschick des Hauses ist das persönliche Unglück Bertha Krupps getreten. Der Verlust zweier Söhne ist kaum zu verwinden, unvergessen ist auch der Sohn, der sich in russischer Gefangenschaft befindet. Nun ist der Lebensgefährte tot, und wenn sie ihm auch die Erlösung gönnt, dieser Tod ist doch ein Mahnmal an ihrem eigenen Wege. Aber sie hat ihrem Schicksal standgehalten, obgesiegt hat die strenge Erziehung jener Frau, welche die Härte des Daseins selbst erfahren hatte und in allen Prüfungen nur fester geworden war.

Freilich hätte auch die vorsorglichste Erziehung wenig ausgerichtet, wenn nicht in Bertha wie in Barbara Krupp

eigene Kräfte dem mütterlichen Plan entgegengekommen wären. Die Enkeltöchter Alfred Krupps ruhen unerschütterlich in sich, sie wurden nicht vom Reichtum verführt und nicht von den Ehrungen des Namens bestochen, an denen sie teilhatten. Das, was sie als Menschen sind, wird von den Umwälzungen der äusseren Welt nicht berührt.

Auf das Wesen Bertha Krupps wirft die Stellung, die sie in der Firma einnahm, ein helles Licht. Diese Frau, die niemals hervortrat, die dem von ihr erwählten Mann überall den Vortritt liess, erfreute sich unter den Zehntausenden der Krupp-Gemeinde einer Beliebtheit, nur vergleichbar der Verehrung, die man ihrer Mutter entgegenbrachte, und sie geniesst diese Hochachtung noch heute. Sie gilt der Besitzerin der Firma, der eigentlichen Namensträgerin. Aber das allein genügt nicht, sie zu erklären. Die Kruppianer fühlten vielmehr, dass Bertha Krupp ihnen noch in einem anderen Sinne zugehörte. Die Art, wie sie ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau erfüllte, brachte sie ihnen menschlich nahe. Die glückliche Ehe, diese wohlgefügte Familie auf dem Hügel, deren Mittelpunkt sie immer mehr wurde, entsprach den allgemeinen Vorstellungen, wie es hergehen sollte auf der Welt. Auch wer sie nie in ihrem Wirkungskreis gesehen hatte, wusste, wie sie ihre Aufgaben meisterte, wie sie jedes Möbelstück kannte, wie sie mit dem Schlüsselkorb am Arm durch die zahlreichen Räume ging, wie sie die Aufsicht über die Wäsche- und die Silberkammer führte, wie ihrem Blick keine Regelwidrigkeit entging. Dass sie dazu die Gabe des würdigen Auftretens besass, womit sie den Forderungen einer grossen Repräsentation gerecht wurde, nahm vollends für sie ein. Diese Verbindung von housewife und first lady wurde als etwas Seltenes erkannt. Mochte sie Kaisern und Königen begegnen, Diplomaten oder Industriemagnaten – in dem

endlosen Reigen der Hügelbesucher, von denen jeder seine besonderen Ansprüche stellte, seine grossen oder kleinen Eitelkeiten hatte, fand sie für jeden das richtige Wort. Sie liess sich auch durch Fremdartiges nicht aus der Fassung bringen, führte die Unterhaltung, wie es erforderlich war, Englisch oder Französisch, und beherrschte die Spielregeln der Geselligkeit mit einem Takt, der unerlernbar ist. Sie lenkte ohne sichtbare Mühe Gäste wie Dienerschaft, beherrschte die Kunst, eine wohldurchdachte, allen Rangordnungen gerecht werdende Tischordnung aufzustellen, und leistete so dem Unternehmen jene unschätzbaren Dienste, die oft so schwer ins Gewicht fallen. Die bei all dieser Geschäftigkeit geübte Zurückhaltung entsprang – das fühlten nahe und ferne Beobachter – nicht einer Schwäche; man verstand, dass Bertha Krupp damit nur den in Deutschland gängigen Auffassungen über die Stellung der Frau in der Öffentlichkeit Rechnung trug.

Ein bequemes Leben war das nie. Es war kein Vergnügen, jeden Tag auf Gäste Rücksicht zu nehmen, sogar die Spielzeit mit den Kindern nach der Uhr zu bemessen, private Stunden den nie abreissenden gesellschaftlichen Verpflichtungen abzulisten. Nur ein ungewöhnliches Mass von Selbstverleugnung konnte unter solchen Umständen erreichen, dass die unvermeidlichen Reibungen auf ein Mindestmass zurückgingen. Für eigene Wünsche blieb da kaum noch Platz. Über solchen Zwang Klage zu führen, kam Bertha Krupp niemals in den Sinn. Dem ständigen Wechsel setzte sie Gelassenheit entgegen, liess, was ihr nicht entsprach, nicht an sich heran, wies das Ungehörige mit einer Geste in seine Schranken, übersah das blässliche und ging über das Niedrige hinweg. Das Unvermeidliche aber trug sie mit Würde.

Vierundvierzig Jahre lang ist sie an der Seite Gustav von Bohlens gegangen. Sie war junge Frau und Mutter im

schillernden Glanz der Kaiserzeit, war die Repräsentantin des Namens Krupp auf der Jahrhundertfeier der Firma, als noch jeder Gedanke an einen Sturz des Hauses absurd erschien; sie ging durch den ersten Weltkrieg, der das Gefüge Europas wanken liess und die Firma an den Rand des Abgrunds brachte, besuchte 1923 ihren Mann im Gefängnis, unerschüttert in ihrer Haltung. Den neuen Aufstieg, den das Hitler-Regime mit sich brachte, verfolgte sie mit einem Argwohn, der aus ihrer Abneigung gegen alles Laute herrührte. Ihr gehörte jenes mittlere Lebensgefühl an, das so wenig Deutsche besitzen. Sie trug und überwand im zweiten Weltkrieg den Verlust zweier Söhne, sah, wie der Hügel vereinsamte, wie das in Jahrzehnten Aufgebaute zerfiel und verlor kein Wort, als sie in das Krankenzimmer im Blühnbacher Posthaus verschlagen wurde. Sie nahm die schwere Pflege ihres Mannes bis zur physischen Erschöpfung auf sich und blieb, wie ihre Schwester, davon überzeugt, dass diese Erdenwanderung nur eine Pilgerfahrt sei, dass reich oder arm zu sein nicht so viel bedeute, tue das aufgeregte Treiben der Menschen es erscheinen lässt, und dass Glück oder Unglück Erlebnisse seien, die es im eigenen Gewissen auszugleichen gelte.

Als im Jahr 1950 der Krieg in Korea ausbricht, fallen neue Lichter auf die Weltszenerie. Es zeigt sich, dass mit der Niederwerfung Deutschlands die Zeitübel nicht geheilt sind. Neben diese blutige Auseinandersetzung vorgeschobener Kräfte auf einem Prüffeld der Weltpolitik tritt der kalte Krieg zwischen den eben noch Verbündeten und zwingt den Westen umzulernen. Amerika muss erkennen, dass Friedensideale zur tödlichen Gefahr werden, wenn sie nicht der ganzen Welt gemeinsam sind. Die Vereinigten Staaten, die wie nach dem ersten Weltkrieg abgerüstet

haben, werfen das Steuer herum, und sie tun es energisch. Diese Umkehr wirkt sich überall in der Welt aus, auch im Leben der Bundesrepublik, in jedem Haus, auf jeden Bürger. Sie wirkt selbst hinein in die Zellen des Landsberger Gefängnisses, so sehr die Gefangenen von der Aussenwelt abgeschnitten sind.

Als die ersten Gerüchte laut werden, dass im Fall Krupp das letzte Wort noch nicht gesprochen sei, sind seit dem Nürnberger Urteilsspruch drei und seit der Verhaftung Alfried von Bohrens fünf Jahre vergangen. Um die Haftzeit zu ertragen, hat er sich feste Regeln aufgestellt. Er verbietet sich jeden Blick in die Vergangenheit und auch in die Zukunft, Auflagen, die sich leichter stellen als erfüllen lassen. Er sucht Vergessen in der Arbeit. Dabei sind ihm die in der Jugend erworbenen handwerklichen Fertigkeiten in der Schreinerei und Schlosserei nützlich. In den Lagern hat er sich die Arbeit selbst suchen müssen und hat sie gefunden, mag es sich auch nur um die Versetzung einer Lageranlage vom einen Platz zum andern gehandelt haben. Im Gefängnis wird den Häftlingen Arbeit zugewiesen.

Was er über die Ereignisse in der Firma hört, bringt keine Aufmunterung. Wohl ist es tröstlich zu wissen, dass die Kruppianer ihn nicht vergessen haben, dass sie in ihm nach wie vor den Chef des Hauses sehen und an seinem Schicksal persönlich Anteil nehmen. Aber diese Anhänglichkeit ändert nichts am eintönigen Lauf der Tage. Dann aber merkt er, dass eben in dieser Eintönigkeit auch eine Hilfe liegt. Die Zeit schwindet ihm unter den Händen. Erstaunt stellt er manchmal fest, dass wieder ein Monat vergangen ist, kaum dass er dessen gewahr wurde. Als sich im Herbst 1950 die Anzeichen einer Nachprüfung seines Falls verdichten, wird es ihm nicht leichter, das Gleichgewicht zu bewahren.

Hoher Kommissar der Vereinigten Staaten ist um diese Zeit John McCloy, ein Mann, dem es gelungen ist, auch bei den Deutschen Vertrauen zu wecken. Am 31. Januar 1951 verkündet er die Begnadigung Alfried von Bohlen und seiner Mitangeklagten; gleichzeitig hebt er die Konfiskation des Vermögens auf.

Dieser Akt findet ein unterschiedliches Echo; die Zeit und ihre Fronten sind noch immer verworren. Zwischen sachlicher Betrachtung und gehässiger Polemik fehlt es an keiner Abstufung. Die Stimmen aus England und Frankreich zeigen, wie schwer sich die Schatten der Vergangenheit vergessen lassen. Das der Labour-Partei nahestehende Blatt «Sunday Pictorial» stellt Bertha Krupp als eine alte Frau dar, die sich «grinsend» die Hände reibt, weil ihr Sohn bald wieder Kanonen giessen kann. Der «Observer» schreibt: «Die amerikanische Entscheidung bedeutet die Freilassung gefährlicher Wahnsinniger.» Karikaturen des «Daily Express» oder des «Independent Empire Sunday Express» erinnern an die Greuelpropaganda im ersten Weltkrieg. Anders lässt sich die französische Zeitung «Le Monde» vernehmen:

«Schnell fließt der Lethestrom durch unsere Zeit. Noch nicht sechs Jahre sind seit dem Ende des Krieges vergangen, und schon hat man Zeit gehabt, den letzten Sprössling der Familie Krupp zu zwölf Jahren Gefängnis zu verurteilen, ihm seine Stahlwerke zu nehmen, ihn zu begnadigen, ihn freizulassen und ihm seinen Besitz wiederzugeben. Das nennt man Schnelljustiz.

Zwar scheint es, als habe Krupp persönlich kein grosses Verbrechen begangen. Aber wenn man einen solchen Namen trägt, ist es nicht möglich, selbst nicht auf Befehl Hitlers, das Handwerk seines Papas zu übernehmen und gleichzeitig der Verfehmung entgegen zu wollen, die sich seit drei Kriegen

an diesen Namen mit seinem brutalen Klang geheftet hat. Dazu hätte er umsatteln, sich vielleicht der Religion zuwenden, den schönen Künsten widmen müssen. Herr Krupp aber hat Kanonen fabriziert –, wenn man ihn dazu auffordert, wird er auch damit wieder anfangen. Und persönlich ginge es ihm gut dabei.»

Demgegenüber schreibt die «Neue Zürcher Zeitung»:

«Dass der amerikanische Hochkommissar McCloy Krupp von Bohlen und Halbach und seine Mitarbeiter in die vor geraumer Zeit angekündigte Entlassungsaktion einbeziehen werde, stand seit jeher fest. Denn von Anfang an hatte der Krupp-Prozess erhebliche Bedenken erweckt. Ein unabhängiger Beobachter konnte sich nicht des Eindrucks erwehren, dass die Richter voreingenommen waren. Die Verteidiger, von denen mehrere im vorhergehenden Nürnberger Gerichtsverfahren sich bewährt hatten, sahen sich in der Wahrnehmung ihrer Pflichten so sehr behindert, dass den Angeklagten die ihnen zustehenden Rechte in vollem Umfang nicht zuteil wurden. Der Urteilsspruch fiel schliesslich unverhältnismässig streng aus.»

Zu den wegen seiner Entscheidung gegen ihn erhobenen Vorwürfen nimmt McCloy wiederholt Stellung, unter anderem in einem Brief an den Nationalökonom Karl Brandt am Nahrungsmittelforschungsinstitut Stanford in Kalifornien:

«Ich kann Ihnen versichern, dass die von mir getroffenen Entscheidungen nur nach mühevoller und sorgfältiger Überlegung gefällt worden sind. Ich befasse mich mit dieser Angelegenheit seit etwa acht Monaten, und ich erinnere mich nicht, je eine schwierigere Aufgabe gehabt zu haben. Ich erlaube mir, Ihnen anbei eine Abschrift der Entschliessungen, sowie den wichtigsten Teil des Berichtes des Begnadigungsausschusses zu übersenden. Ich würde es sehr begrüßen,

wenn Sie sie lesen würden. Nebenbei, ich möchte meinem schlimmsten Feind nicht wünschen, in einer solchen Lage die Probe des Entscheidens bestehen zu müssen, ob ein Mensch leben dürfen soll oder nicht.

Die Reaktion, die die Entlassung Krupps in England ausgelöst hat, ist mir rätselhaft. Zunächst weigerten sich die Engländer, überhaupt Industrielle vor Gericht zu ziehen, vielmehr übten sie Kritik und warfen uns Racheabsichten vor. Sie hätten Krupp aburteilen können, wenn sie gewollt hätten, bekundeten aber frühzeitig, sie hätten kein Interesse daran. Dieser Mann, der doch, wie Sie wissen, nicht der wirkliche Krupp war, der Hitler mitfinanziert hat, ist vielmehr dessen Sohn, der erst spät im Krieg in den Aufsichtsrat kam und nur sehr wenig Einfluss, wenn überhaupt, auf die Leitung der Firma ausübte. Sodann wurde er des Verbrechens der Zwangsarbeit für schuldig erklärt. Jedes Werk von einiger Bedeutung im Ruhrgebiet hatte Zwangsarbeiter beschäftigt –, sie wurden von der Regierung zugeteilt und von den SS- und SD-Gruppen überwacht, während die Werke sehr wenig, wenn überhaupt etwas mit den Bedingungen zu tun hatten, unter denen sie arbeiteten.

Wenn wir jetzt diesen Mann nach Abbüßung von über fünf Jahren Haft entlassen, erheben die englischen Zeitungen ein grosses Geschrei darüber und unterstellen, dass ich diesen Akt aus Gründen der Opportunität vor genommen hätte. Wenn ich aber auf politische Opportunität bedacht gewesen wäre, so wäre ich sicherlich nicht in dieser Weise verfahren mit einem Mann, der den Namen Krupp trägt. Aber da nun alle, die vorher wegen dieses Vergehens der Beschäftigung von Zwangsarbeitern für schuldig befunden worden waren, zu geringeren Strafen verurteilt und inzwischen freigelassen worden waren, konnte ich keinen Grund erkennen, diesen Mann nur deshalb in Haft zu halten, weil er Krupp

heisst. Unter allen Lagern, von denen ich am allerwenigsten Kritik in diesem Fall erwartet hätte, steht England an erster Stelle.

Was nun die Aufhebung des Urteils hinsichtlich des Vermögenseinzuges betrifft, so finde ich keinen Grund, diesen Mann vor allen andern, selbst vor denen, die offensichtlich Massenmord begangen haben, auszusondern. Denn in keinem andern Fall wurde das persönliche Eigentum eines Verurteilten eingezogen. Immerhin kann man bei einer Entscheidung wie der vorliegenden nur nach seinem Gewissen handeln und nicht nach einem möglichen Beifall oder einer Kritik.»

McCloy hat sich nicht in das Gestrüpp der Rechtsfragen verloren, sondern den gesunden Menschenverstand walten lassen, in dem mehr Weisheit ist als in den Paragraphen. Sein Gnadenakt legt Zeugnis ab für das innere Vermögen seines Volkes, sich von starren Standpunkten zu lösen, aus Verwirrungen zu Einsichten fortzuschreiten. Er beschämt damit das alte Europa, dem es schwerer fällt, aus seiner unseligen Vergangenheit zu lernen und sich von verknoteten Verstrickungen zu lösen.

Nach sechsjähriger Haft darf sich jetzt Alfried von Bohlen in einer Welt umsehen, die sich von den Zuständen des Jahres 1945 weit entfernt hat. Er tut es schweigend. Seine Zurückhaltung ist eine grundsätzliche. Vom hitzigen Kampf verspricht er sich nichts. Auch hat er zunächst nichts als seine persönliche Freiheit gewonnen. Die Aufhebung des Vermögenseinzugs gibt ihm noch nicht die freie Verfügung über das, was noch geblieben ist. Das Krupp-Vermögen ist durch diesen Akt nur in die Prozedur des Entflechtungsgesetzes Nr.27 geraten, das den «Aggressoren» jede «Betätigung in Stahl und Kohle» verbietet. Alfried von Bohlen ist der Ansicht, dass sein Freispruch von der Anklage der

Verschwörung gegen den Frieden im Bereich dieses Gesetzes wenig besagt. Er weiss zur Stunde seiner Entlassung nicht, dass er erst am Beginn des Kampfes um sein Erbe steht, und er kann nicht ahnen, dass dieser Kampf noch zwei Jahre währt. Am Ende wird Alfried von Bohlen gezwungen, sich von seinen Zechen und Kohlenfeldern zu trennen und seine Stahlwerke zu verkaufen. Andernfalls, so wurde ihm bedeutet, würden seine sämtlichen Unternehmen verkauft und nur der Erlös ihm zur Verfügung gestellt werden. Die Vereinbarung, die ihm damit abgerungen wurde, enthält kein Wort darüber, dass ihm in Zukunft die Teilnahme an der Rüstungsproduktion verboten sei.

So muss das Haus Krupp ebenso viel Widersprüchliches über sich ergehen lassen wie das gesamte Deutschland in diesen heillosen Nachkriegsjahren. Doch auch darin gleicht sein Geschick dem Deutschlands, dass aus den Vernichtungen zuletzt doch ein Rest geblieben ist, der nicht zerstört wurde. Dass es gelingen möge, das Unzerstörte neu zu bilden im Zeichen des Friedens und der Humanität, ist die Sehnsucht der Deutschen, die sich mit der einer schwer getroffenen Menschheit vereinigt. Der Friede freilich bleibt eine Gnade Gottes.

NACHTRAG

A. Bei Alfried Krupp von Bohlen und Halbach nach Durchführung des Entflechtungsplanes verbleibende Betriebe, Werke, Handelsgesellschaften und Gesellschaften mit 50 Prozent Beteiligung und mehr.

I. Unmittelbar zur Firma Fried. Krupp gehörig

Belegschaftsstand
vom 1.1.1953

Gussstahlfabrik, Essen	3'996
Widia-Fabrik, Essen	1'391
Lokomotivfabrik, Essen	3'758
Elektrowerkstätten, Essen	744
Baubetriebe, Essen	1'539
Essener Maschinenbau, Essen	424
Stahlbau Essen	734
Konsum-Anstalt, Essen	2'092
Krankenanstalten, Essen	276
Stahlbau Rheinhausen mit Zweigbetrieben	4'783
Emsländische Land- und Torfwirtschaft, Meppen	412
Dazu sieben weitere Betriebe	293
	20'442

II. Tochtergesellschaften

Südwerke G.m.b.H., Essen	1'798
Norddeutsche Hütte AG., Bremen	595
R. Dolberg AG., Dortmund	512
Krupp Kohlechemie G.m.b.H., Wanne-Eickel	489
Und fünfzehn weitere Betriebe	2'490

5'884

*III. Beteiligungsgesellschaften
mit 50 Prozent und mehr*

AG. Weser, Bremen	7'462
Harburger Eisen- und Bronzwerke AG., Harburg	523
Und vier weitere Betriebe	598
	8'583

Zusammen I, II und III: 34'909

B. Auf Grund des Entflechtungsplanes aus dem Krupp-Unternehmen ausscheidende Werke, Handelsgesellschaften und Beteiligungsgesellschaften mit 50 Prozent und mehr.

Sieg-Lahn Bergbau G.m.b.H.	4'069
Tonbergbaugesellschaft m.b.H., Kruft/ Rheinland	259
Capito & Klein AG., Düsseldorf-Benrath	937
Westfälische Drahtindustrie, Hamm	1'605
Bergwerke Essen	7'785
Zechen Hannover und Hannibal, Bochum- Hordel	5'248
Gewerkschaft Emscher-Lippe, Datteln	4'532
Gewerkschaft ver. Constantin der Grosse, Bochum	9'655
Hüttenwerk Rheinhausen	10'769
Und vier weitere Betriebe	275
	45'134

Unterstützungsempfänger der Essener Betriebe

	Zahl der Unterstützungsempfänger am 30. April 1952	Vom Mai 1945 bis Dez. 1952 sind in den Ruhestand überführt	Unter Berücksichtigung der Zu- und Abgänge beträgt die Zahl der Unterstützungsempfänger am 31. Dez. 1952
Arbeiterpensionäre	4'207	4'368	6'246
Arbeiterwitwen	3'563		4'876
Arbeiter - Vollwaisen	5		7
Angestelltenpensionäre (einschl. leitende)	1'594	1'723	2'659
Angestelltenwitwen	1'557		1'984
Angestellten - Vollwaisen	5		7
	10'931	6'091	15'779

Von den in der Zeit vom 1. Mai 1945 bis 31. Dez. 1952 in den Ruhestand überführten Belegschaftsmitgliedern (6'091) waren beim Ausscheiden aus dem aktiven Dienst noch nicht 65 Jahre alt:

von den 4'368 Arbeitern = 2'848
von den 1'723 Angestellten = 1'388.

Der Monatsbetrag der Vollunterstützung beträgt für die oben angeführten 15'779 Unterstützungsempfänger rund 885'000.- DM.

Printed in Germany
Satz und Druck H. Laupp jr (Sonderabteilung) Tübingen
Gebunden bei G. Lachenmaier Reutlingen
Einband und Schutzumschlag
von Professor Walter Brudi Stuttgart

Eingescannt mit OCR-Software [ABBYY Fine Reader](#)